germ.

Die Heimath.

Ein Schweizer Roman

von

J. D. H. Temme.

Landständische Leihbibliothek Schwyz

Erster Band.

Leipzig, 1868.
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

		Seite
I.	Auf der Habsburg	1
II.	In der Weid	22
III.	Zwei Ahnensäle	46
IV.	Eine Entführung	67
V.	Ein wilder Waldmensch	79
VI.	Ein Abenteuer mit dem wilden Waldmenschen	103
VII.	Ein alter Revolutionär und die Cidevants	126
VIII.	Das Hôtel Baur am See	157
IX.	Von der Todesstrafe	188
X.	Millionen zu den Millionen	212
XI.	Eine alte Excellenz und ein Messehörer bei dem alten Revolutionär	233
XII.	Mutter und Sohn	263
XIII.	Der Abschied vom Alpenglühen	284
XIV.	Der Fallit	307
XV.	Der Hochzeitstag	326
XVI.	Eine Hochzeit ohne Hochzeit	348

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Buch.

I.

Auf der Habsburg.

Die beiden bedeutendsten Knotenpuncte des schweizerischen Eisenbahnnetzes sind Zürich und Olten. Der Verkehr zwischen ihnen ist ein ungemein belebter. Im Sommer, wenn die Fremden aus allen Theilen der Erde der Schweiz zuströmen, mag es wenig andere Bahnen geben, die einen solchen Verkehr und ein solches Treiben darbieten, wie die Bahn zwischen Zürich und Olten.

Beinahe gerade an ihrer Mitte liegt das Bad Schinznach.

Die Schweiz hat wundervoll gelegene Badeorte: das freundliche Baden, das romantische Ragatz, das wilde Pfäffers, Leuk in dem tiefen Walliser Bergkessel, St. Moriz hoch dahinten im Engadin, und wie sie weiter heißen. Keiner hat eine

anmuthigere und reizendere Lage, als das Bad Schinznach, in dem schönen Aarthale, fast unmittelbar gegenüber der Stelle, an welcher die drei Schweizerflüsse Limmat, Aar und Reuß sich vereinigen, um weiter unten bei dem badischen Städtchen Waldshut sich in den deutschen Rhein zu ergießen.

Es war im hohen Sommer, in der bunten, bewegten Sommersaison. Auf jener Bahn zwischen Zürich und Olten flogen die Züge hin und her; auf der Station Schinznach hielten sie alle an. Fremde stiegen aus, stiegen ein. Das freundliche Stationshaus liegt kaum fünf Minuten von dem Bade; die Einsteigenden warfen noch einmal den Blick umher in die reizende Gegend, von der sie Abschied nehmen sollten. Die Aussteigenden schauten eine Zeitlang verwundert, entzückt in das weite Thal mit seinen drei Strömen, auf das malerische Städtchen Brugg, bei dem sie sich vereinigen, auf die freundlichen Dörfer zu beiden Seiten, auf die hohen Berge, die zu allen Seiten sich emporthürmen mit ihren dichten Laubwäldern, mit ihren alten Burgruinen und neuen Schlössern.

Einem Zuge, der von Zürich herkam, entstiegen Fremde aus allen Waggons. Die meisten waren wohl gewöhnliche Touristen, die sich einen

Tag, vielleicht nur ein paar Stunden, bis zu dem nächsten Zuge, in dem schönen Bade umsehen wollten. Man erkannte sie an jener Ueberraschung und Bewunderung, womit sie zuerst an dem Stationshause ihre Schritte anhielten und in das Thal und auf die Berge schauten, bevor sie ihren Weg zu dem Bade fortsetzten.

Aus einem Coupé kam ein einzelner junger Mann hervor.

Er war eine hohe Gestalt in eleganter Touristenkleidung, und einer der Ersten, die ausstiegen; es schien, daß er es hatte sein wollen und daß er so wenig wie möglich bemerkt sein wollte. Er suchte schnell einen Winkel der Einsteigehalle auf und stellte sich dort hinter einen Pfeiler. Er konnte die Reihe der Wagen übersehen, Alles, was ein- und ausstieg. Er beachtete nur die Aussteigenden, und unter diesen nur Eine Gruppe.

Aus einem andern Coupé, einem der vordersten in der langen Reihe der Wagen, kam eine Gesellschaft von Damen zum Vorschein. Es waren lauter junge Mädchen, genau gezählt, neun. Der junge Mann zählte sie sorgfältig, als wenn er sich überzeugen wollte, ob die Zahl der Grazien wirklich voll sei und auch nicht überstiegen werde.

Sie waren einfach gekleidet, die jungen Damen, wie zu einer Landpartie. Sie waren alle hübsch, ein paar von ihnen konnte man schön nennen, besonders, eine hohe, schlanke Blondine. Nur auf sie waren die Augen des jungen Mannes gerichtet, und sie wurden so sonderbar trübe, als er sie sah, und über die stolzen und entschlossenen Züge seines schönen Gesichtes lagerte sich eine Trauer, die tief aus dem Herzen kommen mußte.

Die neun jungen Damen waren allein, keine ältere Frau war bei ihnen, kein männlicher Begleiter. Nur ein Bedienter in Livrée und eine ältere Dienerin gesellten sich zu ihnen. Beide hatten sich in einem Wagen dritter Classe befunden und trugen bedeckte Körbe, wahrscheinlich mit Lebensmitteln für die Landpartie.

Die hübschen Gesichter der jungen Gesellschaft sahen wohl recht vergnügt, manche schelmisch aus — nur das feine Antlitz der hohen, schlanken Blondine blickte ernst vor sich nieder, melancholisch sogar. Aber sehr still und ehrbar verhielten sich Alle. Man hörte in der Gruppe kein lautes Wort, man sah keinen lauten Bick. Nur leises Lächeln glitt über die Lippen, nur hin und wieder schlich sich ein flüchtiger Blick über die Fremden, die sich an den Wagen drängten.

Sie waren nicht fremd hier. Ohne die Augen in die schöne Gegend umher zu richten, ordneten sie an den Kleidern, was daran im Wagen in Unordnung gerathen war, dann schritten sie quer über die Eisenbahn.

Ein hoher Berg erhob sich dort, nahe an der Bahn, schon unten an seinem Fuße mit dichtem Laubholz bewachsen.

Still und züchtig und ehrbar schritten sie auf den Berg zu, verschwanden sie nach einer halben Minute in dem Gehölze. Sie waren paarweise gegangen, wie eine Mädchenpension, man hatte auch jetzt keinen Laut von ihnen gehört, keine hatte sich umgesehen. So sittsam und enthaltsam hätte eine Mädchenpension, auch unter der Obhut der strengsten Augen, nicht gehen können.

Der Zug der Eisenbahnwagen war weiter gefahren; die Fremden, die nicht weiter mitfuhren, hatten sich die Gegend besehen und ihren Weg zu den Gebäuden des Bades fortgesetzt. An dem Stationshause war es leer und still.

Der junge Mann trat aus seinem Winkel hervor. Seine Blicke folgten nach der Höhe des Berges, an dessen Fuße die jungen Damen verschwunden waren.

Sie machte einen Ausflug mit ihren Gespie-

linnen, den letzten vor der Hochzeit! Heiter war sie nicht. Sie wird es wieder werden. Sie bleibt in ihrer Heimath, in ihren Verhältnissen.

In der Waldung des Berges wurde gesungen. Fröhliche Mädchenstimmen drangen zu dem jungen Manne hinunter. Jetzt, da Niemand sie mehr sah, da sie allein für sich waren, hatten sie laut werden können.

An einem Sommermorgen
Da nimm den Wanderstab,
Es fallen deine Sorgen
Wie Nebel von dir ab.

Ob sie mitsingt? fragte der junge Mann. Sorgen hat ihr Herz gewiß! Ob sie von ihr abfallen können? Heute? Da oben? Dort sah ich sie zum ersten Male — sie mich. Warum mußte sie heute den Platz wieder wählen?

Er wurde in seinem Horchen wie in seinen Gedanken unterbrochen.

Das waldbedeckte Gebirge zieht sich bei Schinznach weit an der ganzen Linie der Eisenbahn entlang.

Aus dem Walde war ein Herr getreten, hatte sich nach allen Seiten umgesehen, kam vorgeschritten.

Er war eine sonderbare Erscheinung; lang,

breitschulterig, mit einem gekrümmten Rücken und trotzdem von einer strammen, wie militärischen Haltung, noch jung, etwa in der Mitte der Dreißiger-Jahre, das Gesicht breit, mit einem großen hellblonden, fast weißen Schnurrbarte, die ganze Erscheinung übermüthig, herausfordernd.

Er hatte den jungen Mann gesehen und ging auf diesen zu.

Der junge Mann sah auch ihn, trat ihm rasch entgegen.

Am Rande des Gehölzes trafen sie sich.

„Gehen wir nicht besser in den Wald zurück?“ fragte der junge Mann.

„Wäre hier Gefahr?“

„Ich wüßte zwar nicht —“

„So bleiben wir. — Indeß, wie Sie wollen.“

Der Fremde mit dem krummen Rücken wandte sich um. Beide gingen in das Gehölz.

„Haben Sie besorgt?“ fragte der Fremde den jungen Mann.

„Ja, war die Antwort.“

„Und wir sind sicher?“

„Vollkommen.“

„Auch vor Entdeckung?“

„Ich wüßte in der Schweiz keinen verborgeneren Platz.“

„Darauf kommt es an. Sind wir einmal entdeckt, gefunden, so gebe ich für unsere Sicherheit nichts mehr. In solchen Fällen hört auch das Völkerrecht auf."

„Wir haben der Schweiz gegenüber kein Beispiel. Ihr Asyl wird von aller Welt geachtet."

„In solch einem Falle nicht, sage ich Ihnen. Ich selbst würde es nicht achten, wenn ich in der Lage der Anderen wäre."

Der Mann mit dem krummen Rücken sagte das mit seinem herausfordernden, rücksichtslosen Uebermuthe.

„Sie auch!" bemerkte der junge Mann.

Das Wesen des Anderen schien ihm nicht besonders zuzusagen."

Dem Anderen war das gleichgültig. Er lachte.

„Uebrigens was wollen Sie? Kennen Sie die Geschichte der Entführung des letzten Kurfürsten von Hessen?"

„Ich erinnere mich ihrer nicht."

„Ich will sie Ihnen erzählen. Wir haben Zeit."

„Haben wir?"

Der Andere zog seine Uhr hervor.

„Wir haben halb Elf."

„Sie kommen erst um zwei Uhr, mit dem zweiten Zuge."

„Sie kommen also?“

„Ja. — Sie dürfen doch kommen?“

„Ich sagte es Ihnen.“

„Gut. So hören Sie meine Geschichte. Die Kurfürstin war bekanntlich die Schwester des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten von Preußen. Ihr Gemahl, der Kurfürst, behandelte sie, wie auch Kurfürsten ihre Frauen nicht behandeln sollten. Das System der Feldjäger war damals in Berlin noch nicht erfunden. So ließ der König unter der Hand seiner Schwester ein Asyl in Preußen anbieten; aber daß sie aus den kurfürstlichen Staaten entkomme, das sei ihre Sache. Die Mediatisirungs-Gedanken existirten damals ebenfalls noch nicht. Es gelang der Kurfürstin, zu entkommen. Sie fand die versprochene Aufnahme in Preußen, im Schlosse zu Bonn am Rhein. Man hätte meinen sollen, dort sei sie sicher genug vor einem kurhessischen Ueberfalle. Die französische Grenze war wohl nahe, aber die hessische war weit. Ueberdies lag in Bonn ein ganzes preußisches Ulanen-Regiment, und ein paar Dutzend Gensd'armen waren ausschließlich zur Sicherheit der hohen Dame commandirt. Der Kurfürst entführte sie dennoch dem Könige. Sie fuhr eines Tages wie gewöhnlich spazieren, bei hellem, lich-

tem Tage, auf der Chaussee nach Godesberg, der beliebtesten Straße um Bonn. Eine Viertelstunde vor der Stadt kommen dem Wagen ein Dutzend Bauern zu Pferde entgegen, umringen ihn, werfen den Kutscher vom Bock, die Bedienten hinten vom Bret und Einer setzt sich an die Stelle des Kutschers, ergreift die Zügel der Pferde des Wagens, jagt mit diesen weiter, die Andern galoppiren ihm zur Seite. Die Bauern waren verkleidete hessische Dragoner, die weit aus dem Hessenlande her, zu diesem Abenteuer von ihrem Herrn entsandt, herübergekommen waren. Sie hatten Meilen auf Meilen Relais zurückgelassen und sie hatten die preußische Grenze hinter sich, bevor man in Bonn nur wußte, wohin man mit Ulanen und Gensd'armen sie verfolgen solle. — Sie sehen, mein lieber Herr v. Alten, mit Entschlossenheit und Muth, und freilich auch mit ein klein wenig Uebermuth — sehen Sie mich nur darum an — kann man in der Welt Alles. Und nun sprechen wir wieder über unser Geschäft. Werden Sie uns weit von hier unterbringen?"

„Am Züricher See."

„Wie weit haben wir von hier nach Zürich?"

„Die Eisenbahn führt in einer Stunde hin."

„Auf der Eisenbahn können wir nicht fahren."

„Ich denke es mir. Auch sonst auf der gewöhnlichen Landstraße nicht?“

„Nein! Wir müssen das unwegsame, menschenleere Gebirge aufsuchen.“

„Sie kennen es hier?“

„Ja. Ich bin in dieser Gegend genau bekannt.“

Der junge Mann, der Herr v. Alten, sagte das mit einem leisen Seufzer.

Der Andere achtete nicht darauf. Ein weiterer Gedanke beschäftigte ihn.

„Werden wir in den Bergen zu Fuße reisen müssen?“

„Ich habe für einen Wagen gesorgt, aber nur für einen. Die Bestellung mehrerer hätte mich verrathen können.“

„Einer genügt. Wann werden wir den See erreichen?“

„Ich hoffe noch in der heutigen Nacht.“

„Wir müssen also die Nacht durch reisen?“

„Es wird wenigstens beinahe so sein müssen.“

„Der alte Herr thut mir leid. Indeß, er war ja früher Soldat. Gehen wir zu ihm.“

„Er ist in der Nähe?“

„Wir haben in jener Schlucht unseren Aufenthalt genommen.“

Der lange Herr mit dem krummen Rücken

zeigte nach der Gegend zurück, aus der er gekommen war.

Sie gingen dahin.

Unter den Bäumen setzten sie ihr Gespräch fort.

Der junge Mann war jetzt der Fragende, und der Andere berichtete.

„Sie kommen erst mit dem zweiten Zuge?"

„So sagte ich. Der Kammerdiener Freimann telegraphirte es mir heute früh aus Genf nach Aarau in unserer verabredeten Chiffreschrift.

„Und nun Ihr Plan hier? Sie behielten sich ihn vor, wenn Sie hier Alles in Augenschein genommen hätten."

„Er ist folgender, und so habe ich ihn sofort an Freimann zurücktelegraphirt und sie kennt ihn. Sie fahren in drei zusammenhängenden Wagen erster Classe. Sie ist im ersten, mit der alten Principessa und dem Duca. In dem dritten ist ihre erste Kammerfrau, die Grüning. Wenn der Zug hier hält, bittet sie die Principessa, die Grüning zu ihr rufen zu lassen, der sie etwas zu sagen habe. Die alte Principessa wird den Befeh in den zweiten Wagen ertheilen und im ersten bleiben. Die Grüning wird kommen; sie wird leise mit ihr sprechen, zum Schein, und sich dabei, wie aus Zerstreuung, an die offene Wagenthür

stellen. In dem Augenblicke, da der Zug weitergehen will, da die Schaffner ihr Fertig gerufen haben, die Locomotive pfeift, die Räder sich in Bewegung setzen, erscheine ich an der offenen Thür, sie stürzt aus derselben, die Principessa wird sie zurückhalten wollen; die Grüning reißt die Principessa zurück oder den Marchese, wer es ist. Ich fange sie in meinen Armen auf und bin mit ihr im Walde, ehe die Anderen sich besinnen. Die Grüning ist ihr nachgesprungen, wenn sie noch Zeit dazu hatte. Sonst muß sie bleiben — es thut mir leid. Der Zug braust weiter, unaufhaltsam, hält erst wieder auf der Station Turgi, wenn unsere Spur längst im tiefen Gebirge verloren ist."

„Das ist Ihr Plan, Herr Hauptmann?" fragte der Herr v. Alten den Herrn mit dem krummen Rücken.

„Das ist mein Plan. Sie werden finden, daß er ein sehr einfacher ist."

„Unter einer Menge complicirter Voraussetzungen!"

„Mein lieber Herr v. Alten, ich sagte es Ihnen schon, mit Muth und Entschlossenheit gewinnt man die Welt."

„Sie setzten noch etwas hinzu."

„Ein wenig Uebermuth! Es ist wahr! Es ist jedenfalls besser, als zu viele Scrupel."

„Es sei Ihnen zugegeben. Aber erlauben Sie mir eine Frage."

„Eine, wohlan!"

„Das Gefolge wird rufen, schreien. Der ganze Zug wird Halt rufen. Der Locomotivführer wird halten."

„Wird nicht halten," sagte ruhig der Hauptmann, „darf nicht halten."

„Und warum nicht?"

„Er ist gewonnen. Ich hatte vergessen, es Ihnen zu sagen."

„Das verändert allerdings die Sache. Indeß —"

„Ich gestatte Ihnen nur Ein Bedenken. Oder wüßten Sie einen anderen, besseren Plan?"

„Ich muß gestehen, ich hatte vergeblich nachgesonnen."

„Und ich will Ihnen sagen, warum vergeblich. Es fehlt Ihnen weder an Muth noch raschem Entschluß, aber — wir sprachen doch von Uebermuth; ich glaube, der fehlt Ihnen noch."

„Noch, mein Herr Hauptmann?"

„Wie Sie wollen. Gehen wir zu dem alten

Herrn. Er ist so gespannt und so brav und liebt sie wie seine Tochter, und sitzt in so großer Angst, ob Alles gelingen werde."

Der Herr v. Alten hatte sich besonnen.

„Es ist jetzt Elf. Wir haben noch drei Stunden Zeit. Ich möchte einen Spaziergang den Berg hinauf machen."

„Zu der Burg?" fragte der Hauptmann.

„Zu ihr. Ich war lange nicht da, und es ist so schön oben."

„Und man kann dort von Deutschlands Größe träumen."

„So hätte man sie doch im Traume."

„Aber wie, mein Herr v. Alten, ich denke, Sie sind Republikaner?"

„Ja."

„Und wollen zu der Kaiserburg pilgern?"

„Zu der Burg eines Kaisers, der dem deutschen Volk wieder das Recht und den Frieden gab."

„Dem Volke, indem er dem Adel seine Rechte nahm!"

„Darf der Adel Rechte haben gegenüber dem Volke?"

„Ach, Sie haben doch nicht umsonst in der Schweiz gelebt, trotz Ihrer Kaiserpilgerfahrt."

„Herr v. Hachenberg," sagte der jüngere Edelmann, „meine republikanischen Grundsätze hat mir die Geschichte gebracht."

„Der neueren Zeit! Eigentlich die Luft, das Miasma der neueren Zeit!"

„Wie Sie wollen, Herr Hauptmann. Die neuere Zeit ist die geschichtliche Entwicklung der älteren."

„O, so hatte auch früher der Kaiser sein Recht, wie jetzt die Republik!"

„Sie haben die Geschichte nicht ohne Nutzen studirt, Herr Hauptmann. Adieu! In anderthalb Stunden bin ich wieder bei Ihnen. Dem braven alten Herrn bis dahin meinen unterthänigen Respect. Sie sind doch in der nächsten Schlucht, hier rechts?"

„Dort gleich um die Ecke."

Sie trennten sich. Der Hauptmann bog rechts um einen Vorsprung des Berges. Der Herr v. Alten wandte sich links, ging eine Weile ohne Pfad unter den Bäumen hin, hatte dann einen Fußweg gefunden, den er weiter verfolgte. Der junge Edelmann war bekannt in dem Gebirge.

Der Fußweg führte höher den Berg hinauf, eine Strecke weit durch den dichten Wald, der

jede Aussicht verschloß; dann mitten durch ein großes, reiches Kornfeld. Der Wald schloß auch dieses nach rechts und links ein; geradeaus aber lag die Spitze des Berges offen und oben auf der Spitze sah man die Ruine einer alten Ritterburg.

Es war die Ruine Habsburg.

Vor sechshundert Jahren war die Burg der Wohnsitz des Grafen Rudolph von Habsburg, der dann der mächtige Kaiser des deutschen Reiches wurde.

Der junge Edelmann ging langsam in dem Kornfelde weiter. Die hohen Halme verbargen ihn, auch denen, die oben auf der Burg waren. Als er aber in die Nähe der Ruine kam, schlug er einen schmalen Pfad ein, der sich links in die Waldung zog. In dieser erstieg er die Höhe des Berges ganz, bis zu jener von Holz entblößten Spitze, auf welcher, frei und weit in das Land hineinschauend, die alte Grafenburg liegt, deren Sohn der mächtige deutsche Kaiser wurde, deren Enkel Jahrhunderte lang das mächtige deutsche Reich beherrschten, die aber dennoch nie eine Kaiserburg war.

Neben der Ruine ist ein weiter freier Rasenplatz, der frühere Burghof, in dessen Mitte sich

eine breite Linde erhebt. Den Stamm der Linde umgiebt ein runder Tisch, den Tisch umgeben Bänke.

Unter der Linde hatte sich die Gesellschaft der jungen Damen gelagert, die vor einer Stunde den Berg hinaufgegangen waren. Der junge Mann sah sie da oben nicht; er wagte sich nicht ganz in ihre Nähe; sie hätten auch ihn sehen können. Aber er hörte ihre Stimmen, ihr Scherzen und Lachen, ihren Gesang.

Der Wald, der den Habsburger Berg bedeckt — er heißt der Wülped oder Willibaldsberg — hört in der Nähe der Ruine auf, um der Burg nach allen Seiten jene freie Aussicht zu gewähren. Krauses, niedriges Gebüsch zieht sich jedoch rechts und links bis nahe an das alte Gemäuer hinan.

In dem Gebüsch hatte der junge Edelmann sich auf dem weichen Moose niedergelassen. Sein Auge war nach der Linde auf dem alten Burghofe gerichtet; den Baum sah er wohl, aber die Gestalten, die sich unter ihm bewegten, konnte er nicht gewahren. Sein Ohr lauschte nach ihren Stimmen, ihren Worten; die Töne drangen wohl zu ihm, aber die Worte wurden ihm nicht vernehmbar; nicht einmal die Stimmen vermochte er zu unterscheiden, keine einzige, wie sehr er nur

eine einzige hätte heraushören mögen. Unter den Scherzenden, Lachenden war diese Eine Stimme wohl nicht! Auch unter den Singenden nicht! Sie sangen so fröhliche, lustige Waldeslieder.

Lust und Fröhlichkeit zogen auch in sein Herz nicht ein. Je länger er lag, je länger er nach dem grünen Lindenbaum hinaufschaute und den lustigen Tönen horchte, desto mehr schienen Wehmuth und Trauer ihm das Herz zu füllen.

Hier sah ich sie zum ersten Male. Hier wird nun mein Auge sie zum letzten Male schauen. Ich muß sie sehen — noch einmal. Es ist nicht ein Zufall, der uns Beide in derselben Stunde wieder hieher führte. Ich trug noch ein bitteres Gefühl gegen sie im Herzen. Trage ich es nicht noch darin? Es muß fort. Sie ist gut, edel, unglücklich. Für das Andere kann sie nicht: die Erziehung, die engen Verhältnisse des Lebens. — Ich muß sie wiedersehen, noch einmal, damit die volle Liebe zu ihr wieder in mein Inneres zieht und mich stärkt auf dem Lebenswege, der weit und öde und nur mit Dornen bestreut vor mir liegt. Freudlos, wie meine Jugend war, an der Seite des edlen Vaters, den sein Vaterland ausstieß, der sein Haupt in fremder Erde zur ewigen

Ruhe niederlegen mußte, ungeliebt von der Mutter, jetzt verlassen von dem einzigen Herzen —

Ewiger Gott! unterbrach er sich.

Er sprang auf, er wollte in das Dickicht des Waldes fliehen. Er war festgebannt.

Fünf Schritte von ihm stand die hohe, schlanke, junge Dame mit den blonden Locken, mit der stillen Trauer in dem feinen Gesichte.

Sie hatte die fröhliche, lustige Gesellschaft unter der Linde des Burgplatzes verlassen. Sie hatte allein sein müssen. Sie kam in das Gebüsch am Fuße des Burgplatzes. Sie wollte tiefer hineingehen.

Da stand sie vor dem jungen Edelmann.

Sie sah ihn, er sah sie.

Sie wollten Beide fliehen, sie vermochten es Beide nicht.

Auf ihr feines Gesicht hatte sich die Bläße des Todes gelegt; ihre Kniee zitterten.

Der junge Mann sprang zu ihr, hielt sie, daß sie nicht umsank.

„Natalie!“ rief er.

„Herr v. Alten, ich bin Braut!“

„Ich weiß es, Natalie! Ich habe auch nur noch Eine Bitte an Dich.“

Er warf sich vor ihr auf die Kniee.

„Segne mich, Natalie! Bleibe mein Engel!“

Sie weinte laut. Sie legte unwillkürlich die Hände auf sein Haupt. Sie beugte sich über ihn.

„Hermann!“ sagte sie leise.

„Süße Heimath!“ sangen ihre Gespielinnen oben unter der Linde.

Sie richtete sich empor. Sie hatte ihre Kraft wieder.

„Lebe wohl!“ sagte sie leiser.

„Lebe wohl, Natalie! Für immer!“

Sie kehrte den Weg zurück, den sie gekommen war, langsam, aber mit festem Schritt. Sie sah sich kein einziges Mal um.

Er winkte ihr still nach.

Unter der Linde sangen sie das Lied von der Heimath, und als sie zu Ende waren, erhoben sie plötzlich laute und anhaltende Rufe der Freude und Ueberraschung:

„Nanni! Nanni!“

II.

In der Weid.

An demselben Morgen war der von Rappers-wyl nach Zürich fahrende Eisenbahnzug auf der Station Bubikon angekommen.

Das Dorf Bubikon liegt am Ausgange des Glatthales, mitten zwischen den Bergen, die längs dem nordöstlichen Ufer des Züricher Sees laufen. Oberhalb des Dorfes steht die alte Commende der Johanniter-Ritter, das „Bubikoner Ritter-haus" genannt. Unter dem Ritterhause liegt das Stationshaus der Eisenbahn.

Der Zug hielt zwei Minuten, gerade so lange, daß eine Dame aussteigen und ihr aus einem hohen, großen Reisekoffer bestehendes Gepäck sich konnte reichen lassen.

Es war eine junge Dame, klein, etwas rund, mit einem hübschen, frischen Gesicht, mit hellen, lebhaften Augen.

Der Zug der Eisenbahn fuhr weiter.

Die kleine Dame sandte ihm keinen einzigen Blick nach. Sie hatte in dem Wagen nichts ver-loren, nichts zurückgelassen.

Aber in das Thal hinein mußte sie die Augen richten, und dann rund umher zu den Bergen hinauf.

„Süße Heimath!“ sagte sie dabei. Aber gleich hinterher warf sie so sonderbar die frischen Lippen auf. Dann mußte sie sich doch die Berge noch einmal ansehen, einen nach dem andern.

„Ihr seid ja noch Alle da, ganz wie vor tausend und tausend Jahren, und schaut noch immer auf die Menschen hernieder, die sich auch nicht verändert haben seit den Pfahlbauten bis heute; andere Kleider tragen sie wohl, und über den Kieselstein stellen und schätzen sie andere Steine, die sie edle Steine nennen, und mit und aus denen sie nichts Anderes machen können, nicht einmal eine armselige Stecknadel. Aber sonst sind sie, wie sie waren, sie möchten denn gewonnen haben an Haß und Neid, an Mißgunst und Feindschaft, an Feigheit und Eitelkeit, und — o, da bist Du ja auch noch, alter Daniel, und ich bin auch wieder da.“

„Und es ist gut, daß Sie wieder da sind, Jungfer Nanni,“ erhielt sie zur Antwort. „Seien Sie willkommen in der Heimath. Es ist doch nirgends in der Welt besser, als im Schweizerlande.“

„Ja, ja, alter Daniel, aber —“

Sie hielt zurück, was sie hatte weiter sagen wollen.

Eine mit zwei Pferden bespannte Equipage hatte, auf den Eisenbahnzug wartend, in der Nähe des Stationshauses gehalten, war herangekommen, als der Zug hielt und fast in derselben Minute weiter gefahren. Der Kutscher, der sie führte, war der alte Daniel, der die junge Dame in der Heimath willkommen hieß.

„Was machen sie in der Weid? fragte Nanni. Sind sie Alle wohlauf?“

„Wohlauf sind sie Alle. Es ist aber doch gut, daß Sie kommen, Jungfer Nanni.“

„Und warum?“

„Es ist in der Weid nicht Alles, wie es sein sollte.“

„Und was fehlt? Oder ist etwas zu viel da?“

„Gott mag es wissen. Und doch — aber steigen Sie erst ein. Ich erzähle Ihnen auf dem Wege.“

Den großen Koffer der Dame hatte der alte Mann auf dem Wagen schon untergebracht. Er half ihr selbst hinein, stieg auf den Bock und fuhr davon.

Der Weg, den er nahm, führte unter dem alten Ritterhause vorüber durch das Dorf Bubikon, dem Züricher See zu.

Zwischen dem Dorfe und dem See war die Weid, zu der sie wollten.

Der See lag vor ihnen, mit den Bergen seines jenseitigen, südwestlichen Ufers, den langen Ketten der Hohen Rose, des Albis; hinten im Westen über Zürich der Uetli; geradeaus, dem alten Rapperswyl gegenüber, der Etzel; tief im Süden, hoch am Himmel sich aufthürmend, die Glarner und Urner Schneealpen.

Der jungen Dame schien doch das Herz weiter zu werden und die Augen wurden ihr feucht.

Sie sind ja noch Alle da — die ganze theure Heimath ist noch da, mit ihren Lieben, mit ihrem Leben, wenn auch mit ihrem engen, beschränkten Leben!

„Du wolltest mir erzählen, Daniel," sagte sie dann zu dem Kutscher.

„Ja, Jungfer Nanni, und ich will es Ihnen nur gleich sagen: es ist die Jungfer Natalie, von der ich Ihnen erzählen wollte."

„Ja, ja," sagte die kleine junge Dame, die in der Schweiz kein Fräulein und keine Miß mehr war. „Ja, ja, ich dachte es mir. Bei ihr fehlt etwas, Daniel?" fragte sie.

„Sie hat es wenigstens schwer auf dem Herzen, Jungfer Nanni."

„Und sie hat in fünf Tagen ihre Hochzeit?"

„Gerade das —"

„Das wird sie still machen, alter Daniel, und das muß so sein kurz vor der Hochzeit."

„Das meint auch die Frau Oberst, und sie sagt, die Frau Oberst, eine Braut dürfte sogar manchmal traurige Gedanken haben, desto mehr Glück und Freude sei nachher in der Ehe."

„Hat denn die Jungfrau Natalie auch traurige Gedanken?"

„Gott weiß es, Jungfer Nanni."

„Die Tante mag am Ende Recht haben."

„Ei, Jungfer Nanni, das sagen Sie?"

„Warum sollte ich nicht?"

„Die Frau Obrist meint, wenn Sie einmal eine Braut seien, Sie würden den ganzen Tag durch das Haus springen und singen und jubiliren, und darum —"

Der alte Mann stockte.

„Kein Glück in der Ehe haben?" sagte die junge Dame.

„Etwas Sorge hatte die Frau Oberst."

„Vor der Hand, Gott Lob! noch umsonst."

Der alte Kutscher wollte wieder gutmachen, was er ausgeplaudert hatte.

„Die Frau Oberst meinte aber auch, Jungfer Nanni, Sie könnten nicht dafür, es liege Ihnen im Blute; die selige Frau Mutter —"

Er fühlte, daß er auf dem Wege sei, noch schlimmer zu machen, was er hatte gutmachen wollen.

Fräulein oder Jungfer Nanni lachte, aber indem sie lachte, mußte sie die Lippen ein wenig zornig aufwerfen.

„Weil meine selige Mutter eine Deutsche war, und keine Schweizerin! Das meinte die Tante."

„Das meinte die Frau Oberst, aber sie sagte auch, die selige Schwägerin habe das bravste Herz von der Welt gehabt, sie sei nur zu herzensgut gewesen, und ein Schweizer und eine Deutsche thue nun einmal nicht gut."

„Ja, ja, Daniel! Und das ist auch wohl Deine Meinung?"

„Die Leute sprechen viel so."

„Du wolltest mir erzählen, Daniel."

„Daß in fünf Tagen die Hochzeit ist, wissen Sie, Jungfer Nanni?"

„Ich komme ja dazu her."

„Und Sie haben die weite Reise gemacht aus England? Das sind schon zwei Jahre, als Sie dort waren, Jungfer Nanni. Wie die Zeit vergeht!"

„Mir wurde sie lang genug."

„Ich kann es mir denken — in dem fremden Lande. Und ein miserables Leben muß da sein."

„Warum das, alter Daniel?"

„Hm, Jungfer Nanni, man sieht in der Schweiz so viele Engländer, und sie haben auch Geld genug, aber sie sehen alle so hager und blaß und traurig aus, und nur ihre Nasen sind roth; auch die Frauenzimmer sind so."

„Auch ich, Daniel?"

„Gott Lob, Jungfer Nanni, nein. Sie sind frisch und munter, und Sie sind selbst runder geworden."

„Und eine arme Gouvernante hat nicht immer das beste Leben, Daniel."

„Ich glaube es wohl,"

„Du mußt mir noch mehr erzählen, Daniel."

„Daß die Hochzeit in der Weid ist, wissen Sie auch?"

„Natalie hat es mir geschrieben."

„Und da können Sie denken, wie im Hause großes Schaffen und Herrichten ist, und die Frau Oberst ist überall selbst dabei, und die Jungfer Natalie darf nichts anrühren — es bringe Unglück, meint die Frau Oberst. Sie hätte aber auch keine Zeit, die Jungfer Natalie. Da kommen den ganzen Tag neue Kleider und Tücher, und Spitzen und Hüte, und wie all' der Hochzeitsstaat heißt, und die Jungfer Braut muß Alles anprobiren und sich darin vor dem Spiegel

besehen, und — das sage ich Ihnen im Vertrauen, Jungfer Nanni — die alte Katharina hat mir erzählt, vor dem Spiegel müsse sie mehr weinen als lachen."

„Warum thut sie es?" sagte Fräulein Nanni.

„Was?" fragte der Kutscher, der sie nicht verstand.

„Warum nimmt sie denn all' den Hochzeitsstaat und besieht sich darin vor dem Spiegel?"

Der Kutscher verstand sie noch weniger.

„Eine so reiche und vornehme Jungfer kann doch nicht heirathen ohne Hochzeitsstaat."

„Erzähle mir von ihrem Bräutigam, Daniel."

„Er ist ein hübscher Mensch, Jungfer Nanni."

„Hat er nicht rothe Haare?"

„Sie sind nur etwas gelblich."

„Und heißt er nicht Murschel?"

„Jacob Murschel, Jungfer Nanni."

„Du hast eine Tochter, Daniel?"

Sie dient in der Weid — die Breneli."

„Hm, frage doch Deine Breneli, ob sie lieber Frau Tobias Hasenfratz oder Frau Jacob Murschel heißen wolle."

„Der Herr Murschel ist aber reich, Jungfer Nanni. Er ist acht Jahre in Amerika gewesen und hat dort viel, viel Geld verdient. In New-

yorf hat er noch ein großes Haus — sein Compagnon steht ihm vor. In St. Gallen hat er vor einem Jahre ein großes Geschäft etablirt. Die Leute können nicht genug von seinem Reichthum sprechen."

„Ist Natalie nicht selbst reich genug?"

„Das haben wir uns auch gesagt, Jungfer Nanni."

„Dann habt ihr Euch noch mehr gesagt."

Der alte Mann antwortete nicht.

„Warum schweigst Du jetzt? Vorhin sagtest Du, es sei nicht Alles in der Weid, wie es sein müsse."

„Die Jungfer Natalie wird es Ihnen selbst sagen, Jungfer Nanni, und Sie —"

„Und ich?"

„Sie sind resolut, Jungfer Nanni. Sie wissen immer das Beste. Sie werden ihr helfen."

„Helfen? Acht Tage vor der Hochzeit?"

Der Wagen hatte den Berg, der nach dem See hin sich sanft abdachte, zurückgelegt, und fuhr in einem Thale, das links nach Rapperswyl zu sich weit ausdehnte, rechts aber von einer zusammenhängenden Masse hoher, theils felsiger, theils waldiger Berge begrenzt war. Die Bergmasse erhob sich plötzlich, schroff und wildphantastisch

in der Ecke des Thales, als wenn nach alten Sagen der Teufel einmal, um eine arme Seele zu gewinnen, die ungeheuren Blöcke aus ferner Weltgegend hoch durch die Lüfte hergeschleppt, und zu früh von dem Morgengeschrei des Hahns überrascht, in seinem Zorn sie hier niedergeworfen hätte.

Der alte Kutscher fuhr eine Strecke an dem hohen, festgeschlossenen Felsgemäuer entlang, kam dann an einen schmalen Eingang, der in das Innere der Felsenmasse führte. Vorgetretene Steinblöcke und Buschwerk zwischen und neben ihnen verbargen ihn jedem Auge, das ihn nicht kannte oder nicht suchte. Der Wagen fuhr durch den Eingang in eine tiefe längliche Schlucht, an deren Seite die Berge sich bald näher aneinander schoben, so daß kaum der Weg zum Fahren blieb, bald wieder zur Bildung weiterer anmuthiger Kessel zurücktraten.

Die tiefste Stille und Einsamkeit herrschte in der Schlucht; man sah kein Haus, kein bebautes Land, keinen Menschen darin. Nur in ihrer Mitte kam man an einer langen, hohen, alten, aber noch wohlerhaltenen Gartenmauer vorüber, über der man ein spitzes, sonderbar gezacktes Dach hoch emporragen sah.

„Das alte Schlößli ist auch noch da," sagte

die kleine junge Dame, als sie daran vorbeifuhren. „Auch noch mit deinem Kindergrauen? Aber die Kinder sind nicht mehr da. Ja, wir sind groß geworden und grauen uns nicht mehr vor den Rittern und Nonnen vergangener Jahrhunderte, wir haben genug zu schaffen mit den lebenden Menschen und am meisten mit uns selbst.“

Der Kutscher hatte ihre Worte gehört.

„Ja, Jungfer Nanni,“ sagte er, „in dem Schlößli soll es wieder nicht mit rechten Dingen zugehen.“

„Und was für unrechte Dinge gäbe es da, alter Daniel?“

„Man will noch in der vorigen Nacht etwas darin gesehen haben.“

„Ei, und wer denn?“

„Der Kühehirt Rude.“

„Ah, der Rude! Und was hat er gesehen?“

„Es soll ein Licht in dem alten Hause gewesen sein, und es wohnt doch kein Mensch darin.“

„Der Rude wird das Mondlicht gesehen haben, der Mond schien in der vergangenen Nacht.“

„Er soll aber auch einen schwarzen Mann gesehen haben an dem Gitterthor, das in der Mauer ist.“

„Hat der Rude Dir das selbst erzählt?“
„Ich habe ihn nicht gesprochen.“
„So soll er es mir erzählen.“
Sie waren längst an dem Schlößli und der Mauer vorüber. Die Schlucht zog sich weiter. Man sah ihr anderes Ende. Die Berge hatten sich noch einmal zurückgezogen, bildeten einen weiteren, länglich runden Kessel und schlossen sich.

In dem Kessel lagen rechts von dem Wege mehrere zusammengehörende Gebäude.

„Die Weid, die Weid!“ rief die kleine junge Dame.

Sie war blaß, sie war roth geworden; Thränen waren in ihre Augen getreten, Schluchzen unterdrückte ihre Stimme.

Der alte Daniel lenkte den Wagen aus dem Fahrwege, fuhr zu den Häusern, an Scheunen, Remisen, Ställen, Meiereien vorüber und hielt an der Seite eines langen, freundlichen, weißen Landhauses.

Vor dem Hause lag ein Garten, der sich weit in den Bergkessel hinein erstreckte.

Es war neun Uhr Morgens. Die Sonne schien klar, fast heiß in die Schlucht, auf die Gebäude, auf den Garten, auf die Menschen, die da waren.

In der Weid herrschte Leben, reges, geschäftiges Leben. Aber es war das Leben der täglichen Beschäftigung und darum das Leben der Ordnung und der Stille. Man sah überall Menschen, die thätig waren, aber man sah kein Hin- und Herrennen, man hörte kein Schreien und Rufen, man hörte kaum einzelne Stimmen, die miteinander sprachen.

Der Wagen hatte die Aufmerksamkeit der Leute auf sich gezogen. Sie sahen die junge Dame. Die Meisten kannten sie noch, die Andern wußten, daß sie kam. Alle nickten ihr ein freundliches Willkommen zu.

„Guten Morgen, Jungfer Leuzinger!“ riefen Einige, wenn auch nicht laut.

Keines verließ seinen Platz, seine Arbeit.

„Guten Morgen, guten Morgen!“ rief freundlich die junge Dame zurück.

Sie hatte ihre Augen getrocknet. Ihr hübsches Gesicht war wieder hell und klar.

Der Wagen hatte das Haus erreicht.

In dem Hause war ein reges Leben, es wurde darin gewaschen, gescheuert, geputzt, gefegt, an den Fenstern wurden Vorhänge neu angebracht, anders geordnet.

„In ein paar Tagen ist ja hier Hochzeit!“ sagte Fräulein Nanni.

„Die arme Natalie!“

Sie war aus dem Wagen gesprungen.

Eine Arbeiterin an den Fenstervorhängen kam ihr entgegen. Sie war eine alte Frau, wohl mehr als eine gewöhnliche Magd des Hauses, sie durfte ihre Arbeit verlassen.

„Guten Tag, guten Tag, Jungfer Nanni.“

„Guten Tag, Christine.“

„Ei, du meine Güte, Jungfer, wie sind Sie schön geworden — in dem fremden Lande!“

„Wo ist die Tante, Christine?“

„Die Frau Oberst ist im großen Salon. Sie ordnet dort selbst —“

Fräulein Nanni sprang in das Haus, in den großen Salon, in welchem die Tante nicht blos selbst anordnete, sondern auch selbst mit anfaßte. Da der Salon nach dem Garten zu lag, so hatte sie die Ankunft des Wagens nicht wahrgenommen.

„Guten Tag, Tante!“

„O, Nanni! Guten Tag, mein Kind! Im Augenblick — ich will nur noch eben den Spiegel —“

Aber das Herz behauptete doch den Vorrang vor dem Spiegel.

„Nanni, mein Kind! Bist Du wieder da, wie-

der bei uns? Nein, nein, Du sollst nie wieder zu fremden Leuten. Du armes Kind!"

Sie umschloß die Nichte. Die Thränen flossen von ihren Wangen auf die des Mädchens.

Auch die Augen des Fräulein Nanni waren wieder naß geworden.

Sie hatten sich seit zwei Jahren nicht gesehen. Die Tante hatte unterdeß in der Heimath, in der Familie, in all' ihrem Reichthum gelebt. Die Nichte war in dem fernen Lande, bei fremden Menschen, Erzieherin gewesen.

Die Frau Oberst v. Wildegg war eine schöne alte Frau.

Man sieht sie häufig in der Schweiz, besonders in Zürich, diese schönen alten Frauen, mit den schneeweißen Locken, den feingeschnittenen Gesichtern, den Zügen, in denen sich Ruhe, Klarheit, Frieden spiegeln. Sie haben ja ein Leben der Stille, der Einfachheit, des Friedens geführt.

„Wo ist der Onkel?" fragte Nanni die Tante.

„Der Junker Oberst ist zur Stadt, in den großen Rath."

Der Oberst v. Wildegg gehörte einem alten Patriziergeschlechte an, da wurde er der Junker Oberst v. Wildegg genannt, und auch seine Frau nannte ihn so, wenn sie von ihm sprach.

„Und Natalie?“ fragte das Fräulein.

„Sie hat ihre Gespielinnen eingeladen. Es hätte am Sonntag geschehen müssen, da sie von der Kanzel verkündigt wurde. Aber ein paar von ihnen hatten keine Zeit; so sind sie heute beisammen.“

„Wohin sind sie?“

„Zur Habsburg.“

„So weit?“

„Natalie wünschte es.“

„O!“

Das Fräulein war nachdenklich geworden.

Die Tante hatte etwas auf dem Herzen.

„Wenn Du es mir nicht übel nähmst, Nanni —“

„Was sollte ich Dir übel nehmen, liebe Tante?“

„Dein Brief, der uns Deine Ankunft meldete, kam erst gestern Abends, wir konnten die Gespielinnen nicht mehr abbestellen.“

„Das sollte ich übel nehmen?“

„Du wirst ja nicht, und auch eine Bitte nicht, die wir an Dich hätten.“

„Welche Bitte?“

„Ich bin hier an der Arbeit, und Du müßtest also hier meist allein sein — der Junker Oberst kommt erst zum Abend zurück — auch Natalie. Und da hätten wir denn die Bitte, Natalie und ich, ob Du ihnen nicht nachkommen wolltest.“

„Zu der Habsburg, Tante?“

„Du nimmst es doch nicht übel?“

„Nein, nein!“

„Der Daniel könnte Dich gleich weiterfahren nach Schirmensee. Um zehn Uhr kommt dort das Dampfboot an, das nach Zürich fährt. Um elf Uhr bist Du in Zürich. Gleich darauf fährt dann der Eisenbahnzug nach Aarau ab. Vor Zwölf bist Du in Schinznach, zwanzig Minuten später auf der Habsburg.“

„Es sei, Tante!“

„Aber vorher wirst Du frühstücken. Es steht Alles fertig.“

Fräulein Nanni frühstückte.

Die Tante hatte doch Zeit, ihr dabei Gesellschaft zu leisten.

Dann bestieg das Fräulein wieder den Wagen.

Der alte Daniel fuhr sie nach Schirmensee, wo sie das Dampfboot besteigen sollte.

Der Wagen verließ die Schlucht unmittelbar an dem Kessel, in dem die Weid lag.

In dem Felsen war auch hier, auf der Seeseite, ein Spalt, schmal und verborgen, wie auf der anderen Seite, an der sie in die Schlucht hineingefahren waren.

Große Weiden dehnten sich auf dieser Seite

der Schlucht aus, zu beiden Seiten fast unabsehbar, geradeaus bis an den Fuß eines langen Berges. Sie gehörten dem Obersten v. Wildegg, zu seinem Gute „die Weid" in der „Schlößlischlucht". Den Namen hatte die Schlucht von dem alten, spitzen, so sonderbar gezackten Hause, das in ihrer Mitte lag. Es hieß das Schlößli und war früher ein Jagd- oder anderes Lustschloß der Johanniter-Herren auf dem „Ritterhause" zu Bubikon gewesen.

Ritterhaus und Schlößli gehörten jetzt einem Privatmann, der in dem Ritterhause wohnte, das Schlößli war unbewohnt.

Der lange Berg jenseits der Weiden trennte das Thal von dem Züricher See. Er heißt der Barenberg. Auf seiner Höhe übersieht man den Züricher See fast in seiner ganzen Länge von mehr als acht Stunden.

Der Wagen mußte über die Höhe des Berges.

Die Blicke der jungen Dame wurden doch wieder lebhafter, als sie da oben den wunderbar schönen See, den See der Anmuth und Lieblichkeit, so nahe vor sich, so weit nach beiden Seiten sich ausbreiten sah.

Sie hatte träumend im Wagen gesessen.

„Wie haben Sie die Weid wiedergefunden, Jungfer Nanni?“ hatte der Kutscher Daniel sie gefragt.

„Es war ja noch Alles wie sonst.“

„Ja, Jungfer Nanni, die Menschen, das Haus, die Wirthschaft, Alles. Wo sich das Eine nicht verändert, da bleibt auch das Andere, wie es war. Sie werden auch die Frau Oberst in den zwei Jahren nicht älter gefunden haben.“

„Sie ist frischer und rüstiger, wie ich sie je gesehen habe.“

„Das bringt das ruhige Leben, Jungfer Nanni. Wenn der eine Tag dahingeht, wie der andere, und das Herz sich keine Sorgen macht, dann kann man schon frisch und rüstig bleiben.“

„Ja, nur immer ruhig und eng dahinleben, den einen Tag wie den andern.“

Das Fräulein sagte es nicht ohne Bitterkeit, aber leise, daß der alte Daniel es nicht höre.

„Nur den Junker Oberst werden Sie verändert finden,“ fuhr der Kutscher fort. „Er ist alt geworden. Die alten Kriegsstrapazen in den fremden Ländern thun es. Er hatte sich lange gehalten, aber seit ein paar Monaten ist es so auf einmal über ihn gekommen. Nun freilich, der Jüngste

ist er nicht mehr; ich denke, er muß nahe an den Achtzigern sein."

Fräulein Nanni hatte nicht wieder eine Bemerkung.

Der Kutscher sprach weiter:

„Er wird sich freuen, Sie wiederzusehen, Jungfer Nanni. Er hatte Sie immer lieb, weil Sie so munter waren, und wenn die Frau Oberst wohl manchmal böse wurde und sagte: die Nanni will immer nicht, wie es sich ziemt und gebührt, aber das kommt von dem deutschen Blut — dann meinte der Junker Oberst: das deutsche Blut sei auch kein schlechtes und es sei etwas werth, wenn der Mensch nicht immer steif in der Zwangsjacke gehe."

„Der Onkel hat sich in der Welt umgesehen, Daniel."

„In seinen jungen Jahren, Jungfer Nanni. Wenn wir jung sind, müssen wir Schweizer Alle einmal in die Fremde hinaus. Aber lange läßt es uns da nicht, und wenn wir einmal wieder hier sind, so zieht uns so leicht nichts wieder fort."

„Und ich will Dir den Grund sagen, alter Daniel: weil Euch die Natur draußen zu klein und das Leben zu groß ist."

Der Kutscher mußte ein paar Augenblicke über den Sinn der Worte nachdenken.

„Es mag wohl so sein, Jungfer Nanni," sagte er dann, „und Sie müssen's am besten wissen. In dem England waren Sie ja recht im großen Leben."

Das Fräulein antwortete wieder nicht. Sie saß träumend.

So hatten sie die Höhe des Barenberges erreicht.

Der Züricher See lag mit seiner ganzen klaren Anmuth vor ihr, die grünen Berge mit ihren Wäldern und Matten erhoben sich auf seiner anderen Seite, hoch über ihnen thürmten sich in weiter und weiterer Ferne die Schnee-Alpen auf, zu der Anmuth gesellte sich die großartigste, erhabenste Pracht.

Schön und groß ist diese Natur! mußte das Fräulein sich sagen. Keine Pracht der Erde mag sich mit ihr vergleichen.

„Sie werden wohl heute Abends mit dem Junker Oberst zurückkommen, Jungfer Nanni?" fragte der Kutscher.

„Ich denke, Daniel."

„Wenn nur die Sitzung des Großen Rathes früh genug zu Ende sein wird. Sie haben da heute eine wichtige Sache vor, eine Mordgeschichte."

„Eine Mordgeschichte?"

„Ja, Jungfer Nanni, und mich soll wundern, was werden wird, der ganze Canton ist neugierig darauf. Da hat im Frühjahr drüben am See ein Bursch, ein liederlicher Mensch, ein paar alte Eheleute erschlagen, bei denen er früher als Knecht gedient hatte. Sie hatten ihn immer gut gehalten, obgleich er nicht hatte gutthun wollen. Die Ruhe und Ordnung im Hause bei den alten Leuten war ihm zuletzt ganz zur Ueberlast gewesen, und er war von ihnen gegangen und nun völlig in das schlechte wüste Leben gerathen. Das hatte ihn dann zu dem Verbrechen gebracht. Er wußte, daß die alten Leute Geld hatten, und so schlich er sich an einem Sonntag Morgen früh, da sie noch schliefen, in das Haus, er kannte die Wege und wußte, daß sie allein waren. Er drang in die Kammer, in der sie zusammen schliefen, der alte Mann und die alte Frau, erschlug sie Beide mit einem Beile und nahm dann mit, was er finden konnte. Den Sonntagsrock des Mannes zog er gleich an, und er hatte die Frechheit, damit eine Stunde nachher in die Kirche zu gehen. Ich glaube, sie ergriffen ihn darin, als gegen Mittag der Mord ruchbar geworden war. Die Geschworenen haben ihn darauf zum Tode verurtheilt und der Große Rath soll heute entscheiden,

ob er hinzurichten oder zu Zuchthausstrafe zu begnadigen sei."

„Und was meint man, was geschehen werde?" fragte das Fräulein.

„Man weiß es nicht. Im Canton sind viele Stimmen gegen alle Todesstrafe. Aber dieser Fall sei doch zu schwer, meint man."

„Und der Onkel?"

„Der Junker Oberst sprach nicht darüber. Sie wissen, es ist nicht seine Manier, viele Worte über eine Sache zu machen, besonders vorher."

„Ich hoffe, er wird für die Begnadigung sein."

„Das Eine wie das Andere wird ihm schwer werden, Jungfer Nanni, man sah es ihm in den letzten Tagen an. Ich kann es mir denken."

Auch das Fräulein mochte es sich denken können. Sie mußte aber auch über Anderes nachdenken.

Es ist doch ein großes Leben, das freie Leben eines Volkes. Sie geben sich selbst ihre Gesetze, sie regieren sich selbst, sie sitzen selbst zu Gerichte. Und bei dem Allen ist ihr Gewissen, ihre Ehre verpfändet, und sie wissen das, denn sie wissen, daß mit Ehre und Gewissen auch ihre Freiheit verloren geht. Aber das ist das politische Leben. Wie, muß denn das häusliche, das Familienleben in seiner Beschränktheit und Engherzigkeit damit einen

so grellen Gegensatz bilden? Wäre das Eine die Bedingung des Anderen? Die Ruhe und Ordnung in dem Hause der alten Leute war dem Mörder zur Ueberlast geworden — das hatte ihn zum Mörder gemacht.

„Wir sind in Schirmensee, Jungfer Nanni, und da kommt eben das Dampfschiff."

Sie waren in Schirmensee; das Dampfschiff, das nach Zürich hinunterfuhr, legte an. Fräulein Nanni nahm Abschied von dem alten Daniel, sprang in das Schiff; dieses fuhr weiter.

Fräulein Nanni träumte fort.

Und doch! Muß man denn, um frei und groß zu sein, das Leben in diese starren Formen, in diese engen Fesseln schlagen, und hat das Herz nichts dabei zu sprechen? Darf man kein Herz haben? — Sie bleibt doch die arme Natalie!

Das Dampfschiff kam in Zürich an.

Fräulein Nanni fuhr in dem Omnibus zur Eisenbahn, war eine Stunde später in Schinznach, nahm hier einen Führer, der sie zu der Habsburg hinaufgeleitete, und hatte um die Mittagszeit die alte Ruine erreicht.

III.

Zwei Ahnensäle.

„Nanni, Nanni!“ riefen die Gespielinnen. „Da bist Du ja wieder! Da bist Du ja doch noch gekommen! Das ist schön, das ist reizend, das ist herzig von Dir!“

Sie flog von Arm in Arm.

„Und wie sie so wohl aussieht, und so rund geworden ist! Kann man das werden in dem häßlichen England, in dem dicken, gelben Nebel, unter dem schwarzen Steinkohlengeruche?“

Auch der Kutscher Daniel hatte sie so gefragt. Er hatte nur andere Gründe für seine Zweifel gehabt.

„Ihr seht es,“ antwortete Nanni.

Ihre Augen suchten „die arme Natalie“.

„Wo ist Natalie?“ fragte sie.

Da fragten es auch die Anderen.

Während sie sangen, hatte Natalie sich entfernt. Sie hatten es nicht gewahrt. Sie vermißten sie erst jetzt.

„Wo mag sie sein? Sie war den ganzen Morgen so still, so sonderbar. Und sie hat doch in fünf Tagen Hochzeit.“

„Eben darum,“ sagte Nanni für sich.

„Natalie, Natalie!“ riefen die Anderen.

Man ging, sie zu suchen.

Jenseits des alten Burghofes, im Gebüsche, fand sie sie, an ein Felsstück des Burgwalles gelehnt, mit bleichem Gesichte, mit den Augen, die voll Thränen hingen, vor sich hinstarren.

„Natalie, meine arme Natalie!“

„Nanni —“

Sie mußten Beide weinen, die jungen Herzen, und unter den Thränen küßten sie sich.

„Du bist mir doch nicht böse .geworden?“ sagte dann die Eine.

„Böse? Worüber? Daß Du Frau Murschel werden willst? Du wirst es nicht!“

„Ich hatte gehört, wie sie Dich riefen und begrüßten. Ich wollte hinaufkommen. Ich konnte es nicht.“

„Ach, darüber, mein Herz, mache Dir keine Sorgen! Komm, komm! Aber nein, bleiben wir. Du hast mir viel zu sagen. Und sie, sie wissen es. Sie lassen uns allein.“

Die Gespielinnen waren Nanni gefolgt, sie sahen Natalie in ihren Armen und kehrten zurück.

„Was hat Dein Herz mir zu sagen, Natalie?“

„Ich weiß es nicht — es ist mir so schwer!“

„So weiß ich es. Du liebst.“

„Ich habe Dir nie davon geschrieben, Nanni."

„Und doch sagte es mir jedes Wort Deiner Briefe seit Monaten, seit — seit — wann sahest Du ihn zum ersten Male?"

„Im Mai."

„Ja, der Mai ist ein gefährlicher Monat. Wer ist es?"

„Ach, Nanni —"

„Heraus, heraus damit!"

„Der edelste Mensch — Du solltest ihn sehen!"

„Ich werde ihn später sehen. Wer ist er? Wie heißt er? Erzähle Alles hübsch ordentlich."

Aber die schlanke, blonde Natalie konnte nicht erzählen. Sie erschrak heftig.

„Was habe ich gesagt, Nanni?"

„Daß Du liebst — den edelsten Menschen von der Welt."

„Nein, nein! Du hattest mich überrascht, und da —"

„Sagtest Du mir die Unwahrheit."

„Ich bin ja Braut, Nanni!"

„Ja, des Herrn Murschel! Von ihm sprechen wir nachher. Oder ist er es, den Du liebst?"

Fräulein Nanni erhielt keine Antwort.

Sie wurde wieder ernsthaft. Der Scherz konnte hier nicht wirken, nicht heilen.

„Komm, Natalie! Kehren wir zu den Gespielinnen zurück. Du erzählst mir heute Abend in unserem Kämmerlein in der Weid, wenn wir wieder beisammen schlafen. Wir waren so lange getrennt, ich habe mich so viel nach Dir gebangt, so manchen Abend, so manche Nacht."

„O Nanni, Du nicht mehr, als ich mich nach Dir!"

„Also heute Abend, wenn wir ganz allein sind. Aber sei jetzt heiter den Anderen gegenüber."

„Ich werde mich zusammennehmen."

Sie gingen zu den Gespielinnen.

Aber ich habe meinen schönen Leserinnen zu sagen, was Gespielinnen sind.

Es ist ein besonderer Begriff, der der Schweiz angehört.

Die Gespielinnen bilden einen festgeschlossenen Kreis — man kann nicht sagen: junger Mädchen, denn er dauert bis in das Greisenalter hinein, bis der Tod ihn löst — man kann auch nicht von einem Kreise von Damen sprechen, denn man findet die Gespielinnen in der vornehmsten Aristokratie, wie in dem untersten Handwerkerstande. Aber sie finden sich schon in der frühen Kindheit zusammen, in der Schule, in der Nachbarschaft, in der Verwandtschaft, durch Zufall, durch die

Bestimmung der Mütter. Immer wird wenigstens eine gewisse Gleichheit des Standes und der äußeren Lebensverhältnisse erfordert. Die sich so zusammengefunden haben, bleiben für das Leben verbunden. Sie bleiben sich in Leid und Freud die Nächsten mit den nächsten Familiengliedern. Jede Woche kommen sie an einem bestimmten Tage der Reihe nach zusammen, manchmal machen sie Ausflüge in die Nachbarschaft. Die Zahl eines Kreises ist selten über zehn oder zwölf. Sie halten zusammen, so lange noch zwei von ihnen da sind. Die beiden alten Mütterchen kommen dann noch eben so regelmäßig zu einander, wie vor länger als einem halben Jahrhundert die blühende Mädchenschaar, und sie gedenken der vergangenen Zeiten und der heimgegangenen Gespielinnen.

Die Männer in der Schweiz haben eine andere Sitte: die Jahrgängervereine. Von ihnen vielleicht ein andermal.

Natalie konnte nicht heiter sein, als sie wieder bei den Gespielinnen ankamen. Da war Fräulein Nanni um so munterer, und wie wären sie es nun nicht Alle gewesen!

„Erzähle von England, Nanni! Es muß dort ein entsetzlich langweiliges Leben sein."

„Meint Ihr, es sei langweiliger als hier?"

„Es soll nirgends in der Welt steifere Formen der Gesellschaft geben."

„Es giebt doch eine Gesellschaft und Gesellschaften dort."

„Und hier nicht, willst Du sagen?"

„So ungefähr wollte ich sagen."

„Aber, Nanni, haben wir nicht Gesellschaften über Gesellschaften? Klagen unsere Mütter und Tanten nicht täglich darüber?"

„Wie auch Ihr klagen werdet, wenn Ihr Mütter und Tanten seid. Aber was versteht Ihr denn unter Gesellschaft? Und wer sind Eure Gesellschaften? Da kommt die liebe Familie und Verwandtschaft zusammen, regelmäßig, wenn der Tag da ist, der vielleicht schon seit Jahrhunderten dafür in der Familie besteht, und die Herren setzen sich in das eine Zimmer und die Damen — Frauenzimmer wollte ich sagen — in das andere, und die Thür machen sie ja recht fest und vorsichtig hinter sich zu, und so bleiben sie hübsch getrennt den ganzen Abend, und in dem Salon der Damen sprechen Eure Mütter und Tanten, und Ihr müßt zuhören und dürft Kuchen essen; und wie es bei den Herren zugeht, wißt Ihr nicht, weil Keine von Euch zu ihnen darf, und gefragt habt Ihr noch nie darnach, ich will darauf wetten. Und wenn Ihr

nun des Kuchens satt seid, unter dem die Tische hatten brechen wollen, dann geht Ihr nach Hause und habt Euch — satt in Kuchen gegessen."

„Wie die Nanni in England das Lästern gelernt hat!" riefen die Gespielinnen.

„Und an unsere Bälle denkt sie gar nicht!"

„Eure Bälle! An die dachte ich gerade mit Schrecken. Da sehe ich ja drei getrennte Gesellschaften. In dem großen Tanzsaale sitzen Eure Jungen, die tanzen oder tanzen wollen, in langer Reihe an den Wänden des Saales, steif und still. So bildet Ihr die erste Gesellschaft. Von Euch getrennt, in einer besonderen Ecke des Saales, sitzen für sich allein eure Mütter und Tanten, ebenfalls still und steif, noch stiller als Ihr, denn hier sind sie die Nebenpersonen; sie tanzen gar nicht, und auf Euren Bällen wird nur getanzt. So ist der Tanzsaal unheimlich still und ruhig, freilich bis getanzt wird. Dann, wenn die Musik beginnt, kommen als dritte Gesellschaft die Herren aus dem Nebenzimmer hervor — was sie unterdeß darin gemacht haben, wißt Ihr wieder nicht — stürzen auf Euch zu, treten mit Euch in die Tanzreihe, tanzen mit Euch, bis der letzte Ton von der Musik verklingt, und kehren, als wenn es ein Commandoton wäre, in ihr Nebenzimmer

zurück, und Ihr sitzt wieder wie die Kerzen an Euren Wänden, bis die Musik von Neuem erschallt und die Herren wieder zum Tanz in den Saal stürzen, um mit dem letzten Tone der Musik wieder zu verschwinden."

„Du übertreibst, Nanni!"

„O, ich lästerte also diesmal nicht?"

„Aber wir haben uns doch amüsirt!"

„Bescheidene Seelen!"

„Ja, ja, die Genügsamkeit ist ein wesentlicher Charakterzug unseres Volkes!"

„Und am rechten Orte achte ich sie hoch."

„Und wir leben bei dem Allen freier als in England, als irgend anderswo."

„Wenn Euch das, was ich nannte, feine beengenden Formen sind."

„Wo könnte eine Gesellschaft junger Mädchen so allein sein, wie wir hier sind? Wir gehen sogar ohne Mütter und Tanten zu unseren Bällen. Nur zufällig sind sie manchmal da."

„Halt, Adeline, da kommen wir auf ein anderes Feld."

„Und auf welches?"

„Auf das Eurer Bravheit, auf die Reinheit Eurer Herzen und Eurer Sitten. Das hat nichts mit der Langeweile zu thun."

„Und doch vielleicht, Nanni!“ sagte Natalie, die an dem Gespräche noch keinen Theil genommen hatte.

„Und ich glaube, Du hast Recht, Natalie, und — und — das Recht ist oft beschwerlich, wenn es auch mehr als eine beengende Form ist, und — aber seid Ihr schon in der Ruine gewesen?“

„Heute noch. nicht.“

„Gehen wir hinein, ich war lange nicht hier. Und besehen wir uns auch die Gegend. Es ist doch nirgends schöner, als in der Heimath.“

„Und in der Schweiz, Nanni!“

„Sie ist ja unsere Heimath!“

Sie standen auf. Sie besahen sich die schöne Gegend, das Thal, die Berge, die Ströme, den Streifen der Eisenbahn, die alte Stadt Brugg, das neue Bad Schinznach.

„Und was ist es, was wir hier schön finden?“

„Alles, Nanni!“

„Also jedes Einzelne? Jedes Einzelne für sich allein? Auch jener häßliche, dicke, graue Thurm da drüben bei Brugg, wenn Ihr alles das Andere nicht suchet? Oder was ist denn Schönes an diesen beiden, immer starr und steif nebeneinander laufenden dünnen schwarzen Eisenstreifen?“

„Das Ganze dann, Nanni, alle jene einzelnen

Stücke in ihrer Gesammtheit und in ihrer Verbindung."

„So, meine kleine Philosophin Adeline! Und wenn nun der dicke, graue Thurm da drüben und die beiden dünnen Eisenstreifen hier unten an der Gesammtheit, in der Verbindung fehlten? Wäre es hier nicht mehr schön?"

„O gewiß noch!"

„Wo ist also das Schöne hier?"

„Wüßtest Du es, Nanni?"

„Ich weiß es auch nicht, und ich glaube, kein Mensch weiß es, oder wenn's einer weiß, so kann er es nicht aussprechen, nicht definiren, wie die Philosophen sagen, es für den Verstand nicht klar machen, denn der Verstand hat eben nichts damit zu thun; das Schöne geht nur das Herz und die Phantasie an, und Herz und Phantasie können wohl fühlen und schaffen, aber Begriffe bilden können sie nicht, sie können nicht einmal Worte machen."

„Und Du hast doch nicht Recht," sagte die blonde Natalie. „Diese Gegend wird immer schön für unser Auge bleiben, wenn wir auch mit einem Herzen in sie hineintreten, das überhaupt oder für den Augenblick unempfänglich für irgend einen äußeren Eindruck ist."

„Mit dem Herzen wäre es also nichts für die Schönheit, meinst Du?“

„Für die Schönheit, die nur das Auge trifft, nein!“

„Mit der Phantasie aber?“

„O, Nanni, schau dort rechts hinüber, da erblickst Du die alte Abtei Königsfelden; der Kaiser Albrecht wurde dort ermordet, seine Mutter erbaute an der Stelle das Kloster; seine Tochter, die ungarische Königin Agnes, trauerte dort fünfzig Jahre um ihren Vater. Kloster und Kirche und Thurm gehören zu der Schönheit dieser Aussicht. Würdest Du sie mehr oder weniger schön finden, je nachdem Du die Geschichte kennst oder nicht, und deine Phantasie Dir das Bild des Mordes und des Ermordeten, seiner schmerzensreichen Mutter, seiner in dem schwarzen Nonnenschleier über der grausamsten Rache brütenden Tochter auf jenen Fleck stellt oder nicht?“

„Dein Beispiel führt zu dem Herzen zurück, Natalie. Jener Mord, jene Trauer, jene Rache, sie nehmen unser Herz in Anspruch, und es gilt davon das, was Du von dem Herzen sprichst und was ich Dir zugab. An dieser nämlichen Stelle, auf der wir jetzt stehen, mag auch die Mutter des Ermordeten, die Wittwe des Kaisers Rudolph,

manche Stunde und manchen Tag gestanden, und mit trauerndem Auge nach dem entsetzlichen Schauplatze des Mordes geschaut haben; das Gras hier ist darum für unser Auge um nichts schöner oder häßlicher. Und so ist es auch da unten mit dem Dorfe Windisch in der weiten Ebene, wo vor anderthalbtausend Jahren die große Römerstadt Vindonissa stand, von der das Auge jetzt nur noch einzelne zerbröckelte Steine unter Gräsern und Sträuchern entdecken kann. Unser Herz hat nichts damit zu schaffen, nur unserem Geist vermag hier die Phantasie Bilder zuzuführen, und unseren Geist geht es so auch nicht einmal durch die Phantasie der Schönheit etwas an."

„O, Jungfer Nanni," rief die kleine Philosophin Adeline, „die Phantasie kann nur dem Herzen oder dem Geiste Bilder zuführen, beide sollen von der Schönheit nichts wissen; also wäre auch für die Phantasie die arme Schönheit nicht da! Und doch, wenn Deine Phantasie Dir Deinen künftigen Geliebten darstellt oder darstellte, zeigte sie Dir einen schönen oder einen häßlichen Mann?"

„Sie zeigt mir ein Ideal, kleine Philosophin. Und die Summe unseres Streites ist also, wovon wir auszogen, man kann fühlen, was Schönheit ist, aber man weiß es nicht."

„Aber Eins weiß man," rief eine Andere, „daß Euer Streit erschrecklich langweilig ist."

„Wahr, mein Kind! denn er sei hiermit zu Ende. Gehen wir in die Ruine, um dem Geiste unseres großen Landmannes, des mächtigen Kaisers der Deutschen, in seinem alten Wohngemache unseren Besuch abzustatten."

„Gehen wir, aber nicht darum," sagte eine Dritte. „Eben sein Sohn, jener in Königsfelden ermordete Kaiser Albrecht war es, der das Schweizervolk unterdrückte, dessen Reichsvogt Geßler zu Altorf auf dem Markte den Hut auf die Stange heften ließ."

„Um so mehr ehren wir ihn, patriotische Kleophea," rief Fräulein Nanni. „So verdanken wir ihm also durch seinen Sohn und dessen Reichsvogt Geßler unsere Freiheit und die berühmteste Schweizerthat, wenn freilich Tell gelebt hat."

Darauf riefen sie aber Alle:

„Aber Nanni, Du willst uns den Tell rauben? Auch Du?"

„Kinder, bin ich denn ein Professor?"

Sie gingen in die Ruine, sie erstiegen den hohen mächtigen Thurm der alten Grafenburg, sie traten in das wohlerhaltene weite Gemach, das der edle Graf bewohnt hatte, der nachmals der

große Kaiser, der mächtigste Kaiser der Welt wurde.

„Ob sein Geist hier noch weht, an dieser Wiege eines Geschlechtes, dem noch heute der hohe Kaiserthron angehört? — Ja, ja, er lebt noch hier, und wenn wir auch seine Schwingen nicht hören und seinen Athem nicht fühlen, unter diesen da war er, der riesige Ahnherr, in seiner Größe, mit seinem Ruhme und — ja, ja, sie waren ja seine Kinder, sie hatten junge, fühlende Herzen, es war sogar ein Liebes und Brautpaar unter ihnen — wie hätte er ihnen nicht auch seinen Segen geben sollen?"

„Von wem sprichst Du, Nanni?"

„Von wem? Seht Ihr das große, häßliche, zerissene Buch, sie stehen Alle darin."

„In dem Fremdenbuche? Wer? Wer?"

„Im vorigen Sommer waren bei Euch in Zürich mehrere Nachkommen des Kaisers versammelt. Ihr müßt es wissen, ich las es in den Zeitungen."

„Wir wissen es. Sie waren im Hotel Bauer am See längere Zeit. Es war auch ein Paar darunter, das seine Verlobung feierte."

„Ja, und hier auf der Habsburg haben sie den Bund der Herzen geschlossen. Sehet! Sie haben Alle von Zürich aus einen gemeinsamen

Ausflug hieher gemacht, zu der gemeinsamen alten Stammburg. In das Fremdenbuch haben sie da einfach ihre Namen eingeschrieben, auch die beiden Verlobten, sie haben nur noch die wenigen Worte beigefügt, daß sie Verlobte seien, es drängte sie, den Bund, den sie hier geschlossen hatten, auch Angesichts des großen Ahnherrn durch ein bleibendes Zeichen zu bezeugen. Aber ein erhebendes Gefühl muß es für sie Alle gewesen sein, hier in dem Gemache, in dem der mächtige Stammvater vor länger als sechshundert Jahren lebte und wirkte, nach so langer Zeit als Glieder eines noch immer blühenden hohen Geschlechts sich wiederzufinden, und sich so wiederzufinden in der Mitte der freien Schweiz, in der Mitte eines Volkes, das schon dem nächsten Erben des großen Kaisers die Lehre gab: wenn Fürst und Volk nicht einig gehen, so muß der Fürst weichen, denn das Volk bleibt, bleibt ewig."

„Schade, schade! rief plötzlich die patriotische Kleophea. Hätten wir den Gedanken früher gehabt!"

„Welchen Gedanken? Was ist schade?"

„Sehet dorthin! Dort rechts, über die Berge! Was sehet Ihr da?"

„Die Wildegg! Schloß Wildegg!" riefen sie Alle.

Die patriotische Kleophea hatte nach Fräulein Nanni hingehorcht und durch das Fenster des Gemaches ihre Blicke auf Berg und Thal geworfen.

Da lag hinten, wo die Berge sich höher erhoben und dichter aneinander schoben, daß sie keine Thäler mehr, sondern nur noch Schluchten bildeten, hoch oben auf der Höhe ein großes, weit in das Land hinausschauendes altes Schloß.

„Ja, die Wildegg! Und auch dort blühte einst ein vornehmes und edles Geschlecht, das seinem Nachbarn, dem Habsburger, nicht nachstand, und wenn sie auch keinen mächtigen Thron fanden, doch die edlere und glücklichere Bürgerkrone gewannen; auch von ihnen lebt noch ein frischer Sproß, und ein schöner Sproß, er ist hier unter uns, und unsere Natalie soll noch lange blühen und ihre Enkel sollen nach Jahrhunderten sich dort, in dem Schlosse ihrer Ahnen, die schon mit den ältesten Habsburgern blühen, auch zusammenfinden und sich freuen der alten wie der neuen Zeit und der ewig freien Schweiz!“

„Das sollen sie! Ja, das sollen sie!“ riefen sie wieder Alle.

„Aber was ist schade, Kleophea?“

„Daß wir, anstatt zu der Habsburg, nicht zur Wildegg gegangen sind, Nataliens Ehrentag zu

feiern. Aber Du kannst es wieder gutmachen, Natalie, in anderer Weise, für Dich. Feiere Deine Hochzeit dort, in dem alten Saale Deiner Ahnen, unter ihren Bildern! Es muß reizend sein, als junge Braut von den alten Rittern und Edelfrauen begrüßt und gesegnet zu werden. Sei Du häuslich, wie wir es hier waren! würden sie Dir zurufen. Und nun gar in dem alten Saale, unter all' den Ahnenbildern getraut zu werden!"

Fräulein Nanni hatte die Lippen aufgeworfen.

Ein paar andere junge Damen der Gesellschaft verliehen dem Worte, was die kleine Nanni schmollend dachte.

„Um des Himmels willen, Kleophea, war das vorhin Dein Gedanke? In einem alten Schlosse und nicht in der Kirche sich trauen zu lassen! Wer hat das jemals gehört? Und nun gar in einem fremden Canton! Was für Schreibereien würde das machen — zwischen den Behörden!"

Fräulein Nanni konnte nicht mehr an sich halten.

„Ja, ja, meine liebe Grita, Du hast Recht — auch beim Heirathen, gerade beim Heirathen muß man hübsch an Ordnung und Sitte und Behörden und Schreibereien denken. Die Trauung muß in der Kirche sein; aber beileibe nicht in der

Kirche, zu der man gehört, oder nur in derselben Stadt oder Gemeinde; zur Trauung muß man über Land fahren, nachdem man zu Hause die Morgensuppe eingenommen hat. Eine Trauung in dem alten Ahnensaale dort! Poetisch wäre das vielleicht, aber die Freiheit der Schweiz ginge zu Grunde, wenn es geschähe, und —"

Fräulein Nanni schwieg plötzlich, ihr Blick war auf Natalie gefallen.

„Nanni lästert wieder!" riefen die Anderen.

Aber Nanni antwortete nicht.

„Brechen wir auf," sagte sie. „Es ist Zeit. Ihr wollt doch mit dem Zuge fahren, der um zwei Uhr nach Zürich geht?"

„So ist es."

„Und jetzt ist es bald halb Zwei!"

„Brechen wir auf."

Sie brachen auf.

Fräulein Nanni nahm Natalie in ihren Arm.

Die blonde schlanke Braut sah blaß aus, fast wie eine Leiche. So hatte Nanni sie plötzlich schon in dem alten Thurme gesehen, als sie von dem Ahnensaale des Schlosses Wildegg sprachen.

„Natalie, was war Dir auf einmal?"

Der armen Natalie drohte das Herz zu brechen unter seiner Last.

„Sie erzählten mir meinen Traum, Nanni.“

„Welchen Traum?“

„Wir waren schon im Frühjahr hier, im Anfang Mai —“

„Im Mai hattest Du auch ihn gesehen — zum ersten Male?“

„Es war hier.“

„Erzähle!“

„Ich stand draußen auf dem alten Burghofe und schaute nach der Wildegg hinaus. Ich stand allein da, am Rande des Hofes; die Gespielinnen saßen unter der Linde und sangen. Mir war es so sonderbar, als ich nach dem Schlosse meiner Väter sah. Der Gedanke kam über mich, daß ich die Letzte bin, die den Namen unseres edlen Geschlechts trägt, mit mir stirbt er aus, nachdem er so lange Jahrhunderte geblüht hat. Da mußte ich weiter denken, welchem anderen Namen denn der meinige werde weichen müssen. Ich war noch nicht die Verlobte des Herrn —“

„Sprich ihn nur aus, den Namen des Herrn Jacob Murschel!“ rief Fräulein Nanni.

Aber die Braut sprach ihn nicht aus.

„Es wurde mir recht sonderbar um das Herz,“ fuhr sie fort. „Ich hätte in dem Schlosse sein mögen, in dem alten Ahnensaale, um darin zu

bleiben, um still und einsam darin zu hausen. So träumte ich mich denn hinein, und auf einmal war ich nicht mehr allein da, ein Fremder, ein hochgewachsener edler Jüngling — Plötzlich rauschte es in dem Gebüsch zu meinen Füßen am Rande des alten Burghofes. Ein Fremder stand dort, hoch gewachsen, jung, Adel in allen Zügen des schönen Gesichts. Aber dasselbe war blaß und die Augen blickten traurig. So sah er mich an, und seine Blicke glänzten und er wandte sie nicht von mir, als wenn eine fremdartige Erscheinung sie fessele. Ich war verwirrt geworden, ich wollte zu den Gespielinnen zurückkehren. Da war er fort, und mein Auge mußte noch lange zu der Stelle blicken, wo es ihn gesehen hatte, auch wie eine fremdartige Erscheinung. Und darauf war ich wieder in dem Ahnensaale auf der Wildegg, und der hochgewachsene Jüngling, der dort mit mir war, war der Fremde, den meine Augen soeben in dem Gebüsche gesehen hatten, und er war auch ein edler Jüngling, mit einem hohen Namen, und ich stand Arm in Arm und Hand in Hand mit ihm vor den Bildern der alten Ahnen, und die Ritter und Edelfrauen blickten freundlich auf uns, und ich war so glücklich, daß mir die Thränen der Herzensfreude aus

den Augen dringen wollten. Aber auf einmal waren die Wände leer und der Fremde war von meiner Seite verschwunden, und in dem großen Saale wurde es dunkel und kalt. — Da riefen mich die Gespielinnen unter der Linde, und mit meinem Träumen war es vorbei, aber —"

„Aber den Fremden sahest Du wieder?"

„Ich sah ihn wieder."

„Und er war ein edler Jüngling?"

„Er gehört einem der ältesten Freiherren-Geschlechter in Westfalen an."

„Und heute, Natalie?"

„Heute, in dem Augenblicke, da Du kamst, hatte ich ihn wieder gesehen — zum letzten Male für dieses Leben."

„Hm, Natalie, so lange man die Augen noch nicht zum letzten Male geschlossen hat, hat man nichts in der Welt zum letzten Male gesehen."

„Ich bin die Braut eines Anderen, Nanni!"

„Ja, des Herrn Jacob Murschel!"

IV.

Eine Entführung.

Sie hatten die Eisenbahnstation zu Schinznach erreicht.

Es war noch fünf Minuten vor zwei Uhr. In fünf Minuten also wurde der Zug der Eisenbahn, mit dem sie nach Zürich zurückkehren wollten, erwartet.

An dem Stationshause war es leer. Die Badegäste Schinznachs waren bei der Mittagstafel. Die Sonne brannte heiß; so waren aus dem Bade weder Zuschauer da, die den Zug wollten ankommen sehen, noch Reisende, die mitfuhren.

Hätte man freilich gewußt, daß jene schöne, arme Fürstin in dem Zuge sein werde, der Zuschauer hätten sich wohl nicht wenige einfinden mögen. Die Ankunft der Fürstin war aber nicht bekannt geworden.

Die Eisenbahnstation Schinznach liegt, wie wir schon früher sagten, eine ziemliche Strecke von dem Bade entfernt. Ein Gebüsch trennt sie von diesem, so daß man auch die Häuser des Bades nicht sehen kann. Unmittelbar an ihrer anderen

Seite erhebt sich der waldige Wülpelsberg, auf dessen Höhe die Habsburg prangt. So liegt sie abgeschlossen, einsam, fast verschlossen da, und nur in das weite, reizende Aarthal und auf die Berge und Burgen und Schlösser auf dessen anderer Seite hat man die herrliche Aussicht. Beleben die Schinznacher Badegäste nicht das Stationshaus und seine Umgebung, so halten die Eisenbahnzüge, die immer nur wenige Minuten Aufenthalt machen, an dem stillsten und menschenleersten Platze, den sie in der ganzen Schweiz treffen mögen.

So völlig still und menschenleer war es, als die Gespielinnen in der Mittagszeit und Mittagshitze an der Station ankamen. In der Nähe des Stationshauses sahen sie Niemanden, als einen einzigen Bahnwärter, der hinhorchte, ob man den Zug noch nicht höre. Man hörte noch nichts.

Die jungen Damen gingen in den Wartesaal. Auch hier waren sie ganz allein. Kein Reisender war da, der mit ihnen auf den Zug wartete.

In dem Wartesaale war es heiß, die Sonne brannte durch die Fenster.

Die jungen Damen verließen ihn wieder. Sie suchten den kühlenden Schatten der Gebüsche auf, die das Stationshaus umgaben. Sie zerstreuten sich in Gruppen darin. Beim Herannahen des

Zuges konnten sie im Augenblicke wieder beisammen sein.

Der Zug blieb lange aus. Er schien zu spät einzutreffen. Wer es wußte, was sich heute an dieser stillen, einsamen Stelle begeben solle, was im raschen, reißenden Fluge ausgeführt werden sollte und ausgeführt werden mußte, wie der Führer des Zuges im Einverständnisse war, der hätte leicht auf den Gedanken kommen können, die Verzögerung sei eine absichtlich berechnete, damit um jede Minute der Verspätung der Aufenthalt abgekürzt werden müsse.

Natalie und Nanni hatten sich von den Anderen entfernt. Sie gingen auf und ab unter ein paar Linden, die dicht neben dem Stationshause standen. Sie gingen still, in und mit ihren Gedanken.

Wenn Fräulein Nanni auch noch so sehr mit ihren Gedanken beschäftigt war, ihre Augen konnten doch überall umherschweifen.

„Sieh nicht sogleich auf, Natalie!"

„Was giebt es?"

„Ein häßliches Gesicht auf der anderen Seite der Schienen. In den Erlen, die dort stehen, uns gerade gegenüber. Bah, welch ein häßlicher Erlkönig! Jetzt blicke hin, aber wie von ungefähr."

Natalie blickte hin, wie von ungefähr. Aber sie erblaßte und zitterte heftig.

„Warum wirst Du blaß, Natalie?“

„Er ist es, Nanni.“

„Wer?“

„Der Freiherr!“

„Wie? Was? Der große häßliche Mensch mit dem krummen Rücken, dem blonden, frechen Schnurrbart?“

„Der Andere, Nanni!“

Nanni sah noch einmal hin.

„O, ah, der Zweite! Ich hatte ihn nicht gesehen. Der krumme Rücken des Frechen — Alles ist frech an ihm — verdeckte ihn.“

Und Fräulein Nanni blickte lange auf den jungen Mann, den sein Begleiter ihr bisher verdeckt hatte, und dann sagte sie:

„Ja, Natalie, den liebe, den halte fest in Deinem Herzen, wie er Dich in dem seinigen hält. Das ist ein treues Herz, ein edler Mann! Und — schlage die Augen nicht auf — jetzt hat er auch Dich gesehen, er blickt nach Dir hin, mit seiner ganzen Seele, mit seiner vollen Liebe. Welch eine Liebe! — „Welcher Gegensatz!“ sagte sie dann auf einmal.

Ihr Blick war wohl wieder auf den häßlichen langen Begleiter des Freiherrn geglitten.

Sie sah sonderbar träumend vor sich hin. Plötzlich fühlte sie, wie Natalie an ihrer Seite zusammenzuckte.

„Was ist Dir, Natalie?“

Sie erhielt keine Antwort — doch von den Blicken der Freundin.

Nataliens Augen hefteten sich mit Angst auf die beiden Herren in dem Gebüsche jenseits der Schienen und flogen zurück, auf diese Seite nach dem Stationshause hin.

Der schöne junge Mann, den Nanni soeben ein treues und edles Herz genannt hatte, war hinter seinen langen Begleiter zurückgetreten, er schien nicht gesehen werden zu wollen. Er war blaß, und seine Augen suchten unwillkürlich den, der ihn nicht sehen sollte, und er schlug sie schnell zu Boden und sein Gesicht wurde bläßer. „Was hast Du?“ schien sein Begleiter ihn zu fragen; er erhielt keine Antwort, auch er nicht.

An dem Stationshause, hinter einem Pfeiler der kleinen Halle, stand ein kleiner ältlicher Herr, mit einem spitzen, schneeweißen Bart à la Henri-Quatre, mit lebhaften Augen und einem klugen, verschlossenen, gemeinen Gesichte.

Sein Anblick hatte den Freiherrn erschreckt; ihn hatten dessen Augen unwillkürlich wieder aufsuchen müssen.

„Wer ist der Mensch?“ fragte sich Natalie. „Warum erschreckt er vor ihm? Weshalb kann er ihn zu fürchten haben?“

„Wer ist der Mensch?“ fragte auch Nanni ihre Begleiterin.

„Ich kenne ihn nicht.“

„Der Freiherr muß etwas mit ihm haben. Was mag es sein?“

„Ich weiß es nicht.“

Die Glocke des Stationshauses läutete.

Der Zug kommt!

Die Gespielinnen sammelten sich an dem Hause, um sofort, wenn der Zug hielt, einsteigen zu können.

Auch Natalie und Nanni gesellten sich zu ihnen.

Aber die beiden Freundinnen konnten Diejenigen nicht aus den Augen lassen, die so sehr ihre Aufmerksamkeit beschäftigten.

Der kleine ältliche Herr mit dem weißen Knebelbart war plötzlich verschwunden.

„Wo mag er geblieben sein, Nanni?“

Sie hatten es Beide nicht gesehen.

Auch die zwei anderen Herren waren nicht mehr zu sehen.

Wo mögen sie sein? Ihre Augen suchten sie.

„Dort, dort!“ rief auf einmal Nanni. „Tiefer im Gebüsch! Hinter der Tanne rechts!“

Auch Natalie sah sie.

„Sie scheinen dort auf etwas zu warten!“

„Und doch wollen sie nicht gesehen sein.“

„Sie müssen etwas in dem Zuge erwarten.“

„Mitfahren wollen sie nicht, auf dieser Seite wird eingestiegen.“

„Aber warum mögen sie sich verbergen?“

Der Eisenbahnzug brauste heran, glitt langsamer auf den Schienen und hielt.

Die Schaffner sprangen heraus, öffneten die Thüren der Wagen, nicht alle.

Zwei Minuten Aufenthalt; meine Herrschaften!

Die Gespielinnen waren die einzigen Reisenden, die auf der Station einstiegen.

„Nach Zürich!“ riefen sie einem Schaffner zu.

„Im vierten Wagen ist das ganze Damencoupé leer,“ war die Antwort.

Sie standen vorn an der Wagenreihe. Sie eilten zu dem vierten Wagen.

Als sie an dem dritten Wagen anlangten, blieben Einzelne von ihnen unwillkürlich stehen. Sie hatten ja noch ein paar Minuten Zeit.

Zwei große, schöne, kohlenschwarze Windspiele standen in der halbgeöffneten Thür.

„Welche allerliebsten Thiere!“ rief Eine.

„Mein Gott, was fällt mir da ein!“ rief eine Zweite.

„Und was fällt Dir ein?“

„Die fremde Königin ist in dem Zuge!“

„Welche fremde Königin? Für uns ist jede Königin fremd.“

Die patriotische Kleophea sagte es.

„O, diese ist eine sehr unglückliche Königin, und auch ein republikanisches Herz kann, muß für sie fühlen. Zwei Jahre lang hat sie in dem einsamen finsteren Kerker schmachten müssen, fern von der Heimath unter allen den fremden kalten Menschen, nur ein einziges Herz aus ihrer Heimath hatte man ihr gelassen, ihre alte Kammerfrau. Und welche entsetzliche Banden umschlossen sie in jenem furchtbaren Kerker! Bigotterie, Haß, Eifersucht —“

„Aber, Leonie, woher weißt Du, daß sie hier im Zuge ist?“

„Ich las in der Zeitung, daß sie dieser Tage durchreisen werde. Die schönen schwarzen Windspiele hat vor einiger Zeit mein Vater bei ihr gesehen, als er in Italien war. Sie geht jetzt in die Heimath. Aber nur auf wenige Wochen hat ihr Gemahl den Kerker ihr geöffnet, er mußte es,

wenn er sie nicht darin begraben wollte. Sie soll zum Skelet abgemagert sein."

„Da ist sie! Das ist sie! Das muß sie sein!" riefen die Anderen.

Eine feine, schlanke, edle Frauengestalt erhob sich in dem Wagen. Sie trug ein einfaches Kleid von schwarzer Seide, ein schwarzer Schleier bedeckte ihr Gesicht.

Die schönen Hunde schmiegten sich an sie, und sahen klug und treu zu ihr hinauf. Sie beugte sich zu ihnen nieder. Dem einen legte sie die Hand auf den feinen Kopf, dem andern schien sie freundliche Worte zu sagen. Dann schlug sie den Schleier zurück. Man sah ein edles, schönes, tiefblasses, tief leidendes Gesicht. Es mußte die Königin sein.

„Wie schön sie ist!"

„Und wie unglücklich!"

„Und sie geht ihrer Heimath entgegen!" sagte Natalie.

„Auf die wenigen Wochen!"

„Und um dann in ihren Kerker, in die Sclaverei zurück zu müssen."

„Ich liefe fort!" rief die kleine Leonie.

„Aber ist sie denn nicht hier in einem freien

Lande?“ sagte die patriotische Kleophea. Der Sclave wird frei, wenn er den freien Schweizerboden betritt.

„Einsteigen!“ riefen die Schaffner.

Die jungen Damen flogen in den Wagen.

„Du hattest Recht, Leonie,“ sagte Fräulein Nanni. „Ich wäre an ihrer Stelle längst zum Wagen hinaus. Die Thür stand ja offen — sie ist noch offen. Das Gebüsch, der Wald, der Berg — sie sind nicht zehn Schritte von hier aus.“

Sie erschrak fast vor einem Gedanken, der plötzlich über sie gekommen war, sie beugte sich zu Natalie.

„Mein Gott, Natalie! Der Freiherr und sein Begleiter warteten auf etwas —! Aber da geht der Zug schon weiter! Es wäre zu spät. „Aber was ist denn das? Rief es da nicht Hülfe? Hört Ihr nichts?“

„Gerufen wurde, aber man konnte es nicht unterscheiden.“

„Es war ein Hülferuf. Horchen wir.“

Nanni war es, die dabei blieb.

Aber man konnte nichts mehr hören, als das Schnauben der Locomotive, das Rollen der Räder, das Brausen des ganzen langen Zuges, der schon wieder im vollen Fahren war.

Fräulein Nanni hat recht gehört.

Die schöne blasse Dame, die die Königin sein mußte, hatte einen raschen Blick durch das Wagenfenster nach dem Gebüsche zur Seite des Schienenweges geworfen. Sie mußte dort etwas gesucht und das Gesuchte gefunden haben. Sie erhob den Fuß. Die Hunde standen vor ihr. Sie schienen in ihren Augen etwas zu schauen. Der eine trat zur Seite, der andere sprang aus dem Wagen.

In demselben Augenblicke kamen zwei Männer aus dem Gebüsch hervorgestürzt.

Es waren der Freiherr und sein langer, krummer Begleiter.

Im nämlichen Momente stand auch die Dame auf dem Tritt des Wagens.

„Madame!“ rief ängstlich eine Stimme im Innern des Wagens.

Die Dame wollte sich von dem Tritt hinunterlassen.

„Fertig!“ hatte der Zugführer gerufen.

Der Zug der Wagen begann sich in Bewegung zu setzen.

„Madame, Madame!“ rief es noch einmal im Innern des Wagens.

Eine ältere Dame erschien in der Wagenthür.

Der Freiherr war noch drei Schritte von der Thür entfernt; sein Begleiter war drei Schritte hinter ihm.

Der Freiherr breitete seine Arme der blassen Dame entgegen.

Die blasse Dame wollte sich hineinstürzen.

Die ältere streckte die Arme nach ihr aus, sie zurückzuhalten.

Der Hund, der im Wagen geblieben war, stellte sich drohend vor sie.

Sie flog zurück.

„Hülfe!“ rief sie.

Die blasse Dame lag in den Armen des Freiherrn. Der Hund sprang ihr nach.

Der Freiherr trug sie im Triumphe in das Gebüsch. Die Hunde sprangen jubelnd an der Befreiten empor.

Sie lag ohnmächtig in den Armen ihres Befreiers.

In einem Wagen nebenan sah man eine ältere Frau vergeblich Bemühungen machen, die Thür zu öffnen. Es war wohl die alte Kammerfrau. Sie wollte ihrer Herrin nach. Sie wurde gehalten. Sie konnte nun die Hände ringen.

Der Zug rollte dahin, unaufhaltsam.

In den drei ersten Wagen sah man durch die

Fenster ein Hin- und Herrennen. Aengstliche, erschrockene Gesichter schauten hinaus.

Sie riefen auch vielleicht, laut, verzweiflungsvoll. Aber in dem Schnauben und Rollen und Brausen des Zuges unterschied man kein Wort, vernahm man kaum unbestimmte Laute.

In allen den anderen Wagen hatte Niemand etwas gesehen; ein Rufen glaubten nur Wenige gehört zu haben; die Ursache war Keinem bekannt geworden.

Der Zug, der Wagen flog dahin und verschwand.

V.

Ein wilder Waldmensch.

Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Sie hatten sich am Abend im stillen Kämmerlein so Vieles erzählen wollen, die beiden Freundinnen und Cousinen.

Cousinen waren sie in folgender Weise:

Natalie von Wildegg war die einzige Tochter des verstorbenen einzigen Bruders des Obersten von Wildegg. Sie hatte früh beide Eltern verloren; da hatte der Oheim sie zu sich genommen. Sie war seit ihren Kinderjahren in seinem Hause.

Nanni Leuzinger war die Tochter eines Bruders der Oberstin. Ihr war die Mutter früh gestorben. Diese war eine Deutsche; nach ihrem Tode hatte daher der Vater das Kind zu den mütterlichen Verwandten nach Deutschland gebracht. Nach drei Jahren starb auch er. Die Oberstin hatte darauf mit ihrem Manne gesprochen; das Kind sei doch Schweizerin, wenn sie auch die deutsche Mutter gehabt habe, mit dem deutschen Leben und der deutschen Erziehung sei es für eine Schweizertochter ein eigen Ding. Sie hatten darauf auch Nanni zu sich genommen.

So waren die beiden Cousinen, die ziemlich in dem gleichen Alter standen, zusammen erzogen und auch Freundinnen geworden.

Fügen wir noch einige weitere Worte über sie hinzu.

Natalie v. Wildegg war eine reiche junge Dame. Ihr Vater und ihr Onkel waren die Letzten des alten Geschlechts Wildegg gewesen, das schon im frühen Mittelalter zu dem angesehensten Adel des Aargaues gehört, zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts aber von der Burg Wildegg nach der Stadt Zürich übergesiedelt war und in dieser das patrizische Bürgerrecht gewonnen hatte. Die beiden Brüder waren in ihrer

Jugend unruhige Köpfe; das trieb sie aus dem engen Vaterland in die weite Welt und in fremde Kriegsdienste. Sie waren nicht mehr ganz jung, als sie in die Heimath zurückkehrten, die Verwaltung ihres bedeutenden Vermögens übernahmen und heiratheten. Als der Jüngere, Leo v. Wildegg, wenige Jahre nachher verstarb, hinterließ er seinem einzigen Kinde weit über eine Million Franken. Die Ehe des Obersten Martin v. Wildegg war kinderlos geblieben; Natalie wurde künftig auch seine Erbin; sein Vermögen wurde höher geschätzt, als das seines verstorbenen Bruders.

Nanni Leuzinger war ein armes Mädchen. Ihr Vater hatte das Unglück gehabt, mit einem fremden Concurse sein ganzes Vermögen zu verlieren; ihre Mutter hatte nie etwas besessen. Ihre Tante, die Oberstin, hatte einiges Vermögen, aber Nanni hatte nichts davon zu erwarten; den Grund werden wir vielleicht später kennen lernen. Nanni wußte das Alles, darum hatte sie sich zur Erzieherin ausgebildet und war zwei Jahre Erzieherin in England gewesen. Oheim und Tante hatten es ihr auszureden gesucht, aber Fräulein Nanni hatte ihr Köpfchen. Ich will mir Geld verdienen, ich will kein armes Mädchen bleiben! Als aber Natalie jetzt, um Frau Murschel zu werden, das

Haus des Obersten verlassen mußte und die Oberstin nicht gern allein zu sein wünschte, war sie wohl nicht ungern nach der Weid und nach Zürich zurückgekehrt.

Der Oberst wohnte im Winter in der Stadt, wo er ein Haus besaß, in den anderen Jahreszeiten in der Weid.

Die beiden Cousinen hatten am Abend, wenn sie in dem gemeinsamen Kämmerlein nach langer Zeit zum ersten Male wieder zusammen zu Bette gingen, sich so Vieles erzählen wollten, sie hatten den ganzen Nachmittag sich danach gesehnt.

Aber der Mensch denkt, Gott lenkt.

Das Schlafgemach der Tante war nebenan. Der Oberst war nicht, wie er gewollt und wie sie fest erwartet hatte, von Zürich zurückgekehrt. Der Große Rath war mit seinen Arbeiten nicht fertig geworden; die Sitzung mußte am folgenden Tage fortgesetzt werden, namentlich über das Begnadigungsgesuch des Mörders, das den Schluß der Berathungen machen sollte. Die Oberstin war unzufrieden, unruhig darüber; der Oberst hatte seit einiger Zeit gekränkelt, die Begnadigungs-Angelegenheit hatte ihm schon vorher sehr auf dem Herzen gelegen. Die brave alte Frau ängstigte sich, in ihrer Aufregung konnte sie nicht schlafen.

„Erzählt Euch morgen, Ihr Mädchen.“
Sie wollten sich leise erzählen. Es ging nicht.
„Bis morgen denn!“
„Gute Nacht!“ sagten sie sich noch.

Sie konnten dennoch nicht schlafen, die Tante nebenan ebenfalls nicht.

Am andern Morgen wollten sie sich erzählen, aber die Tante war schon früh bei ihnen, und dann mußte Nanni ihr helfen, ihre früher gewohnte Arbeit des Hauses wieder übernehmen, als wenn sie keinen Tag fortgewesen wäre.

„Ein junges Mädchen muß immer fleißig sein, wenn sie keine Zierpuppe werden soll, die für unser Schweizerleben nicht paßt. Natalie ist Braut, sie darf für ihre Hochzeit nichts schaffen, es würde ihr Unglück bringen.“

Gegen Mittag endlich konnten die beiden Freundinnen sich zusammenfinden; sie saßen heimlich und traulich in einer Laube des Gartens vor dem Hause.

„Und nun erzähle, Natalie. Zuerst von ihm. Freiherr von Alten heißt er?“

„Und er ist aus einem alten und vornehmen westfälischen Geschlecht.“

„Es wird nicht vornehmer und älter sein, als das der Wildegg's. Aber erzähle. Es war dunkel

und kalt um Dich her geworden, als er Dir verschwunden war. Wann sahst Du ihn wieder?"

„Schon am zweiten Tage nachher."

„Heiße Liebe! Auch von seiner Seite! Er war doch zu Dir gekommen?"

„Es war Zufall, daß wir uns trafen. Ich war nach Zürich gefahren, um nach dem Grabe meiner Eltern zu sehen. Auf dem Kirchhofe sahen wir uns wieder. Auch sein Vater ruht dort."

„Es war ein romantisches Wiedersehen, Natalie. Er hatte Dich wohl hingehen sehen?"

„Es war ein heiliges Wiedersehen auf den Gräbern unserer Lieben. Er erzählte mir von seinem Vater, der die Heimath hatte verlassen müssen, dem er als Knabe hierher gefolgt war."

„Der Vater war Flüchtling gewesen, Natalie?"

„In seiner Heimath zum Tode verurtheilt."

„Und also auch der Flüchtling? Ein recht junger Flüchtling, man muß es sagen. Indeß fahre fort. Was erzähltest Du ihm? Auch von Deinen Eltern?"

„Es war ja ein Trost für ihn."

„O, er bedurfte des Trostes?"

„Er war nicht glücklich."

„Und Dich machte das Trösten glücklich?"

„Ja, Nanni, es that mir wohl und auch ihm, und —"

„Und, meine Freundin?"

„Und am folgenden Tage sahen wir uns wieder hier in der Schlößlischlucht."

„Ihr machtet rasche Fortschritte in Eurer Liebe!"

„Wir sprachen nicht von Liebe. Er erzählte mir von seiner freudelosen Jugend. Schon als Kind hatte er die Heimath verlassen müssen, um im fernen Lande in Verbannung zu leben. Er hatte sie nie wieder gesehen, auch seine Mutter nicht; ihrer erinnerte er sich kaum. Er hatte sie noch früher verloren, als die Heimath, aber nicht durch den Tod. Seine Eltern hatten getrennt gelebt, es muß ein trauriges Verhältniß gewesen sein; das Nähere darüber kannte er selbst nicht. Aber die Folgen drückten noch immer auf ihn, er war sehr unglücklich."

„Und durch das Unglück kam er in Dein Herz?"

„Ja," sagte die schöne Natalie.

„Und doch willst Du Frau Murschel werden?"

„Ich muß."

„Du mußt? Erzähle auch das."

„Es war vier Wochen später, im Anfang Juni. Ich war mit der Tante nach St. Gallen gefahren, zum Besuche der Tante Becker — die

beiden Schwestern hatten sich lange nicht gesehen. Die Tante Becker war sehr glücklich. Ihr Sohn Gustav war ein paar Tage vorher Agent eines reichen Newyorker Hauses geworden, das seine meisten Geschäfte in St. Galler und Appenzeller Broderien machte. Langenfeld und Murschel war der Name des Hauses. Der bisherige schweizer Agent der Herren waren gestorben; da war der eine Compagnon, Herr Murschel, selbst herübergekommen, um einen tüchtigen neuen Agenten zu suchen und zugleich die Heimath wiederzusehen. Herr Murschel ist ein St. Galler; seine Familie gehört zu den ältesten des Cantons. Der Vater war ein geachteter Kaufmann, die Söhne waren nach seinem Tode nach Amerika gegangen, wo sie sich ein größeres Vermögen zu erwerben hofften. Die Tante Becker erzählte viel von dem Herrn Murschel, der ein sehr tüchtiger und solider Geschäftsmann sei und in den zehn Jahren seines Aufenthaltes in Newyork sich ein sehr bedeutendes Vermögen erworben habe. Sie hatten ihn schon am Tage vorher zu Tische eingeladen, und zu Mittag brachte der Vetter Gustav ihn mit. Ich achtete kaum auf ihn; er hatte sich auch wenig mit mir beschäftigt. Am anderen Tage dachte ich nicht mehr an ihn. Da, nach acht Tagen kam

der Vetter Gustav mit ihm in der Weid an. Sie fragten nach dem Onkel, mit dem sie zu sprechen hätten. Sie waren lange mit ihm allein und blieben dann zu Mittag da. Der Onkel sagte nichts, er war wie sonst; auch Gustav ließ kein Wort über die Absicht des Besuches fallen. Dennoch war mir das Herz so sonderbar schwer geworden. Bei Tische mußte ich neben Herrn Murschel sitzen; er war so feierlich gegen mich. Aber sie reisten wieder ab, ohne daß er mehr als das Gewöhnlichste mit mir gesprochen hatte. Mir wurde wieder leichter. Es fiel mir auch nicht auf, daß der Onkel am folgenden Tage und am zweiten und dritten verreiste; ich dachte, er habe Geschäfte in Zürich. Die Tante war bei ihm. Die Tante sagte mir nichts — sie wußte nichts. Am vierten Tage mußte ich in die Stube des Onkels kommen. Die Tante war bei ihm, sie war blaß und der Onkel sehr ernst. Ich mußte mich zu ihnen setzen; ich hätte es ohnehin müssen. Als ich die Beiden so sah, war mir auf einmal Alles klar. Ich zitterte am ganzen Körper und ich muß leichenblaß geworden sein.

»Es gilt ja Dein Glück, Natalie,« sagte die Tante.

»Ja, Natalie,« sagte der Onkel. »Ich bin

Dein Oheim, Dein einziger Verwandter, den Du noch hast, Dein Vormund; ich liebe Dich, als wenn Du meine Tochter, mein einziges Kind wärest. Da war es mir von so vielen Seiten eine Pflicht, für Dein Glück zu sorgen. Ich hoffe, ich habe es gefunden. Der Herr Murschel hat bei mir um Deine Hand geworben. Ich habe mich nach ihm erkundigt, in Zürich, St. Gallen und Toggenburg. Ich erhielt überall, von allen Geschäftsleuten, mit denen er seit Jahren in Verbindung gestanden hat, die günstigsten Zeugnisse über ihn. Er legte mir auch Auszüge aus seinen Büchern vor, die er aus Newyork für den Zweck seiner hiesigen Geschäfte mitgebracht hatte. Er ist ein solider Mann, der sein gutes Geschäft hat und wenigstens eine Million Franken besitzen muß. Ich habe ihm danach erlaubt, morgen herzukommen, um bei Dir selbst um Deine Hand anzuhalten, vorausgesetzt, liebe Natalie, daß Du nichts gegen ihn einzuwenden hast.«

„Das war es, was der Onkel mir zu sagen hatte."

„Das war das Glück, Natalie, was er für Dich gefunden hatte."

„Er meinte es gut, Nanni."

„O gewiß, der Herr Murschel ist ja ein so-

lider Geschäftsmann, der schon jetzt seine Million besitzt."

Was sagtest Du dem Onkel?"

„Ich konnte kein Wort sprechen, die Tante sprach für mich. Was sollte sie gegen ihn einzuwenden haben? Er ist ein solider Mann, der sein Vermögen hat, und jung ist er auch, und auch ein hübscher Mensch. Und er hat versprochen, daß er nicht nach Newyork zurückkehren, sondern in St. Gallen bleiben werde. Sein Compagnon führt das Geschäft in Amerika."

„Ja, ja, Natalie, ich sagte es ja. Solid und Millionär! Und eine brave, alte Tante, der das Herz brechen müßte, wenn aus einer Heirath nichts würde, die sie sich einmal in den Kopf gesetzt hat. Nun? Und Du hgtteſt auch keine Einwendungen gegen ihn, trotz seiner rothen Haare, die die Tante so hübsch fand?"

„Konnte ich ihnen von meiner Liebe sagen, Nanni?"

„Du schwiegst also?"

„Ich schwieg."

„Und der Onkel?"

„Er sah meine Bläſſe, mein Zittern und blickte mich verwundert an. »Es hat sie überrascht,«

sagte aber die Tante. »Und bei einem solchen plötzlichen Antrage muß eine ordentliche Tochter blaß werden und etwas zittern.« Damit war auch der Onkel beruhigt. »Ja, ich kann es mir denken. Und in ein paar Tagen wird es vorbei sein, und Du wirst glücklich werden, Natalie, Du bist ja immer gut und brav.« Damit ging er."

„Und die Tante nahm Dich in ihre Arme und gab Dir ihren Segen und ihre Thränen?"

„Ja, Nanni, ihre heißen, mütterlichen Thränen!"

„Und am anderen Tage kam der Herr Murschel?"

„Er kam."

„Und Du verlobtest Dich mit ihm. Und in fünf Tagen ist Eure Hochzeit — nein, schon in vier Tagen — Verlobung und Hochzeit müssen ja hier zu Lande wie Blitz und Donner auf einander folgen. Ja, Natalie, Du kommst ja so recht nach Sitte und Herkommen unter die Haube — des Unglücks — des Jammers. — Und Dein Herz? Und Dein Herr v. Alten?"

„Ich sah ihn nicht wieder."

„Bis gestern?"

„Bis gestern. Ich durfte ja nicht; ich war die Braut eines Anderen."

„Und warum warst Du das? Warum kam er nicht? Warum ließest Du ihn nicht kommen?“

„Er war ein Fremder!“

„Und gar ein Flüchtling, ein deutscher Flüchtling! Wie hättest Du da den Muth haben können?“

„Und es kam noch Eins hinzu. Er hatte einen Prozeß, von dem sein Vermögen abhing — mit seiner Mutter. Er war sicher, ihn zu gewinnen, aber er wollte nicht eher um meine Hand werben, bis er ihn gewonnen hätte. Er war zu stolz dazu.“

„Und darin hatte er Recht. Ein Bettler um eine Millionärin werben! Und nun gar der Prozeß mit der eigenen Mutter?“

Fräulein Nanni schüttelte den Kopf.

„Aber das Recht ist auf seiner Seite, Nanni. Er ist ein edler Mensch!“

„Und was ist dann seine Mutter?“

Natalie wollte antworten.

Das Gespräch der beiden Cousinen wurde unterbrochen.

Die Oberstin stand vor ihnen.

„Zum Essen, Ihr Mädchen! Es ist Mittag.“

Sie mußten der Tante folgen.

„Du bist ein armes Kind," konnte Nanni nur noch zu der Freundin sagen. „Ich hatte Hoffnungen für Dich, kühne Hoffnungen. Ich habe keine mehr. — Und doch, und doch! Noch haben sich jene Kerkermauern nicht hinter Dir verschlossen, an denen geschrieben steht: Laßt jede Hoffnung fahren!" Danke —

Sie gingen in das Haus. Die große Hausglocke im Flur schlug Zwölf, als sie eintraten.

Durch den Flur schritten sie in einen großen Raum; es war mehr eine Halle, als ein Gemach. Eine lange Tafel war darin gedeckt. Die Gedecke lagen in zwei Abtheilungen, die nur durch einen leeren Raum von der Breite eines Stuhles getrennt waren. In der oberen Abtheilung waren drei Couverts; der Platz für ein viertes, ganz oben, war leer; unten war für zehn bis zwölf Personen gedeckt.

Als die Oberstin mit den beiden jungen Damen eintrat, befand sich noch Niemand in der Halle.

Sogleich nach ihnen erschien das Gesinde des Hauses, die alte Wirthschafterin an der Spitze, Mägde und Knechte folgten.

Alle, die da waren, stellten sich um die lange Tafel: die Hausfrau mit ihren beiden Nichten zu

den drei Gedecken der oberen Abtheilung, die Anderen nach unten, zuerst die Mägde, dann die Knechte. Der leere Platz ganz oben gehörte dem Hausherrn, der nicht da war.

In dem Hause des Obersten v. Wildegg herrschte noch die alte Schweizersitte, die Herrschaft und Gesinde des Mittags an demselben Tische vereinigt — nicht auch des Abends; die Hausordnung fordert dann Trennung.

Fräulein Nanni wollte die Nase rümpfen.

„Noch immer?" sagte sie leise zu Natalie.

Natalie warf ihr einen bittenden Blick zu.

„Betrübe die Tante nicht!"

„Beten wir!" sagte die Tante.

Jedes stand vor seinem Stuhl. Stehend verrichteten sie ein stilles, kurzes Gebet. Fräulein Nanni rümpfte nicht die Nase.

Sie setzten sich, und die Oberstin nahm von der Suppe für sich und die beiden Nichten. Die Wirthschafterin nahm dann den großen Suppennapf zu sich, um sich und den Anderen zu geben.

Die Dienstboten sprachen unter sich leise oder gar nicht. Wenn die Herrschaft sie fragte, durften sie lauter sprechen.

Die Oberstin wandte sich an die alte Wirthschafterin:

„Was hattet Ihr mit dem Kühehirt Rude, Christine? Ihr spracht vorhin so eifrig mit ihm."

„Der Rude wollte heute Nacht etwas in der Schlucht gesehen haben, Frau Oberst."

„Der Rude will immer mehr sehen, als andere Leute."

„Die Verena hat aber auch etwas gesehen."

„Und was war das, Verena?"

Die Verena war ein hübsches Milchmädchen, die täglich mit ihrem Milchwagen nach dem benachbarten Rapperswyl fuhr. Sie saß neben der Wirthschafterin. Sie wurde dunkelroth auf die Frage der Oberstin, dann blaß, wie in der Erinnerung dessen, was sie gesehen hatte. Erzählen mußte sie.

„Ich weiß selbst nicht, was es war, Frau Oberst. Aber ich war heute Morgen von Rapperswyl bis Bubikon zusammen mit dem Milchknecht Joseph vom Ritterhause zurückgefahren, und der hatte mir allerlei vorgeschwatzt von dem Mörder, der im vorigen Jahre in den Walliser Bergen die Reisenden erschlagen und ausgeraubt hat, und den man jetzt wieder zu Schaffhausen gesehen habe, so daß er leicht auch hierher kommen könne. Und dann sprach er noch von einem wilden Waldmenschen, der jenseits Zürich hause und des Nachts

in die Dörfer komme und die Schafe aus den Ställen und die Kinder aus den Wiegen hole; noch vor drei Nächten habe er so bei Bulach ein Kind von einem Jahre geraubt. Da war mir recht angst geworden, und als ich nun nachher hier in die Schlucht kam und allein war, da kam die Angst recht über mich, und auf einmal sah ich den Schimmel vor dem Wagen die Ohren spitzen, und dann machte er einen Satz auf die Seite, und wie ich mich umschaute, da sah ich plötzlich in den Fichten einen langen, starken Menschen stehen, der ganz fürchterlich aussah und mit großen glühenden Augen mich so wild anblickte. Ich schlug in meiner Angst auf den Schimmel, aber der lief schon so, was er laufen konnte, bis er an den Stall kam."

„Das war Alles, Verena?"

„Ja, Frau Oberst."

„Und wer wäre der lange, wilde Mensch mit den glühenden Augen gewesen, den Ihr gesehen habt?"

„Ich weiß es nicht, Frau Oberst."

„So will ich es Euch sagen. Es war entweder ein ganz gewöhnlicher Mensch, oder es war gar nur Eure Einbildung von den Narrheiten selbst, die Euch der Joseph aus dem Ritterhause erzählt hat."

Das Mädchen wagte keine Einwendung.

„Aber Tante, willst Du nicht die Christine fragen, was ihr der Kühehirt Rude erzählt hat?"

„Nun Christine, was war es?"

Auch die alte Wirthschafterin mußte erzählen.

„Der Rude war heute Nacht von Rüti zurückgekommen, wo er seine kranke Mutter besucht hatte. Er ist ein braver Bursche, er geht jeden Abend zu ihr. Wie er nun an dem Schlößli vorbei ist — er hatte schon in der Nacht vorher Licht darin gesehen, aber nicht weiter darauf geachtet, — wie er nun jetzt eben vorbei ist, hört er auf einmal einen Wagen hinter sich fahren. Er denkt, wie kommt ein Wagen in die Schlucht, und so spät? Es wohnen doch nur Leute in der Weid! Und wer sollte dahin um solche Zeit kommen? Es war schon längst Mitternacht vorüber. Er bleibt stehen, um den Wagen an sich herankommen zu lassen. Da wendet er auf einmal links zur Seite und fährt nach dem Schlößli hin. Der Rude wird neugierig und kehrt um, aber er kommt zu spät an. Der Wagen fährt gerade in den Hof des Schlößli, und der Rude sieht es noch, wie er durch das große eiserne Gitterthor in der Mauer fährt, und wie zwei Männer das Thor schnell hinter ihm verschließen. Er will weiter folgen, aber es

wird ihm grausig. Das Schlößli ist unbewohnt, der Wagen ist so dunkel, es wird kein Wort gesprochen, man sieht kein Licht; dem Rude ist, als wenn da ein Todtenwagen fahre, er ist ganz allein, er hat eilig gemacht, daß er nach Hause kommt, und sich nicht nach der einen und nicht nach der andern Seite umgesehen."

Die Oberstin fragte nicht wieder: Und das war Alles? Sie dachte nach, was in der Schlucht, was im Schlößli sein könne. Die Verena hatte Etwas gesehen, und der Rude gar zweimal. Was für fremde Menschen waren denn auf einmal in der Schlucht, in dem Schlößli, das vielleicht seit länger als hundert Jahren unbewohnt gewesen war? Und so heimlich waren sie da!

Natalie und Nanni wollten sich fragend ansehen.

Draußen am Hause schlugen die Hofhunde an.

„Da ist etwas Fremdes!" sagte die Oberstin.

Sie horchte hin. Sie horchten Alle, die Meisten mit bleichen Gesichtern. Sie hatten soeben von Ungewöhnlichem, Gespensterhaftem gesprochen.

Die Hunde schwiegen plötzlich.

„Das ist ja sonderbar. Daniel, seht einmal nach."

Der alte Kutscher Daniel stand auf, um nachzusehen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorn im Flur wurden Schritte laut.

„Wer kann das sein, daß die Hunde ihn hereingelassen hätten?“

„Jungfer Nanni, mir wird angst, das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ sagte leise die alte Christine zu dem Fräulein hinüber, der sie, von ihr durch den leeren Stuhlraum getrennt, am nächsten saß.

„Still, Christine! Es können Bekannte sein, vor denen die Hunde sich zurückzogen.“

„Wer könnte um diese Zeit hierher kommen? Und wir hörten keinen Wagen.“

Daniel hatte die Thür der Halle geöffnet. Zwei Herren standen darin. Den Einen kannte Fräulein Nanni.

„Der Vetter Gustav aus St. Gallen! Gott sei bei uns, wie er rund und roth und dumm aussieht!“

Rund und roth war sie selbst.

„Und der Andere, Natalie?“

Aber Natalie war kreideweiß geworden und mußte sich fest an die Stuhllehne legen, als wenn sie sonst umsinken müsse.

Und Nanni wußte auch, wer der Andere war.

Er hat die rothen Haare und das Gesicht ist so papieren, wie die amerikanischen Papiere, die auf zwei Procent stehen.

„Der Hochzeiter der Jungfer Natalie!“ sagte die alte Christine ihr ins Ohr.

„Ja, ja, Du arme Natalie!“

„Was sagen Sie, Jungfer Nanni?“

„Seht die Tante, Christine! Was ist ihr denn?“

Die Oberstin war beinahe weißer geworden, als Natalie. Sie wollte aufstehen, aber sie vermochte es nicht.

„Da ist ein Unglück passirt, Nanni!“ sagte sie, und sie konnte vor Angst kaum sprechen.

„Aber Tante, warum? Weil Nataliens Bräutigam und der Vetter Gustav kommen?“

„Aber zu dieser Zeit, Kind! Wer kommt denn um die Mittagszeit in ein fremdes Haus, wenn er nicht eingeladen ist?“

„Die nächsten Angehörigen —“

„Gerade sie nicht. Und sieh' Dir die Natalie an. Sie denkt dasselbe wie ich.“

Die beiden Herren traten ein.

Die Oberstin konnte sich erheben, ihnen einen Schritt entgegen gehen. Die Sitte erforderte es und da konnte sie es. Auch Natalie hatte sich erhoben, aber sie ging nicht voran; die Sitte hätte es verboten; und ob ihr Herz sie drängte?

Der runde und rothe Vetter Gustav — dem Nanni auch die Dummheit ansehen wollte — nahm das Wort.

„Ich bitte ab, Frau Tante, daß wir bei der Mittagsmahlzeit stören."

„Die Herren sind uns willkommen," sagte die Oberstin.

„Aber ich sehe den Herrn Onkel nicht."

„Der Junker Oberst ist zur Stadt, im Großen Rath."

„Und wann kommt er zurück?"

„Es ist ungewiß. Hoffentlich heute Abend, vielleicht auch erst morgen."

Der Vetter Gustav sah seinen Begleiter, den Verlobten Nataliens, Herrn Jacob Murschel, an.

Die beiden Herren schienen etwas verlegene Blicke zu wechseln.

„Wollen die Herren nicht mit uns vorlieb nehmen?" sagte die Tante.

„Ich danke, Frau Oberst," sagte der Herr Murschel.

„Sie haben schon zu Mittag gegessen?"

„Das nicht, aber wir haben Eile — Geschäfte."

„Sie werden doch Ihre Verlobte begrüßen!"

Der Herr Murschel hatte seiner Braut nur eine stumme Verbeugung gemacht, sie hatte sie

eben so stumm erwidert. Ob die Sitte auch ihnen nicht mehr erlaubt hatte?

Auf die Worte der Oberstin sah er fragend den Vetter Gustav an.

Herr Gustav Becker sah auf seine Uhr.

Der runde, rothe junge Herr hatte vorher sonderbare Blicke auf Fräulein Nanni geworfen, zuerst neugierige, dann, als er sie erkannte, verwunderte, und dann auf einmal erst recht sonderbare.

„Wir haben ein Viertel auf Eins," sagte er. „Um zwei Uhr geht das Dampfschiff von Schirmensee ab und in einer halben Stunde sind wir von hier in Schirmensee. Ist es nicht so, Frau Tante?"

„So ist es, Herr Vetter."

„Wenn die Frau Tante denn erlauben —"

„Ich bitte die Herren!"

Die alte Christine holte Stühle für die beiden Herren herbei, ein Stubenmädchen brachte Couverts für sie.

Herr Murschel erhielt seinen Platz neben Natalie, der Vetter neben Nanni.

„Wie befinden Sie sich, Jungfer Wildegg?" fragte der Herr Murschel seine Braut.

„Ich danke Ihnen, Herr Murschel. Und Sie?"

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Jungfer Wildegg. Ich bin wohl.“

Damit war das Gespräch der beiden Brautleute, die in der nächsten Woche Hochzeit machen sollten, zu Ende.

„Wann sind Jungfer Base denn zurückgekommen?“ fragte der Vetter Gustav seine Nachbarin.

„Gestern,“ sagte Fräulein Nanni kurz und etwas schnippisch.

„Sie waren zwei ganze Jahre weg.“

„Sie können ja vortrefflich rechnen, lieber Vetter.“

Der Herr Gustav Becker wurde freundlicher.

„Wissen Sie, Jungfer Base, daß Sie hübscher, viel hübscher geworden sind?“

Ueber Nanni's Gesicht glitt leiser Spott.

Der Mensch meint wahrhaftig, ich hätte ihm ein Compliment gemacht, und nun will er mir wieder eins machen.

„Finden Sie das, Herr Vetter?“ sagte sie.

„Gewiß, gewiß!“

Die Oberstin warf Nanni einen verweisenden Blick zu.

Du bist herausfordernd gegen ihn. Das schickt sich nicht für ein junges Mädchen, sagte der Blick.

Nanni's Augen wollten der Tante antworten:

Er ist ja nur Vetter — und nur der Herr Gustav Becker! Aber sie sah das sorgenvolle Gesicht der Oberstin. Sie blickte vor sich nieder, und dann wurde sie selbst nachdenklich: Auffallend ist die plötzliche Ankunft der Beiden! Gegen alle Sitte! Da muß etwas vorgefallen sein! Und Gutes ist es nicht. Die Tante hat Recht, denn sie sind so verlegen.

VI.

Ein Abenteuer mit dem wilden Waldmenschen.

Das Mittagsmahl war beendet.

„Machen wir einen Spaziergang, Natalie?" sagte Fräulein Nanni zu ihrer Cousine. „Ich möchte gern Alles hier wiedersehen. Es wird zwar sein wie vor zwei Jahren — hier verändert sich ja nichts. Und dann, dieser Vetter Gustav ist unausstehlich. Ich glaube wahrhaftig, der Mensch will mir die Cour machen, und außerdem haben wir uns so viel zu sagen."

„Der Vetter ist brav, Nanni."

„Aber entsetzlich einfältig."

Natalie war zu der Promenade bereit.

„So gehen wir gleich, ehe der brave Vetter zurückkommt, sagte Nanni."

Der Herr Gustav Becker und der Jacob Murschel waren nach Beendigung des Mittagstisches auf die Seite getreten, hatten lange und heimlich miteinander gesprochen. Der Vetter war dann zu der Oberstin gegangen.

„Frau Tante, der Herr Murschel hat sehr eilige Geschäfte in Zürich und kann nicht länger hier bleiben. Ich möchte aber den Herrn Onkel hier erwarten, wenn die Frau Tante nichts dagegen haben."

„Es wird mir recht lieb sein, Herr Vetter."

Der Herr Murschel hatte sich darauf durch tiefe Verbeugungen von „den verehrten Frauenzimmern" verabschiedet, auch so von seiner Verlobten, bis zum nächsten Montag.

Am nächsten Montag sollte die Hochzeit sein. Früher durfte er nicht wiederkommen.

Es war heute Freitag.

Der Vetter Gustav begleitete Herrn Murschel.

„Ich bin in einer Viertelstunde wieder da!" sagte er fast zärtlich zu seiner Base Nanni.

Darauf sagte Fräulein Nanni zu Natalie, sie wollten sogleich die Promenade beginnen.

Die Oberstin war schon wieder an ihrer Arbeit.

„Geht nicht zu weit," ermahnte sie die Nichten. „Es mag zwar nicht viel sein, was die Verena und der Rude gesehen haben, aber man kann nicht wissen."

Die beiden jungen Damen gingen.

„Zuerst auf die Berge, Natalie," sagte Nanni. „Ich muß meine ganze Schweiz wiedersehen. Dort sieht man sie, dort auf dem Felsberge."

„Aber es ist weit, Nanni!"

„O, und die Tante befahl, wir sollten nicht zu weit gehen!"

„Wohl nicht darum — aber es liegt mir heute Alles so schwer auf dem Herzen."

„Also doch mit darum. Schade, daß wir dem Vetter Gustav aus dem Wege gehen wollen."

„Du, Nanni!"

„Du nicht? Höre, Natalie, wenn ich die Wahl hätte zwischen ihm und dem Herrn Jacob Murschel — aber ich weiß einen anderen Schutz. Cäsar! Nero!" rief sie nach dem Hause zurück.

„Was sollen sie?"

„Uns beschützen."

Zwei Hunde kamen herbeigesprungen, zwei große, schöne Thiere, muthig und kräftig, braun und weiß gefleckt, von der edelsten Bernhardiner Race.

Das Fräulein und sie waren alte Bekannte; sie hatten sich schon gestern gegenseitig wieder begrüßt. Bellend vor Freude, sprangen sie hoch an ihr auf. Nanni streichelte ihnen die Köpfe.

„Und nun, ihr klugen, treuen Thiere, sechs Schritt wie sonst. Ihr versteht es doch noch?"

Sie verstanden es noch, denn sie gingen immer sechs Schritte hinter den beiden Damen her.

Die Cousinen hatten sich so Vieles zu sagen.

„Natalie, was möchten der Vetter und der Herr Murschel wollen?"

„Ich weiß es nicht."

„Und doch frägst Du nicht? Ich muß Dich fragen."

„Ach, Nanni —"

„Mir ist Alles gleichgültig!" wollte sie wohl sagen.

„Ja, ja, Natalie, — aber es war etwas Besonderes, Sie hatten den Onkel so dringend zu sprechen. Und — und ich habe eine Ahnung."

„Welche, Nanni?"

„Eine glückliche! Eine entscheidende für Dich — als wenn Du doch nicht Frau Murschel werden müßtest —"

„Wie wäre das möglich, Nanni?"

„Ah, Du möchtest also, daß es möglich wäre?"

„Nanni, wenn eine Verbindung zurückgeht — es ist immer ein großes Unglück."

„Für Dich? Wenn Deine Sclavenketten zerbrechen?"

„Das Gespräch der Leute! Dürfte ich mich wieder sehen lassen?"

„Pah, Du liebst ihn nicht — Du würdest mit ihm, mit diesem Manne, nie glücklich werden, und wenn da der Himmel ein Einsehen hat, so mag alle Welt auf Dich zeigen."

„Nanni, welche Grundsätze bringst Du aus der Fremde mit!"

„Sie werden auch die Deinigen werden, wenn Du einmal in der Fremde lebst."

„Nie, nie! Ich passe nicht in fremdes Land, in fremdes Leben!"

„Pah, noch einmal! Sei Du erst Freifrau v. Alten!"

„Nimmermehr!" rief die erblassende Natalie.

„Hinten in dem alten Westfalenlande soll es sich auch gut leben lassen, wenn es da auch keine hohen Berge und großen See'n giebt, aber die Menschen sind brav."

„Nimmermehr, Nanni! Ich bin eine Schweizerin und will eine Schweizerin bleiben."

„O, da kommt der abscheuliche Vetter zurück

— und er hat uns gesehen — er kommt auf uns zu. Wir können ihm nicht mehr entgehen."

„Aber im Grunde ist es gut," sagte Fräulein Nanni dann, die immer einen Trost zu haben schien und diesmal einen triftigen hatte. „Es ist gut. Er soll mir sagen, was der Herr Murschel von dem Onkel wollte; denn den Herrn Jacob Murschel ging es an."

Der Herr Gustav Becker war von der Begleitung des Herrn Murschel in die Schlucht zurückgekehrt. Er hatte die beiden Damen gesehen, die zwischen Klippen, Felsen und einzelnen Bäumen den Felsberg hinaufgestiegen waren, er folgte ihnen und erreichte sie.

„Sauer soll es ihm werden," hatte Nanni gesagt, und sie war tapfer den Berg hinangeschritten. Natalie hatte vergeblich sie aufzuhalten gesucht.

„Die Jungfern schreiten ja recht flink darauf los!" sagte der Herr Gustav Becker.

„Worauf, Herr Vetter?" fragte Nanni.

„So schöne Jungfern können nur zu einem schönen Ziele wollen."

„Und Sie wollen mit uns zu dem schönen Ziele?"

„Ich bin ja schon bei ihm angelangt."

„Potz lustig, Herr Vetter, Sie sind galant! Aber wer von uns Beiden ist denn die Schöne?"

„Sie sind es alle Beide!“

„Aber Eine von uns Beiden müssen Sie doch vorziehen!“

„Die Jungfer Natalie ist ja schon verlobt!“

Fräulein Nanni biß sich auf die Lippen.

„Ein blindes Huhn —“ murmelte sie; aber sie durfte es nicht verderben mit dem Vetter, den sie ausfragen wollte.

„Und Sie sind der Freund ihres Verlobten und wollen ihm daher nicht gefährlich werden?“

„Forderst Du ihn wieder heraus?“ würde die Tante ihr verwiesen haben.

Aber der Vetter hatte keine Antwort auf die Herausforderung.

„Der Freund des Herrn Murschel bin ich eben nicht,“ sagte er nur.

Nanni triumphirte, wie er ihr entgegenkam.

„Sein Vertrauter doch!“

„In Geschäften.“

„Sie sind sein Compagnon?“

„Noch nicht. Bis jetzt nur noch sein Agent.“

„So werden Sie es bald werden?“

Der Vetter wurde verlegen. „Es hängt von Umständen ab.“

Nanni horchte auf.

„Ach, lieber Vetter, die werden Sie zu beseitigen wissen.“

„Hm, hm!“

„Man hört Sie ja überall als einen tüchtigen Geschäftsmann loben.“

„Jungfer Base sind sehr gütig.“

„Wären die Umstände denn so schwierig?“

„Es könnte wohl sein.“

„Ich kann es mir kaum denken. Nach einem Compagnon, wie Sie, müßte der Herr Murschel mit beiden Händen zugreifen.“

„Hm, hm!“

„Von welcher Art wären die Schwierigkeiten denn?“

„Wissen Sie, Jungfer Base, es giebt allerlei Schwierigkeiten.“

„Tölpel!“ biß sich Fräulein Nanni wieder auf die Lippen. „Ich muß ihm derber kommen — auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Der Herr Murschel hatte Geschäfte mit dem Dukel?“

„Ich glaube.“

„Sie glauben es nur? Herr Murschel hatte Sie ja mitgenommen.“

„Wir waren zusammen gereist.“

„Und warum sprachen Sie denn so heimlich mit ihm?“

„Wissen Sie, Jungfer Base, weil es eben Geheimnisse waren.“

Fräulein Nanni machte noch einen Versuch.

„Ich dachte, Sie hätten zu Ihrer Base mehr Vertrauen gehabt, Herr Vetter.“

Aber der Herr Vetter erwiderte:

„Wissen Sie, Jungfer Base, ein tüchtiger Geschäftsmann vertraut seine Sachen nur sich selbst an.“

„Wissen Sie —“ rief Nanni zornig.

„Was wäre Ihnen gefällig, Jungfer Base?“

„Ich danke Ihnen für Alles.“

Sie hatten die Höhe des Berges erreicht und standen vor einer wunderschönen, nach allen Seiten freien, zauberhaft schönen Aussicht.

Nanni wollte all' das Schöne mit voller Brust und Lust in sich aufnehmen, sie hatte es so lange entbehrt. Sie wollte es trotz ihres Aergers.

Der Herr Gustav Becker war gutmüthig, Natalie hatte es schon gesagt, und man sah es seinem runden, rothen Gesicht an. Es entging ihm nicht, daß er seine schöne Cousine eben in keine gute Laune versetzt habe. War er ihr zu nahe ge-

kommen oder zu fern geblieben? Er wollte es wieder gutmachen.

„Jungfer Base, wir haben uns schon als Kinder gekannt."

„So?" erwiderte Fräulein Nanni kalt.

„Und ich durfte früher Nanni zu Ihnen sagen."

„Es ist möglich."

„Und ich darf es ferner, liebe Base Nanni?"

„Ja," sagte sie.

Aber dann brach plötzlich der Verdruß wieder in ihr los.

„Komm, Natalie! Gehen wir hinunter."

„Wir sind ja kaum oben."

„Ich mag nicht mehr, heute, jetzt nicht. Ich kann mich nicht mehr freuen." Damit kehrte sie um und stieg die Höhe wieder hinab.

Natalie mußte doch den Kopf schütteln. Der Vetter Gustav war etwas verdutzt.

So folgten sie Beide dem kleinen Fräulein, Anfangs schweigend; dann schien der Vetter doch wissen zu müssen, woran er war. Er fing es auf seine Manier an:

„Liebe Jungfer Nanni, es ist schade, daß Sie so klein sind."

Jungfer Nanni sah ihn groß an.

„Wissen Sie auch, warum?“
„Sie wissen es wahrscheinlich.“
„Ja, und ich will es Ihnen sagen. Darf ich?“
„Sie dürfen Alles.“
„Weil Ihnen Kopf und Herz zu nahe beisammen sitzen.“

Nanni sah ihn nicht wieder an, aber auf die Lippen mußte sie sich wieder beißen.

„Sie sind mir doch nicht böse geworden, Base Nanni?“ fragte er.

„Nein.“

„Das freut mich; sehen Sie, ich hatte Sie schon immer lieb, da wir noch Kinder waren.“

Sie hatten die Tiefe der Schlucht wieder erreicht.

Nanni wandte sich an Natalie:

„Gehen wir zum Schlößli?“

„Wie Du willst.“

Sie schlugen den Weg zum Schlößli ein. Es lag nicht weit von dem Fuße des Felsberges, von dem sie herunter kamen. Auf einmal hatte Nanni einen Einfall.

„Lieber Vetter Gustav! —“

Ihre Stimme war freundlich. Der Vetter flog vor Glück fast in die Höhe, er war still geworden, da Nanni ihm auf die Erinnerung an

seine schon so frühe Liebe zu ihr nicht geantwortet hatte.

„O, liebe Base Nanni!"

„Haben Sie schon etwas von einem wilden Waldmenschen gehört, der hier hausen soll?"

„Hier in dieser Gegend?"

„Gerade hier in der Schlucht sogar!"

„Ein wilder Waldmensch? Hier, Base Nanni? Man hat Ihnen wohl etwas aufgebunden!"

„So! Sehe ich danach aus, daß man mir etwas aufbinden kann?"

„Das wohl nicht — gewiß nicht."

„So wissen Sie denn, daß sehr glaubwürdige Leute ihn gesehen haben — Leute aus der Weid. Heute Vormittags noch hat er in einem Fichtengebüsch gelegen, hier in der Nähe, vielleicht gerade in den Fichten, die hier neben uns stehen, ein riesiger Mensch, mit furchtbarem Bart und glühenden Augen. Es überläuft mich kalt, wenn ich nur an die Beschreibung denke — und wenn er nun wirklich in der großen, dichten, dunklen Fichte da wäre —"

Sie standen in der Nähe eines kleinen Fichtengebüsches. Eine mächtige Fichte, deren Zweige tief und weit zur Erde herunterhingen, drängte sich fast unmittelbar an sie heran.

Fräulein Nanni warf Blicke in das Dickicht, in denen man die helle Furcht zu sehen glaubte.

Der Vetter Gustav mußte doch mit einer gewissen Scheu hinsehen.

Nanni's Blicke triumphirten.

„Ich habe wahrhaftig Angst, Vetter Gustav. Wollten Sie einmal nachsehen, ob nicht wirklich Jemand darin verborgen ist?"

Natalie kam allem Weiteren zuvor.

„Lassen Sie es, Gustav, Nanni scherzt. Wenn irgend Jemand oder irgend Etwas so nahe bei uns verborgen wäre, die Hunde würden längst Lärm gemacht haben."

Die beiden klugen, treuen, gehorsamen Thiere Nero und Cäsar waren hinter ihnen, noch immer sechs Schritte weit, wie Nanni ihnen befohlen hatte. Sie waren völlig ruhig.

Nanni hatte ihre gute Laune nicht verloren.

„Aber ich habe Ihnen erst von heute Morgen erzählt, Vetter Gustav. Vergangene Nacht hat man noch ganz andere Dinge gesehen und auch schon in der Nacht vorher. Derselbe riesige Mensch, aber in einen langen schwarzen Mantel gehüllt, ist aus dem Schlößli gekommen, da vor uns. Sie kennen es doch noch, Vetter?"

„Ich war oft hier, beste Nanni!"

„Auch drinnen im Schlößli?“

„Nein. So viel ich weiß, kommt auch Niemand hinein.“

„Aber jetzt muß etwas darin sein. Hören Sie nur. Zuerst hat man also den riesigen wilden Waldmenschen gesehen, dann einen schwarzen Todtenwagen und in dem Todtenwagen eine Dame, und da sind zwei andere schwarze Männer aus dem Schlößli gekommen und haben den Wagen hineingeholt. Dann ist lange Alles still gewesen, darauf hat man in einem Fenster des alten Schlößli einen Lichtschimmer gesehen und gleichzeitig ein eises Jammern gehört, das so schauerlich durch die stille Mondnacht gezittert und geklungen hat. Sie sehen mich ungläubig an, Vetter Gustav? Fragen Sie Natalie.“

Der Vetter sah Natalie fragend an.

„Nanni übertreibt, Vetter Gustav.“

„Also etwas ist doch wahr daran?“

„Alles, Vetter Gustav! Natalie hat nur nicht Alles gehört. Und damit wir klar sehen, so mache ich Ihnen einen Vorschlag. Sie haben doch Muth?“

„Ich habe mich noch nie gefürchtet!“ sagte der Vetter Gustav kühn.

„So werden Sie es auch jetzt nicht. Da liegt das Schlößli vor uns; wir sind schon an der

Mauer. Sie werden hineingehen, das Gebäude, den Hof, den Garten durchsuchen — Sie schweigen, Vetter?"

„Wird ein Eingang da sein?" fragte der Vetter.

„Suchen wir ihn."

Sie hatten die Mauer erreicht, in deren Mitte das Schlößli lag. Sie war hoch und umschloß einen weiten viereckigen Raum.

„Sie hat zwei Oeffnungen," sagte Fräulein Nanni. „Dort links ist das große eiserne Gitterthor, es bildet den Haupteingang in das Innere. Drüben auf der anderen Seite liegt ein kleines hölzernes Pförtchen, so eine Art Block- oder Ausfallpforte. Sehen wir, ob eine der Thüren geöffnet ist — oder vielmehr, sehen Sie nach, Vetter; ein kühner Ritter muß selbst den Eingang in das gefeite Schloß aufsuchen, von seiner Dame läßt er sich nicht hinführen."

„Von seiner Dame?" Der Vetter Gustav erröthete fast.

Er wollte sofort gehen. Nanni hielt ihn auf.

„Suchen Sie zuerst das kleine Pförtchen auf, Vetter. Sind Menschen im Innern, so wird das große Gitterthor unzweifelhaft verschlossen sein; an das Pförtchen wird man weniger gedacht

haben, es ist alt, morsch, liegt hinter Buschwerk versteckt."

Der Vetter wollte muthig gehen. Nanni hielt ihn noch einmal auf.

„Es könnte Ihnen da drinnen eine Gefahr zustoßen, lieber Vetter —"

„Ich denke nicht daran, Base Nanni."

„Man muß an Alles denken. Und in der That — nach dem, was ich Ihnen erzählt habe, wäre es leicht möglich."

„Wir wollen es nicht hoffen, liebe Base Nanni."

„Nun, wenn Ihnen etwas zustößt, so rufen Sie nur um Hülfe. Ich schicke Ihnen dann sofort die beiden Hunde."

Der Vetter sah die beiden großen und muthigen Hunde an; er machte doch ein bedenkliches Gesicht. Die Hunde waren hier draußen, und er sollte in das Innere, von einer ganz anderen Seite.

„Sie fürchten sich doch nicht, Vetter?"

„Gott bewahre!"

„Ich denke auch, Gott wird Sie in seinen Schutz nehmen. Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen, Basen!"

Endlich konnte der Vetter gehen.

„Er geht wahrhaftig, Natalie! Und sieh, wie entschlossen."

„Und Du hast ihm so viel Angst gemacht, Nanni! War das Recht von Dir?"

„Warum ließ er sie sich machen? Aber weißt Du, Natalie, daß ich wirklich neugierig bin auf den Ausgang seines Abenteuers?"

„Du glaubst, daß er etwas antreffen werde?"

„Nach den Nachrichten der Leute kann es ganz richtig innerhalb dieser Mauern nicht sein. Und es kommt mir da ein sonderbarer Gedanke, Natalie. Ach, es ist nur ein thörichter Wunsch. Aber gehen wir weiter zu dem Gitterthor. Man kann hindurchsehen, nach dem Hause, in den Garten."

Sie gingen weiter, an der Mauer entlang, entgegengesetzt der Richtung, die der Vetter genommen hatte.

„Was dachtest Du, Nanni?"

„Es war nur ein Wunsch, Natalie. Wenn die arme Königin gestern befreit worden wäre, und wenn sie sie hieher gerettet hätten! Dein edler Freiherr stand so wartend und erwartend."

„Welche Gedanken, Nanni?"

„Und was hast Du gegen sie? O, wenn sie frei, wenn sie hier wäre, wie wollten wir sie trösten! Aber wäre sie denn zu trösten?"

„Und warum nicht, Nanni?

„Warum nicht? Ist ihr Leben nicht immer

ein verlorenes, wenn sie auch ihrem Kerker und ihrem Kerkermeister entronnen ist?"

„Ein edles Herz kann sich dennoch wiederfinden, in seiner Klarheit und Würde."

„Um in seiner edlen Klarheit und Würde zu brechen, Natalie! Ich glaube, so hast auch Du es vor. Aber ist es Thorheit. Gott bewahre Einen vor solchem Herzen, das vor lauter Thorheit Edelmuth nur brechen kann. Da lobe ich mir mein Herz — wenn ich eines habe —"

„Bravo, mein schönes Kind! Dafür möchte ich Sie küssen!"

Eine Baßstimme rief es plötzlich neben den beiden Damen.

Ein langer Mensch stand vor ihnen, breitschulterig, mit krummem Rücken, mit einem breiten Gesichte und einem langen, hellblonden Schnurrbarte darin.

Er war aus einem Gesträuch hervorgekommen, an dem die beiden Damen vorübergehen wollten.

Er vertrat ihnen lachend den Weg. Sein Lachen war wie sein Benehmen, und sein Benehmen war wie seine Gestalt und sein Gesicht.

Die beiden jungen Damen waren heftig erschrocken.

Natalie hatte sich aber sogleich wieder gefaßt;

sie warf dem frechen Mann einen Blick ruhigen, stolzen Unwillens zu.

„Komm, Nanni!“ sagte sie dann ruhig zu ihrer Begleiterin.

Aber Fräulein Nanni war in einen unbeschreiblichen Zorn gerathen; ihre Augen flammten.

„Cäsar, Nero!“ rief sie.

Die beiden Thiere hatten gehorsam sechs Schritte hinter ihr gestanden. Auf den Ruf waren sie an ihrer Seite. Natalie erschrak.

„Was willst Du, Nanni?“

„Den Herrn fragen, wer er ist.“

„Dazu bedarfst Du der Hunde?“

„Bei ihm scheint es nöthig zu sein.“

Der Fremde lachte.

„O, Sie haben Muth, mein Fräulein!“

„Auch Sie, mein Herr? Nero, Cäsar!“

Sie wollte in der That die Hunde auf ihn hetzen.

Kopf und Herz saßen ihr nahe beisammen; der Vetter Gustav hatte es ihr gesagt.

Der Fremde wurde ernsthaft.

„Fräulein, lassen Sie!“

„O, Sie fürchten sich!“

„Ja, für Ihre schönen Hunde!“

Er sah danach aus, seine Worte wahr zu machen, denn er schien von ungewöhnlicher Körperkraft zu sein und in seinen Augen flammte Muth, wie in denen des kleinen Fräuleins Zorn.

Aber der Zorn Nanni's entwich, sie besann sich. Den Hunden rief sie nicht mehr.

„Gustav!" rief sie laut nach der Mauer hinüber.

Auch der Fremde hatte sich besonnen, denn er wurde verlegen. Er war zu der Einsicht gekommen, welche Rolle er spielte.

„Meine Damen, werden Sie mir verzeihen? Ich bitte Sie darum. Ich war unartig —"

Die gutmüthige Natalie wollte sich schon zu ihm wenden, aber Nanni nahm ihren Arm..

„Komm, Natalie!"

Den Fremden würdigte sie keines Blickes und keiner Antwort.

Der Fremde sah sie verwundert an, als wenn er in ihr seinen Meister gefunden hätte, und er mußte sich besonders an sie wenden.

„Mein Fräulein, ich bitte Sie wahrhaft und dringend um Ihre Verzeihung."

„Mein Herr, bessern Sie sich."

Weitere Antwort erhielt er nicht.

Der Vetter Gustav kam eilig um die Ecke der Mauer herum.

„Sie riefen mich, Base Nanni! Es schien mir wie ein Hülferuf zu lauten.“

„Und da kamen Sie gleich! Das ist brav von Ihnen!“

Sie gab ihm die Hand; der Vetter Gustav war überglücklich.

„Und bedürfen Sie meiner Hülfe noch?“

„Nur Ihrer Begleitung nach Hause, lieber Vetter!“

Sie kehrten alle Drei um.

Nur der Vetter warf noch einen Blick auf den langen Fremden.

„Hatten die Basen mit ihm etwas?“

„Wir begrüßten uns nur wieder mit ihm,“ sagte Fräulein Nanni.

„O, Sie kennen ihn?“

„Wir sahen ihn gestern an der Eisenbahn zu Schinznach.“

„Und wer ist er?“

„Das wissen wir nicht.“

„Und er ist Ihnen hieher nachgekommen?“

Fräulein Nanni wollte lachen.

„Ich glaube wahrhaftig, Sie sind schon eifersüchtig, mein lieber Vetter! Auf den?“

Da mußte sie sich doch nach dem langen, krummen Fremden mit dem impertinent blonden Schnurrbart umsehen.

Er sah sich gerade auch nach ihr um.

„Aber was haben Sie im Schlößli gefunden, Vetter?“ fragte Nanni.

„Ich kam leider nicht hin, weil das Pförtchen in der Mauer verschloffen war. Ich rüttelte und stieß vergebens daran, und ich war eben im Begriffe zu dem Gitterthor zu gehen, da riefen Sie mich.“

„Und Sie kamen, und ich werde es Ihnen nie vergessen.“

Der Vetter Gustav strahlte vor Glück und spielte in seiner Freude mit den Hunden.

„Nanni,“ sagte Natalie, „spottest Du seiner?“

„Nein, wahrhaftig nicht mehr. Er ist ein braver Mensch.“

„Und auch nicht so dumm, wie Du meintest.“

„Auch das wohl nicht.“

„Und, Nanni — ich glaube — nein, ich sehe, Du gefällst ihm sehr. Wenn Ihr ein Paar würdet!“

„Ach, Du kuppelst, Natalie! Jetzt schon?“

Dann wurde Fräulein Nanni ernsthaft.

„Pah, Natalie! Er ist ein braver Mensch, aber wenn er mich liebte und wenn seine Liebe,

nach dem alten Liede, mehr brennte als das Feuer, ich löschte sie mit Einem Worte."

„Und das eine Wort wäre?"

„Ein armes Mädchen!"

Das Fräulein sagte das nicht ohne Bitterkeit.

„Nein, nein," sagte Natalie. „Ich sehe Euch doch noch als ein Paar. Auch Du kommst dann nach St. Gallen. Unsere Männer sind Compagnons und wir wohnen beisammen!"

Nanni lachte wieder, aber schmerzlich.

„Es ist doch Poesie in dem, was Du sagst, Natalie, aber es ist eine traurige, die des Ertrinkenden, der nach dem Strohhalm greift. Und ich habe eine bessere für Dich. Weißt Du, bei wem jener lange, krumme, freche Mensch gestern war?"

„Bei dem Herrn v. Alten."

„Richtig. Und wo der Eine ist, da wird wohl der Andere nicht ferne sein, und Deine Hochzeit ist erst in vier Tagen, und vier Tage sind oft viel, und in meinem Kopfe geht es mir herum, wie ein Mühlrad. — Lieber Vetter Gustav!"

„Liebe Base Nanni!"

„Gehen die Geschäfte gut?"

„Schlecht, Base Nanni. Dieser amerikanische Krieg! Es stockt Alles. Und wir haben gerade unseren Hauptabsatz nach Amerika.

„Sie müssen sich andere Händelswege bahnen, Vetter."

„Potz tausend, Sie verstehen auch etwas von den Geschäften?"

„Viel, viel, lieber Vetter, wenn auch meine Mutter — O, da sind wir zu Hause. Die gute Tante wartet schon mit dem Kaffee auf uns."

VII.

Ein alter Revolutionär und die Cidevants.

In einem freundlichen Stübchen eines bescheidenen Hauses der Stadt Zürich lag auf dem Sopha ein alter Mann. Er lag matt und müde da, er schien krank und schwach zu sein. Seine Augen waren zu der niedrigen Decke des Stübchens gerichtet, trübe, gedankenvoll. Er war allein, der müde, matte Mann, mit seinem Alter und mit seiner Krankheit. Er war auch wohl fern von den Seinigen, fern gar von der Heimath, von Allem, was ihm je im Leben lieb und theuer gewesen war, was in jungen und gesunden Tagen ihn glücklich und beglückend umgeben und umfangen hatte — es war jetzt fern von ihm, er war allein, dazu alt und krank.

Seine Augen glitten höher als zu der niedrigen Zimmerdecke, durch das Fenster sah man den Uetliberg, zu ihm hinauf, zu seiner Spitze erhob sich ein trüber Blick. Er hatte wohl manchmal da oben gestanden, und die Augen hatten weit umherschweifen können, und sie hatten, über alle die Schönheiten hinweg, die in der Nähe sich ihnen darboten, über den Züricher See und seine reizenden Ufer, über die schöne Stadt an seinem Ausflusse, über die lange Kette der mit dem ewigen Schnee bedeckten Hochalpen, über alle die grünen Berge und heimlichen Thäler, die hellen, freundlichen Städte und Dörfer und Weiler rings umher — über das Alles hinweg hatten seine Augen sehnsüchtig etwas Anderes gesucht, da hinten nach Norden hinauf, wo am fernsten Horizont schwarze Bergeskuppen noch kaum sichtbar waren — dort, dort breitete Deutschland sich aus, die Heimath, das Vaterland, das theure, dem Verbannten, dem Geächteteten verschlossene Vaterland.

Er konnte es jetzt nicht sehen, gefesselt an das enge, niedrige Stübchen, an das Krankenlager auf dem Sopha.

Da flog sein Blick höher, über die Spitze des Uetli hinaus, zu dem klaren, blauen Himmel empor, und die alten, kranken Augen wurden heiterer und

hatten einen fast wunderbaren Glanz. Schaute sein Geist schon von jenen ewigen Höhen hernieder und sah die Heimath wieder und die Lieben darin?

Eine Seitenthür des Stübchens wurde langsam geöffnet.

Eine alte Frau trat ein.

Sie war eine jener schönen Matronen mit den feinen Gesichtern und weißen Locken, denen man, wie erwähnt, in der Stadt Zürich so oft begegnet.

Das feine Gesicht zeigte manche Sorge und auch wohl manchen Kummer früherer Tage, entfernter und naher. Aber heute lag, wie der leichte Rosenduft der Abendröthe über dem dunklen Thal, eine stille, fast feierliche Freude darüber.

Der alte Mann sah sie verwundert an.

„Ei, Frau Lang, Sie haben ja ein Festtagsgesicht! Und auch so geputzt!“

„Ich bekomme Besuch, Herr Franke, von meinen Freundinnen.“

„Mitten in der Woche, Frau Lang? Und sie waren ja erst vor Kurzem hier.“

Die Frau war roth geworden.

„Halten Sie mich nicht für eine Verschwenderin, Herr Franke, gewiß nicht —“

„Nein, nein, Frau Lang! Davor soll Gott mich bewahren! Sie sind die bravste Frau von

der Welt, und was Sie übrig haben, das theilen Sie lieber mit einem Armen, als daß Sie es für sich verwenden."

„Es ist nur nicht viel, Herr Franke."

„Gott weiß es, und er gebe Ihnen mehr. Aber darf ich fragen, was Ihre Freundinnen heute bei Ihnen zusammenführt?"

„Der Junker Oberst Wildegg ist in der Stadt, zum Großen Rath, und da ließ er mir heute Morgens durch seinen Bedienten sagen, er wünsche die sämmtlichen Kameradinnen heute Nachmittags bei mir zum Kaffee zu sehen. Ich solle für nichts sorgen, er werde Alles herschicken, Kaffee und Kuchen und Obst und Wein. Gegen fünf Uhr werde der Große Rath zu Ende sein, und er freue sich dann, mit uns ein Stündchen über alte Zeiten und ferne Länder zu plaudern."

„O," sagte der alte Mann wehmüthig, der krank auf dem Sopha lag, „der Oberst Wildegg ist glücklich, er kann mit alten Freundinnen von alten Zeiten und fernen Ländern plaudern."

„Aber die Männer, seine alten Kameraden, sind todt," erwiderte die Frau, und ihre Stimme war nicht minder wehmüthig, als die des Kranken.

„Ich komme mit einer Bitte zu Ihnen, Herr

Franke," sagte sie dann. „Sie müssen sie mir aber ja nicht übel nehmen."

„Sprechen Sie sie aus, Frau Lang. Uebelnehmen werde ich sie Ihnen nicht, und bewilligt ist sie Ihnen im Voraus. Um was könnten Sie mich bitten, was ich nicht erfüllen könnte und Ihnen gern erfüllte?"

„Sie nehmen ja vorlieb hier bei mir, Herr Franke, und sind immer gütig gegen mich. Meine Bitte ist, wenn Sie etwas bedürfen, lauter zu klingeln, als sonst — wir möchten etwas laut durcheinander sprechen."

„Ja, ja, von den alten schönen Zeiten und von dem schönen Lande Italien. — Auf Java waren Sie auch wohl schon mit, Frau Lang?"

„Nein, Herr Franke, ich heirathete erst später. — Also, Sie werden mir nicht böse, wenn Sie auch zweimal klingeln und etwas warten müssen?"

„Nein, wahrhaftig nicht, meine gute Frau Lang, und — da fällt mir etwas ein — ich hätte auch eine große Bitte an Sie."

„Was hätten Sie zu befehlen, Herr Franke?"

„Hm, Frau Lang, ich liege hier so allein — eigentlich wohl nicht — ich habe Gesellschaft genug bei mir, manchmal mehr als ich wünsche: meine Gedanken. Sie können zu Zeiten sogar

eine Gesellschaft werden, die Einen verstimmt. Da möchte ich mir denn die Bitte an Sie erlauben, daß Sie mich an Ihrer Gesellschaft theilnehmen ließen."

„Es würde uns eine große Ehre sein, Herr Franke."

„Hm, Frau Lang, die Ehre würde auf meiner Seite sein, wenn ich nur mit meiner Gicht und meinen andern Leiden zu Ihnen kommen könnte. Ich meinte die Sache indeß anders. Wollen Sie nämlich so freundlich sein, die Thür dort etwas offen zu lassen, nur ein klein wenig, daß ich hören könnte, was Sie mit Ihren Damen sprechen, und die Zeit mir nicht lang wird, und meine nichtsnutzigen Gedanken für ein paar Stunden von mir ablassen? Sie werden doch Ihre Gesellschaft in dem kleinen Salon da nebenan empfangen?"

„Ich werde sie da empfangen, Herr Franke, und die Thür soll offen bleiben."

„Aber die Damen dürfen es nicht merken. Ich will sie nicht geniren."

„Lassen Sie mich sorgen, Herr Franke."

Die alte Frau mit dem feinen, sorgenvollen Gesicht ging leise, wie sie gekommen war. Die Salonthür lehnte sie nur an.

Der Kranke sah ihr mit einem schmerzlichen Lächeln nach:

„Auch ihr hat das Schicksal die Loose bunt und kraus durcheinander gewürfelt. Von den Thronen in Ehren gehalten, von dem Volke gehaßt. Aber sie haben in den alten Tagen doch die Heimath wieder gefunden. Und nicht das eigene Volk hat sie gehaßt, sie sind keine Ausgestoßenen, Proscribirten."

Jemand kam die Treppe herauf.

Die Frau Lang, die Wirthin des Kranken, ging ihm aus dem Salon entgegen auf den Hausflur.

Der Bediente des Obersten v. Wildegg war da mit den Sachen, die der Oberst der Frau Lang zu ihrer Kaffeevisite versprochen hatte.

„Eine höfliche Empfehlung vom Junker Oberst Wildegg, und ich solle dies bei der Frau Major abgeben, der Junker Oberst werde nachher selbst kommen."

„Er erhält eine höfliche Empfehlung zurück, und ich danke dem Junker Oberst vielmal, und die Frauenzimmer werden sich sehr freuen, ihn in ihrer Mitte zu sehen."

Der Bediente ging. Die Frau trug die Sachen in den Salon. Dann machte sie die Thür zu dem

Zimmer des Kranken ganz auf, damit er sie auch sehen könne.

Es waren zwei große Körbe, die der „Junker Oberst“ der „Frau Major“ geschickt hatte.

Sie packte sie mit Stolz und Bewunderung aus: Confituren, Gelées, Obst, gebratene Kapaunen, Flaschen mit feinen Weinen. Der Kranke mußte mit ihr bewundern.

„Der Junker Oberst ist die Güte selbst gegen uns arme Wittwen. So lange er lebt, wird keine von uns in Noth sein.“

„Der Oberst Wildegg ist wohl sehr reich, Frau Lang?“

„Ebenso reich wie wohlthätig, Herr Franke. Man findet das nicht immer beisammen.“

„Ei, ei, Frau Lang, ich habe es nirgends in der Welt mehr beisammen gefunden, als in Ihrer Heimath Zürich.“

„Es ist wahr, Herr Franke, und ich bitte ab.“

„Der Oberst war mit Ihrem seligen Manne wohl besonders befreundet?“

„Der Herr Lang“ — so sprach sie von ihrem Manne — „war der Adjutant des Junkers auf Java.“

„In Italien hat der Oberst später nicht mehr gedient?“

„Er war reich, da konnte er zu Hause bleiben, als die holländischen Schweizer-Regimenter auf Java aufgelöst wurden und in die Heimath zurückkehren mußten. Die Anderen, unsere Männer, mußten wieder Dienste nehmen, sobald es anging. Man muß doch leben. Und da hielten denn die, die zusammen in Batavia gewesen waren, ferner zusammen, und nach dem Sturze des Kaisers Napoleon gingen sie sämmtlich nach Neapel. Wir Frauen gingen mit. Ich hatte meinen Mann unterdeß geheirathet, so auch die meisten Anderen. Wir waren Alle noch jung. Jetzt sind wir Alle Wittwen."

„Der Oberst Wildegg hat alle seine alten Kameraden überlebt?"

„Alle. Er war reich, wir waren arm. Und der Dienst in Italien war angreifend — die ewigen Verschwörungen, das Banditen- und Brigantenwesen, die heimlichen Dolchstöße! Da geht es denn mit den alten Soldaten schnell herunter, und wenn sie dann ihren Abschied haben, ist es gar bald zu Ende."

„Und die Pensionen sind nicht eben hoch, Frau Lang."

„Man kann dabei nicht leben und nicht sterben, Herr Franke. Wir armen Wittwen müssen daher zu allerlei Beschäftigungen greifen!"

„Und Ihre Männer beschützten das Leben der Könige!"

„Fürstendank, Herr Franke!"

„Es ist der Dank der Welt überhaupt, Frau Lang."

„Sie nehmen die Fürsten in Schutz, Herr Franke, und haben so viel von Ihren deutschen Fürsten gelitten?"

„Hm, Frau Lang, von dem deutschen Volke noch mehr. Die Fürsten haben uns nur proscribirt, das Volk hat uns vergessen."

„Da sind Sie wohl kein Republikaner mehr, Herr Franke?"

„Doch, doch, Frau Lang."

Mehrere Schritte wurden auf der Treppe hörbar.

„O, da kommen meine Frauenzimmer!"

Die Frau Lang lehnte die Thür des Kranken wieder an.

Der Kranke konnte nicht mehr sehen, aber er hörte.

„Guten Abend, Frau Major!"

„Guten Abend, Frau Commandant — Frau Hauptmann Gudweiler — Frau Hauptmann Stukacher — ei, und Frau Oberstlieutenant! Es ist mir eine große Freude!"

Vier „Frauenzimmer“ — Damen sagen die Schweizer nicht — waren zu der Kaffeevisite der Frau Lang gekommen.

Die Männer der fünf Frauen waren in fremden Ländern Offiziere der Schweizergarden gewesen. Die Frauen waren mit ihren Männern in die Fremde gezogen, in dem schönen Neapel hatten sie Alle zusammen gelebt, in Freud und Leid, in den Ehren des Thrones, den sie beschützten, unter der Furcht vor den Dolchen, die ihnen auflauerten. Jetzt waren sie Alle alte arme Wittwen, mit Pensionen des fremden Landes, „von denen sie nicht leben und nicht sterben konnten“.

Sie tranken ihren Kaffee, sie aßen ihre Confituren dabei, sie plauderten bei Beidem.

„Der brave Junker Oberst! Er vergißt uns nicht.“

„Möge Gott ihm noch ein recht langes Leben schenken!“

„Und er war selbst hier bei Ihnen, Frau Major?“

„Er war selbst hier und bat mich, die Frauenzimmer einzuladen, seine lieben Kameradinnen, wie er sagte.“

„Der Junker Oberst ist immer sehr gütig.“

„Er wird auch nachher kommen, uns zu begrüßen.“

„Es wird uns eine besondere Freude sein.“

„Die Frauenzimmer werden ihn nur leider sehr gealtert finden.“

„Er muß auch schon tief in den Siebenzigern sein.“

„Aber er war immer rüstig.“

„Um desto mehr fiel es mir auf, als ich ihn heute hinfällig fand. Ich hatte ihn seit einem halben Jahre nicht gesehen. Sie wissen, er war diesmal den ganzen Winter in der Weid, da hinten in der Schlößlischlucht bei Bubikon. Dabei kam er mir so gedrückt vor, als wenn er auch etwas auf dem Herzen habe.“

„Das kann ich mir erklären, Frau Major.“

„Sie wissen etwas, Frau Commandant? Es ist ihm doch kein Unglück passirt?“

„So viel ich weiß, nicht. Aber er ist zum Großen Rath hier.“

„Ja, und nach Beendigung der Sitzung wollte er hierher kommen.“

„Und im Großen Rathe kommt heute die Sache des Mörders vor, der ein Begnadigungsgesuch eingereicht hat. Das ist ein schwerer Fall, über Leben und Tod eines Menschen zu entschei-

den. Ich habe heute mehrere Großräthe gesprochen vor der Sitzung. Sie waren alle sehr gedrückt."

„Ob der Mensch begnadigt werden wird?" fragte eine der beiden Hauptmänninnen.

„Das wollen wir nicht hoffen."

Die Oberstlieutenants-Wittwe sprach es strenge. Sie war eine große, starke Frau mit strengen Zügen, aber wohl nicht immer so strenge gewesen.

Die Commandantin sprach leiser mit der Majorin.

„Dem Junker Oberst wird die Geschichte noch besonders unangenehm sein."

„Und warum das, Frau Commandant?

„Er soll gestern Abend schon einen Streit deshalb gehabt haben."

„Wie wäre das gewesen?"

„Sie wissen, er ist der strenge Mann, und da —"

Die Dame wurde unterbrochen. Es kam wieder Jemand die Treppe herauf.

„O, sollte das schon der Junker Oberst sein?"

„Es ist nicht sein Gang. So schnell und leicht steigt er keine Treppe mehr hinauf."

„Wer sollte dann kommen?"

„Es wird ein Besuch bei Herrn Franke sein."

„O, der gute Herr Franke! Er ist krank, wie ich höre?"

„Aber es geht ihm besser," sagte die Majorin verlegen.

„Das freut mich. Er gehörte immer zu den bravsten und anständigsten der deutschen Flüchtlinge."

Die Frau Lang war aufgestanden, sie legte unmerklich die Thür des Herrn Franke ins Schloß. Ihre Gäste sollten sich nicht geniren.

An die Flurthür des alten, kranken deutschen Flüchtlings wurde geklopft.

„Herein!" sagte er etwas verdrießlich.

Das Gespräch der Frauen hatte ihn unterhalten. Aber sein krankes, melancholisches Gesicht erheiterte sich schnell, leuchtete auf in schneller Freude.

Ein junger Mann war in das Zimmer getreten, eine schöne, hohe, schlanke Figur, ein Gesicht mit eben so vornehmen wie edlen Zügen, voll Klarheit und voll Muth. Aber eine stille Trauer lag über den edlen, schönen Zügen.

Die Trauer sah der Kranke wohl nicht sogleich.

„Hermann, Du wieder hier? O, sieh, mein

Junge, der alte Gott lebt noch und verläßt den alten Franke nicht."

„Wie geht es Dir, alter Franke?" fragte der junge Mann.

„Wie es mir geht? Siehst Du es nicht an meiner Freude, Dich wiederzusehen? Es geht zu Ende mit den alten Soldaten, wie meine Frau Lang sagt, und mit den alten Flüchtlingen. Auch Dein armer Vater — Aber bleiben wir bei mir. Ja, mein lieber Junge, ich glaube, Du bist gerade zur rechten Zeit gekommen. Ich habe einmal von einem Verbannten gelesen oder gehört, der ließ sich, als es zu seinem Ende kam, Erde aus seiner Heimath kommen, um in der Fremde auf vaterländischem Boden zu sterben. Hm, es mag hoher patriotischer Sinn darin gelegen haben, aber ich verstehe es nur nicht. Ich bin nicht sentimental, und ein Deutscher war der Mann gewiß nicht, obgleich wir Deutschen in der Liebe zu unserem theuren Vaterlande es mit jedem Volke in der Welt aufnehmen, und ich wieder mit jedem Deutschen, selbst mit Dir und Deinem edlen Vater, der auch in der Fremde sterben mußte. Sieh, mein Junge, darum eben ist meine Freude so groß, daß Du wieder hier bist. Da ist doch eine deutsche Hand da, die mir die

Augen zudrückt. Die alte Frau Lang ist eine brave Frau, aber sie ist eine Fremde, und wenn sie auch weinen wird bei meinem Tode — jede Frau muß zu jedem Tode weinen, den sie sieht, aber es sind andere Thränen, als ich sie da jetzt schon in Deinen Augen sehe. Aber weine jetzt noch nicht, mein Junge. Heute lebe ich noch. Erzähle mir von Dir — wo Du so lange warst, wie es Dir ergangen ist! Ich habe mich täglich, stündlich nach Dir gesehnt. Ich bin hier so allein, die Anderen sind fast Alle fort, in die Heimath zurück, begnadigt, amnestirt. Es ist wohl eine Amnestie danach — die Meisten wären gern wieder hier — in dem freien Lande, wenn es auch ein fremdes ist, aber da will man sich nicht geirrt haben — Du kennst ja die Geschichte von Hans Nord, der die Leute für ihr schweres Geld in sein Zaubercabinet lockte, wo sie Wunderdinge sehen würden; sie mußten einzeln eintreten und sahen nichts, es wollte sich aber Keiner dann auslachen lassen, daß er betrogen sei, und so wurden sie Alle betrogen. Hans Nord kannte die Menschen, und Hans Nord ist es eigentlich noch, der die Welt regiert. — Aber das Alter ist geschwätzig, wenn der Tod auch schon vor ihm steht. Erzähle, mein Junge. Seit wann bist Du zurück?“

„Seit heute Morgen."

„Und bist gleich zu dem alten Franke gekommen? O, mein braver Junge, das macht mir meine letzten Stunden leicht."

„Sprich nicht von Deinen letzten Stunden, Franke."

„Tage denn! Drei Tage haben ja wohl zweiundsiebzig Stunden, und was sind die? Aber erzähle mir endlich, Hermann. Wo warst Du?"

„In Italien!"

„Die ganzen drei Monate Deiner Abwesenheit?"

„Fast die ganze Zeit."

„Im vorigen Winter warst Du auch schon so lange da. Was zieht Dich dahin? Die Revolution ist vorbei, und ich habe mich nie für diese italienische Revolution begeistern können, und ich bin doch ein alter Revolutionär. Durch einen Napoleon frei werden wollen! — Aber Du antwortest mir nicht, mein Junge — und höre — o, sieh' mich einmal recht an! Ha, wie siehst Du denn aus? Junge, Bursch, was ist mit Dir vorgegangen? Dir ist ein Unglück passirt, Du siehst aus wie das Unglück! Was ist es mit Dir, mein Junge?"

„Mir ist nichts, und nichts passirt, alter Franke."

„Aber warum siehst Du denn so aus?"

„Man ist wohl einmal verstimmt."

„In Deinen Jahren? Freilich, Du armer Junge hast schon Vieles durchmachen müssen, Schwereres und Traurigeres, als mancher Andere in einem halben Jahrhundert erlebt hat. Aber dafür bist Du auch ein echtes Kind der Revolution, Du bist das Kind der Revolution, wie sie mich nicht einen Revolutionär, sondern den alten Revolutionär nennen. Du warst kaum neun oder zehn Jahre alt, als Dein Vater aus dem wilden Kampfe in der Heimath, aus der verlorenen Sache der Freiheit hieher flüchten und Dich mit sich nehmen mußte, wenn Du nicht dort unter Weibern und Pfaffen und servilen Hofschranzen, und Gott weiß, was noch sonst für Elementen, zu Grunde gehen solltest. Da erzogen wir alten grauen Häupter der Revolution Dich hier desto besser, und wir haben aus dem Kinde der Revolution einen Mann gemacht, einen ganzen Mann an Einsicht und Muth und Festigkeit des Willens. Und Dein Herz ist Dir dabei rein und milde geblieben, und nur zu weich — Du könntest Deine Todtfeinde, ja die Todtfeinde Deines Vaters nicht henken lassen, wenn wir den Sieg einmal hätten, und — die Wahrheit zu sagen, ich könnte

es auch nicht, nur einige untergeordnete Lumpen möchten es wollen, verkommene Subjecte, die man überall in jeder Partei findet, und denen wir Anderen das Handwerk legen würden, wenn wir dafür nicht die Ersten wären, die von ihnen auf die Straßenlaternen gesteckt würden. Aber, mein Junge, ich schwatze wieder und lasse Dich nicht zum Worte kommen, daß Du mir nicht einmal sagen kannst, was Dir fehlt."

„Mir fehlt nichts, braver Franke."

„He, so sieh mich einmal an. — O, Du kannst es nicht, Deine Augen müssen die meinigen meiden!"

„Du sprichst ja, als wenn ich ein böses Gewissen hätte!"

„Nein, Dein Gewissen ist rein und klar. Dafür stehe ich ein; aber in Deinem Herzen steckt was. — He, Du wirst roth?"

Der junge Mann war roth geworden.

„Alle Wetter," fuhr der Kranke fort, „und Du kommst aus Italien und warst auch im vorigen Jahre da, und jetzt wieder — und die Italienerinnen sind gefährliche Frauen, und für einen braven Deutschen taugen sie besonders nichts. — Die Wahrheit zu sagen, Hermann, ich glaube, für ein deutsches Herz paßt nur ein deutsches Herz,

kein anderes in der Welt. — He, he, was siehst Du mich denn auf einmal an, als wenn Du mich auf Leben und Tod herausfordern wolltest? Habe ich es getroffen? Jetzt mußt Du die Augen wieder niederschlagen. Gieb mir Antwort, mein Bursch!"

Der junge Mann gab ihm keine Antwort. Er war roth geworden, dann wieder blaß. Er war plötzlich aufgefahren, er hatte eben so schnell den Blick wieder senken müssen.

Der Kranke beobachtete ihn eine Zeitlang schweigend.

„Höre, Hermann," sagte er dann — und der Ton seiner Stimme war ein anderer geworden, man hörte ihm die Liebe des alten Mannes zu seinem jungen Landsmann an — „höre, Hermann, glücklich bist Du nicht, und was Dich unglücklich macht, sitzt Dir im Herzen, so tief und fest, daß Du es mir nicht einmal anvertrauen kannst, und ich will es daher auch nicht von Dir wissen. Aber Du stehst allein in der Welt, Deinen braven Vater hast Du vor anderthalb Jahren hier begraben müssen — auch in der fremden Erde, und Deine Mutter — nun, einem Kinde gegenüber soll man von einer solchen Mutter nicht sprechen. Und so wollte ich Dir sagen, wenn Du Trost und Hülfe nöthig hast, dann komm doch

wieder zu mir, und Du sollst von mir haben, was ich Dir geben kann. Ich werde am Ende noch länger als ein paar Stunden und ein paar Tage leben, denn auch mit dem Leben und Sterben ist es ein eigen Ding. Will man den Tod nicht, so ist er da, und will man ihn, so kommt er nicht. Und nun heute nichts mehr von der Geschichte. Gieb mir nur die Hand darauf, daß Du in der Noth zu mir kommen willst."

Der junge Mann gab ihm gerührt die Hand.

„Und nun laß uns auf unsere Nachbarinnen horchen, denn sie sind laut geworden. Dem Kaffee haben sie den süßen Wein folgen lassen."

„Wer sind sie?" fragte der junge Mann.

„Kaffeebesuch meiner Alten und ihre alten Kriegskameradinnen. Von ihren frühern Kriegsabenteuern sprechen sie auch wohl."

„Ich verstehe Dich nicht, Franke."

„Ach, Du weißt wohl nicht einmal, daß meine alte Frau Lang eine Frau Majorin ist?"

„In der Schweiz hängt das Offiziers-Patent nicht an Stand und Rang, es giebt keinen besondern Stand und Rang."

„So ist es in der Schweiz. Aber mein. Frau Lang ist die Wittwe eines Majors Sr. Majestät des — freilich gewesenen — Königs beider Sici-

lien und ihr Besuch da sind ihre alten Kameradinnen aus Neapel, Wittwen von Offizieren, die dort in den Schweizer-Regimentern dienten. Sie dienten mit, so lange die Männer lebten. Dann kehrten sie mit einer mageren Pension in die Heimath zurück, wo sie nun zu allerlei Metiers greifen müssen, wenn sie nicht verhungern wollen. Fünf sind ihrer hier in Zürich. Sie sind alle Fünf in dem Salon da nebenan. Zwei Hauptmänninnen, eine Commandantin, eine Oberstlieutenantin, meine Frau Lang ist Majorin. Und weißt Du, was sie treiben, um bei der königlichen Pension nicht verhungern zu müssen? Die eine Hauptmännin hat eine Speisewirthschaft, die andere wäscht Handschuhe, die Oberstlieutenantin hat eine englische Drehrolle zum Plätten, die Commandantin — ich glaube, sie hat einen kleinen Laden. Daß meine Frau Majorin Lang Stuben vermiethet und Kost giebt, weißt Du. Ich wohne schon so manches Jahr bei ihr, und früher hatte sie nur uns Flüchtlinge im Hause. Es war wohl eine sonderbare Ironie des Schicksals, wie man zu sagen pflegt; ihr Mann hatte sich da unter dem neapolitanischen Könige verkauft, um ihm das Volk in Banden halten zu helfen; er hatte sich dafür die Knochen zerschlagen und zerschießen lassen; er selbst,

der freie Republikaner, ward dann als Invalide mit einer jammervollen Pension in die Heimath zurückgeschickt, wo er auch starb; seine Wittwe erhielt den dritten Theil seiner Pension und — wir Revolutionäre müssen sie vor dem Hungertode schützen. Den anderen geht es nicht viel besser. Knapp und erbärmlich und mühselig müssen sie durch das Leben sich durchschlagen, vielleicht oft genug mit ihren Kindern hungern. Aber Eine Freude haben sie: alle Vierteljahre kommen sie einmal zum Kaffee zusammen, es geht bei Ihnen Reihe um. Dann leben sie wieder in Neapel, die Speisewirthin Gudweiler ist wieder die Frau Hauptmann, die Handschuhwäscherin ist die Frau Commandant, die Plätterin die Frau Oberstlieutenant, meine Frau Lang die Frau Major. Kein anderer Mensch dürfte sie so nennen — nur Einer. Dieser Eine hat sie auch heute zu einem außerordentlichen Kaffee eingeladen, und zu Kuchen und Braten und süßem Wein — ein alter Kamerad ihrer Männer, der noch lebt, der alte reiche Oberst v. Wildegg, oder Junker Oberst Wildegg, wie er hier zu Lande titulirt werden muß. — Aber, mein Junge," unterbrach sich der Kranke, „warum wirst Du denn so unruhig? Kennst Du den alten Obersten?"

„Ich habe von ihm gehört."

Der junge Mann antwortete es verlegen.

„So, so! Und was hättest Du von ihm gehört?"

„Daß er ein sehr braver Offizier war, der niemals in Paris oder Italien den Fürsten gegen das Volk gedient hat. Er war nur in die Dienste der holländischen Republik auf Java getreten, um den Krieg kennen zu lernen und so, wenn es Noth thue, desto besser seinem Vaterlande dienen zu können."

„He, mein Junge, warum ereiferst Du Dich denn so für den alten Mann? Und warum wirst Du denn nun wieder so roth? Das kommt ja heute oft über Dich!"

Der junge Mann war wieder sehr roth geworden. Er antwortete dem Kranken nicht.

„O," rief der alte Revolutionär, „ist es das adelige Blut, das sich in Dir rührte? Die Männer dieser Frauen hier waren gewöhnliches Bürgerpack, ordinäre Reisläufer für Geld, die, wenn andere Leute sie Tyrannenknechte nannten, ruhig erwiderten: man muß leben. Mit dem greisen Obersten Wildegg aber, der von dem alten Geschlechte der Freiherren von der Wildegg in dem alten Aargaue abstammt, ist es für den westfälischen Freiherrn etwas Anderes, der ist kein Reisläufer,

kein Fürstenknecht gewesen, der hat nur aus purem Patriotismus den Krieg studirt. — He, mein Junge, sind denn doch alle unsere guten revolutionären und republikanischen Lehren bei Dir auf den dürren Sand des Freiherrnstolzes gefallen?"

Der junge Mann blieb ruhig bei den Vorwürfen.

„Mich kennst Du, Franke!"

„Ja."

„Und wenn Du den alten Oberst Wildegg kenntest —"

„Ich kenne auch ihn, durch die Frau Lang, die ihn mehr anbetet als Du, und — ei, was fällt mir da ein? Die Frau Lang sagt, daß er eine wunderschöne Nichte habe — Kinder hat er nicht. Am Ende kennst Du die mehr als ihn, wohl nur sie allein — denn von ihm hattest Du daher nur gehört? Darum wurdest Du so roth und wirst es jetzt wieder, und kannst mir wieder nicht antworten. Schöne Geschichten wären das freilich, eine Liebe hier, eine andere in Italien! Du willst wohl als moderner Graf v. Gleichen in Deine westfälischen Haiden zurückkehren? Aber Du bist katholisch und der Papst dispensirt nicht mehr — auch in Rom ist man frömmer ge-

worden. Bedenke Dir das bei Zeiten, mein Junge."

„Wir wollten den Frauen da zuhören, Freund Franke," sagte der junge westfälische Edelmann.

„Ja, das wollen wir. Sie sind noch immer laut, daß man jedes Wort versteht. Und wie sie nach Herzenslust lachen! Saure Wochen, frohe Feste! Dem Armen öffnen Erinnerung und Wein doch so recht das Herz."

Der alte Mann schwieg endlich. Sie horchten Beide. Sie verstanden jedes Wort, das in dem kleinen „Salon" nebenan gesprochen wurde.

„Das Leugnen hilft Ihnen nichts, Frau Hauptmann, der kleine allerliebste Abbate — und Sie waren auch ein so zierliches Figürchen."

„Er kam zu meinem Mann — er spielte Schach mit ihm."

„Und hörte Ihnen die Beichte."

„Sie ist ja eine gute Protestantin!"

„Eben darum! Eben darum!"

Alle lachten. Die Frau Hauptmann, die ein so zierliches Figürchen gewesen war, gab die Vertheidigung auf, griff dafür selbst an.

„O, Frau Oberstlieutenant, Sie könnten schweigen, wenn ich von einem gewissen Adjutanten des Prinzen Antonio erzählen wollte."

„Erzählen Sie, erzählen Sie, Frau Hauptmann!“

„Heute nicht.“

„So will ich Ihnen von ihm erzählen.“

Die Frau Commandant mußte das sagen, denn so wie sie weitersprechen wollte, rief die Frau Oberstlieutenant:

„O, Frau Commandant, wenn Sie etwas von dem Adjutanten wüßten, so weiß ich noch mehr von dem jungen hübschen Cavalier der Prinzeß Angelica, mit dem Sie so oft in der Hof-Equipage fuhren, das war sehr reizend!“

„In der glänzenden Hof-Equipage fahren! Warum nicht? — Aber da fällt mir etwas ein. Wissen Sie, wer hier ist, meine Frauenzimmer?“

„Ein alter Bekannter, Frau Commandant?“

„Gewiß. Sie erinnern sich doch des Hoffouriers Pietri?“

„Des kleinen durchtriebenen Spitzbuben, der Alles wissen wollte, was sich im Regimente begeben hatte?“

„Desselben! Er ist später zu der geheimen Polizei gekommen.“

„Dazu war er geboren.“

„Und jetzt soll er Polizeihauptmann in einer Provinzstadt sein — ich habe den Namen vergessen.“

„Und der ist hier? Sie haben ihn gesprochen?"

„Gesprochen nicht, nur gesehen. Er ging schon einigemal an meinem Laden vorbei. Er ist noch immer flink und rüstig wie früher, nur ist ihm sein spitzer Knebelbart schneeweiß geworden."

„Er ist schon seit mehreren Tagen hier?"

„Hier und in der Umgegend. Er hat Geschäfte, wie mir mein Vetter, der Hauptmann von den Landjägern, anvertraute. Er solle einem vornehmen jungen Herrn nachspüren, der Jemanden ermordet habe. Eine schöne Frau soll damit im Spiele sein, und deren Mann hatten sie ermordet, der vornehme junge Herr und die Frau selbst."

„Und wo wäre das geschehen, Frau Commandant?"

„Das wußte mein Vetter nicht. Er wußte überhaupt nichts Näheres. Der Herr Director der Polizei wisse Alles."

„Und hier suchen sie den Mörder?"

„Hier und in der Umgegend."

„Hörten Sie den Namen, Frau Commandant?"

„Den Namen wisse man nicht, hieß es. Es sei ein Fremder."

Der junge Freiherr und der alte Franke hatten in lautloser Stille zugehört. Der alte Re-

volutionär hatte zuletzt eine Bemerkung: „Ob die Frau Commandant Räubergeschichten erzählt?“ Er sah bei der Frage den jungen Edelmann an. Er erschrak.

„Hermann, was ist Dir?“

„Still!“ sagte der junge Mann. Er saß bleich, mit angehaltenem Athem. Er schien kein Wort von dem, was nebenan gesprochen wurde, verlieren zu wollen und jedes Wort schien sein Todesurtheil zu sein. Der alte Franke sah ihn mit Schrecken an.

„Hermann, um des Himmels willen!“ rief er.

„Ich beschwöre Dich, Franke, schweig!“

Der Kranke schwieg. Sie horchten Beide wieder. Das Gespräch der Frauen hatte sich schon auf einen andern Gegenstand geworfen. Sie kannten nicht den Mörder, nicht den Ermordeten, nicht die Frau. Alle waren ihnen zudem Fremde. Wie sollten sie sich da lange bei einer Geschichte aufhalten, wie sie deren früher in Italien wohl öfters erlebt hatten! Der junge Edelmann war aufgestanden. Er war noch leichenblaß. Er durchschritt hastig das Gemach, und sprach kein Wort. Der alte Franke sah ihn schweigend an. Der junge Mann achteten icht auf ihn. Er schien überhaupt auf nichts um sich her zu achten. Auf einmal

nahm er wie mechanisch seinen Hut. Er wollte gehen.

„Hermann!“ sagte der Kranke.

Da besann der Andere sich — nur halb.

„O! Adieu, Franke!“

Aber der alte Mann ließ ihn so nicht gehen. Eine ungeheure Angst hatte ihn ergriffen.

„Hermann, komm zu mir!“

„Was willst Du?“

„Komm zu mir, sage ich Dir!“

Der junge Mann trat an das Sopha zu dem Kranken.

„Was willst Du von mir?“

„Sieh mich an!“

Der junge Edelmann sah den Kranken schweigend an. Dieser athmete auf.

„O, Gott Lob, Du kannst es!“

Aber die Augen, die ihn ansahen, schienen ihn nicht zu sehen, starrten wie in weite Fernen, das Gesicht war noch immer so entsetzlich bleich. Der alte Mann wurde wieder unruhig.

„Kannst Du mich ansehen, Hermann?“

„Warum sollte ich es nicht können?“

„Es wurde von einem Verbrechen gesprochen — in Italien verübt — von einem jungen Fremden als Mörder — Du warst in Italien.“

Der junge Mann starrte stumm vor sich hin.

„Hermann, ich liebe Dich wie meinen Sohn. Du hast keinen Vater mehr. Sieh mich als Deinen Vater an. Sprich! Was ist es?"

Der junge Mann stand stumm. Die Brust flog ihm.

„Hermann, bist Du ein Verbrecher? Ein Mörder?"

Der junge Mann sprach endlich:

„Sehe ich aus wie ein Mörder?"

Aber er sprach die Worte gedrückt. Er konnte seine Gestalt nicht erheben. Und —

„Ich muß fort!" rief er dann plötzlich.

Er verließ rasch das Zimmer.

Der alte kranke Revolutionär sah ihm mit Angst, mit Entsetzen nach.

Er lag selbst so elend da, an das Krankenlager gefesselt.

Die Frauen nebenan erzählten wieder, wurden lauter.

Er hörte nicht darauf.

Sie wurden stiller. Es war Jemand bei ihnen gewesen.

Er hatte es nicht gehört.

Die Frau Lang trat zu ihm in das Zimmer.

„Es ist uns eine recht große Freude verdorben,

Herr Franke. Wir hatten den Junker Oberst Wildegg erwartet. Soeben läßt er durch seinen Diener sagen, er könne nicht kommen, der Große Rath gehe heute noch nicht zu Ende."

Der Kranke antwortete nicht.

Die Frau sah ihn näher an.

„Sie weinen, Herr Franke?"

„Ja, Frau Lang, es geht Alles zu Ende mit mir, mit — Aber mit Ihrem Großen Rathe ja nicht, sagen Sie."

VIII.

Das Hôtel Baur am See.

Das Hôtel Baur am See in Zürich ist einer der großartigsten und schönsten Gasthöfe, hat eine der prachtvollsten Lagen der Welt. Es ist so auch einer der berühmtesten und besuchtesten Gasthöfe. In der Reisesaison kann er kaum die Hälfte der Reisenden aufnehmen, die einkehren wollen, die andere Hälfte muß zurückgewiesen werden. Wer nicht Tage vorher sich hat anmelden und Quartier bestellen lassen, kann selten oder gar nicht auf Unterkommen rechnen.

Es war in der sechsten Stunde des Nachmittags.

Auf dem Züricher Bahnhofe waren in wenigen Minuten nach einander drei oder vier Eisenbahnzüge von den verschiedensten Seiten eingetroffen. Sie hatten die Reisenden aus Deutschland, aus Italien, aus Frankreich, aus allen Theilen der Schweiz selbst gebracht. Alles hatte sich schleunig der Omnibusse, der Droschken, der Privatwagen bemächtigt oder versichert, um wieder schleunig zu den Gasthöfen zu gelangen. Wie Manche mußten dennoch ihren Weg zu Fuße machen!

In den weiten Hof vor dem Hôtel Baur am See fuhr Wagen an Wagen, ein gut Theil jener Droschken, Omnibusse, Privatwagen vom Eisenbahnhofe.

Wagen an Wagen entleerte sich: bestaubte Touristen, elegante Damen, Greise, Kinder mit ihren Bonnen, einzelne Herren, ganze Familien, Engländer, Deutsche, Russen, Italiener, Schweden, Griechen, Franzosen, Spanier, Amerikaner, am meisten Engländer und Amerikaner und deutsche Juden, am wenigsten Franzosen — der eitle und egoistische Franzose findet nur sein Frankreich schön, er gleicht darin dem Berliner Garde-Offizier, der beim Sonnenuntergange auf der Rheinbrücke bei Mainz den Bewundernden zurief: „Das sollten Sie bei uns in Berlin sehen, meine Damen!“

Die armen Polen kommen auch in die Schweiz, aber zu ihrem Vergnügen reisen die nicht. Sie werden tief im Winter, nackt und krank und elend, von fremden Regierungen dahin — „abgeschoben", mit kreißenden Frauen, mit verwelkten Säuglingen, die von Hunger und Kälte weggerafft werden, ehe sie das Asyl des freien Landes erreicht haben.

Das ist die Barmherzigkeit der Regierungen.

Unter dem hohen Säulenportale des Hauses stand der Oberkellner, in schwarzem Frack, in höflich feierlicher Haltung. Er hielt einen langen Bogen Papier in der Hand.

Wer Quartier in dem Hôtel haben wollte, mußte zu ihm, sich an ihn wenden.

In allen Sprachen der Welt wurde die Frage an ihn gerichtet. In den meisten konnte er antworten. Dem, den er nicht verstand, erwiderte er in der Sprache, deren Landsleute am wenigsten, vielleicht gar nicht vertreten waren.

„Monsieur, votre nom?"

„Ihr werther Name, mein Herr?" das war seine einzige Antwort auf alle Fragen, Bitten, Bestürmungen um Quartier.

Wenn ihm der Name genannt war, durchlief sein Blick den langen Bogen Papier.

„Sie sind nicht notirt, mein Herr! Sie hatten sich nicht anmelden lassen?“

„Nein!“

„Ich bedauere. Es ist kein Platz mehr.“

„Wäre es denn gar nicht möglich —?“

„Sehen Sie diese Menge von Herrschaften an!“

„Ich würde gern mit dem kleinsten Zimmerchen —“

„Ich bedauere!“

Damit wird er unterbrochen. Eine ganze Colonne hat sich herangedrängt, an Hundert warten auf die Vordersten. Wie könnte der bedrängte Oberkellner sich mit jedem Einzelnen in ein weitläufiges Gespräch einlassen?

„Ihr Name, mein Herr?“ geht es weiter.

„Sie sind angemeldet — Nummer hundertundfünfzig für den Herrn!“

Er ruft es der Reihe von Kellnern zu, die hinter ihm stehen.

Der Glückliche, der ein Zimmer erlangt hat, eilt, von einem Kellner geführt, mit seinen Sachen, die ein Hausknecht nachträgt, das Zimmer zu erreichen.

„Ihr werther Name, mein Herr?“ geht es unter dem Portal weiter.

„O, ich bedauere!“

„Aber ich habe mich schon gestern Morgens durch den Telegraphen angemeldet!“

„Es ist richtig, allein zu spät, mein Herr; es war schon Alles bestellt.“

Da gaben die Anderen, die sich erst am gestrigen Abend oder heute Morgens hatten anmelden lassen, oder die gar das ganz unterlassen hatten, jeden weiteren Versuch auf.

Die Hälfte muß manchmal umkehren.

Sie werfen noch einen sehnsüchtigen Blick auf den Palast, dessen Thore für sie geschlossen sind, in den schönen Garten unmittelbar auf der andern Seite des Hofes, durch dessen Blumen und Bäume im Hintergrunde einzelne Streifen des blauen Sees im Lichte der Abendsonne schimmern; auch er ist für sie verschlossen, mit seinem Zauber der wunderbarsten Aussicht, die das Auge genießen kann.

Sie kehren in ihre Droschken, in ihre Omnibusse zurück, um in der Stadt einen andern Gasthof aufzusuchen.

In einer Droschke waren zwei Herren angekommen.

Ein ältlicher, von mittler Größe, sehr wohlbeleibt, mit einem sehr vornehmen Gesicht; als er den leichten kleinen Reisehut abnahm, um sich mit

seinem seidenen Taschentuche die Stirn abzutrocknen — es war ihm warm geworden, dem wohlbeleibten alten Herrn, zwischen dem Wirrwarr aller der fremden Menschen und aller der fremden Sprachen, — sah man, daß er eine sehr hohe und sehr kahle Glatze hatte.

Sein Begleiter war ein dürrer, hochaufgeschossener Mann in der Mitte der vierziger Jahre, mit außerordentlich schmalen Schultern, noch schmäleren Lippen, langer, denkender Nase, klugen Augen, brandrothen, struppigen Haaren; vornehm sah er eben nicht aus.

Die Droschke, in der die Beiden gekommen waren, trug außer ihnen einen großen und einen kleinen Reisekoffer.

Sie waren unter den Ersten, die auf dem Hofe des Hôtels eintrafen. Sie wurden aber beinahe die Letzten in jenem Haufen, der sich, um Quartier zu erhalten, zu dem Oberkellner drängte.

Der wohlbeleibte alte Herr schien etwas bequem zu sein, da war es für ihn nicht leicht gewesen, die Droschke zu verlassen.

Der Droschkenkutscher hatte ihm beim Aussteigen helfen wollen.

„Au, au, Er thut mir ja weh! — Kemper! Kemper!“

„Sogleich, Excellenz!“ erwiderte auf den Ruf der lange Rothhaarige.

Aber er sagte es ruhig, und er blieb auch ruhig. Er war zu den beiden Koffern gegangen, um zu sehen, ob Alles daran in Ordnung sei.

Der alte runde Herr mußte warten, der Kutscher war zurückgetreten.

Aber er wurde ungeduldig.

„Kemper, wo bleibt Ihr denn?“

„Sogleich, Excellenz! Ich sehe nur eben nach den Koffern.“

„Das thut nachher.“

„Ja, ja.“

Er hatte nach den Koffern gesehen und ging nun zu dem alten Herrn.

„Na, Excellenz, was ist?“

„Helft mir aus dem Wagen!“

Der Rothhaarige verstand das.

Die wohlbeleibte Excellenz flüsterte ihm dabei in das Ohr:

„Fein sind die Schweizer nicht, Kemper! Hat mich der Kerl angefaßt, als wenn ich ein Ochse wäre.“

„Euer Gnaden,“ erwiderte Kemper, „die Droschkenkutscher sind in aller Welt Grobiane.“

„Ja, ja, Kemper. Aber was rennen die Menschen da alle zu dem Säulenportale?“

Kemper's kluge Augen hatten wohl zugleich nach etwas mehr als den beiden Koffern gesehen.

„Die wollen Alle Quartier haben, Euer Gnaden," sagte er.

„Na, na, Kemper, mit Geduld kommt man auch zum Ziele."

„Ganz gut, Excellenz, aber ich fürchte, daß wir Beiden hier nicht dazu kommen werden."

„Was wollt Ihr damit sagen, Kemper?"

„Ich fürchte, es giebt hier keine Quartiere für uns."

„Oho, Kemper, wo wäre jemals Einer von gutem Adel nicht aufgenommen, wenn er zugleich gutes Geld hat?"

„Es ist kein Platz mehr im Hause, Excellenz, es sind mehr Fremde als Zimmer da."

Die alte Excellenz besah sich das Hôtel.

„In dem Hause, Kemper? Das ist ja ein Schloß! — Wahrhaftig, Kemper, der Altenstein ist ja nichts dagegen. Das ist ja ein Fürstenschloß, und wenn uns der Droschkenkutscher nicht hieher gefahren hätte, der doch das Hôtel Baur am See kennen muß, und wenn nicht alle die Leute mit ihrem Reisegepäck da wären, man könnte wahrhaftig meinen, vor einem fürstlichen Palaste zu

stehen. Aber da fällt mir ein, die Schweizer haben ja keine Fürsten."

„Ja, ja, Excellenz, und ich höre da soeben, wie ein Fürst zurückgewiesen wird, weil kein Platz sei, und ein magerer Kaufmann bekam mit seiner dicken Frau zwei Zimmer."

„Ein Fürst abgewiesen, Kemper? Na, na! Mich sollen sie nicht abweisen. Kommt, Kemper! — Aber habt Ihr den Droschkenkutscher schon bezahlt?"

„Ich denke, wir behalten ihn, bis wir da zurückgewiesen sind."

„Na, na, Kemper! Aber kommt!"

Sie gingen zu dem Haufen, der sich am Portal um den Oberkellner drängte.

Der Oberkellner war noch immer beim Annehmen und Zurückweisen. Dreiviertel wurden zurückgewiesen.

„Hören Sie es, Excellenz?"

„Schadet nichts."

Aber es wurde ihm doch angst.

„Drängen wir uns heran, Kemper. Ihr voran, Ihr seid mager."

Kemper drängte voran, die dicke Excellenz folgte. Sie kamen weiter. Kemper hatte trotz seiner schmalen Schultern derbe Fäuste und starke Knochen.

Er schob rechts und links zur Seite, der runde alte Herr schob sich ihm nach.

Aber sie hatten auf die Engländer nicht gerechnet, die auch schmale Schultern und derbe Fäuste und starke Knochen und dabei eine Zähigkeit haben, wie die —

„Die Kerls stehn ja wie alte Ochsen!“ sagte der alte Herr zu Kemper.

Er sagte es in einer Sprache, die, außer Kemper, rund herum kein Mensch verstand, in dem reinsten westphälischen Plattdeutsch.

Sie waren eingekeilt zwischen einer Gruppe der zähesten Engländer. Sie konnten nicht vorwärts, nicht rückwärts, nicht zur Seite. Und es war heiß in dem Haufen, zum Ersticken, und dem wohlbeleibten alten Herrn wurde es doppelt heiß und eng, und er versuchte es vergebens, aus dem Kerker, aus der Zwanksjacke, in der er war, sich herauszuarbeiten. Die Engländer standen unbeweglich und unerschütterlich wie die Mauern, und waren dabei so entsetzlich still und schweigsam, und ernst und geduldig. Nur zuweilen, wenn die Unruhe des dicken alten Herrn ihnen zu arg zu werden schien, ließen die festgeschlossenen Zähnereihen ein halblautes God dam! durch.

Aber auf einmal wurde auch der rothhaarige

Kemper unruhig. Er hatte sich in einer Gefangenschaft einen Zeitvertreib gesucht und sich die Menschen angesehen, die umherstanden. Er war lang, so konnte sein Blick über seine Umgebung hinwegschweifen, und da sah er etwas, an das er im ersten Augenblicke gar nicht glauben konnte, und das ihm dann alles Blut in das Gesicht und wieder hinaus trieb und seine Gestalt kleiner und immer kleiner machte, daß man sie außerhalb des nächsten Kreises nicht sehen konnte.

Hinter der langen Reihe aller der anderen Wagen waren noch zuletzt zwei Wagen angekommen.

Der erste war ein verschlossener eleganter Stadtwagen. Auf dem Bocke saß neben dem Kutscher ein Reisecourier.

Hinter ihm fuhr eine gewöhnlichere Kutsche. Sie war offen. Ein älterer Diener und eine ältliche Kammerfrau saßen darin, eine Masse von Koffern und anderem Reisegepäck nahm jeden anderen Raum des Wagens ein.

Der Reisecourier sprang von dem Bocke des ersten Wagens.

Kellner des Hôtels eilten hin.

Einer Frage, ob man Unterkommen finde, bedurfte es hier nicht. Der Courier hatte schon

wohl vor mehreren Tagen Quartier für die Herrschaft bestellt.

Die Kellner öffneten den Wagenschlag.

Ein großer schöner Mann stieg aus. Er trug geistliche Kleidung, einen langen Talar von schwarzer Seide, einen schwarzen, niedrigen, sehr breitgekrämpten Hut von dem feinsten langhaarigen Castor, in der breiten Krämpe lag eine goldene Schnur, eine goldene Quaste hing hinten herunter. Die feinen Füße des Geistlichen waren mit schwarzen seidenen Strümpfen bedeckt, die Schuhe mit kleinen goldenen Schnallen befestigt. Das ganze Aussehen des Mannes war ein ebenso vornehmes wie würdiges. Er konnte die Mitte des Mannesalters überschritten haben, sein Haar war noch glänzend schwarz.

Er hatte mit leichter, elastischer Bewegung den Wagen verlassen. Die Kellner, die ihm behülflich sein wollten, wies er zurück. Sie sollten auch weitere Hülfe nicht leisten.

Er wandte sich zu dem offenen Schlage, dem er entstiegen war.

Eine feine Hand stützte sich auf seinen Arm.

Eine majestätische Frauengestalt stieg aus dem Wagen, hoch und stolz, wie eine Königin,

aber auch wie eine Königin der Schönheit, als sie den Schleier zurückzog. Sie war nicht mehr jung, sie konnte vierzig Jahre zählen, man sah es an einer gewissen Fülle der Gestalt. Vierzig Jahre können ohne Zerstörung an der Schönheit einer schönen Frau vorübergehen.

Noch eine zweite Dame entstieg an dem Arme des Geistlichen dem Wagen, eine feine, zarte, noch sehr junge Gestalt; ihr regelmäßiges, sehr anmuthiges Gesicht zeigte Bescheidenheit, fast Schüchternheit. Beide Damen waren reich und doch einfach gekleidet. Der Anblick dieser drei Reisenden hatte dem rothhaarigen Kemper das Blut aus dem Gesichte gejagt, die lange, dünne Gestalt kleiner und kleiner gemacht.

„Euer Gnaden! Excellenz!“ flüsterte er dem alten Herrn zu.

„Was habt Ihr, Kemper?“

„Sehen Sie sich einmal um, da hinten, nach dem Gitter! Aber strecken Sie den Kopf nicht in die Höhe, lassen Sie sich ja nicht sehen.“

Der alte Herr sah sich um, aber er war von kaum gewöhnlicher Größe, und den Kopf durfte er nicht in die Höhe strecken.

„Die verdammten Engländer!“ sagte er. „Wer kann durch die hindurchsehen?“

„Schmeißen Sie einen von den ledernen Goddams auf die Seite.“

Der alte Herr schob wenigstens einen der dürren Engländer zur Seite.

„Gott's Mäuslein, Kemper!“ rief er dann.

„Sie haben sie gesehen, Excellenz?“

„Das ist ja, so wahr Gott lebt, meine durchlauchtige Schwägerin, Kemper, das geht mir in die Glieder!“

Er hatte sich mehr erschreckt, als sein Begleiter.

„Wären wir nur fort von hier, Excellenz,“ sagte Kemper.

„Wie fangen wir es an, Kemper?“

„Sie gehen ins Haus. So wie sie drinnen sind, suchen wir einen andern Gasthof auf.“

Der Geistliche und die beiden Damen begaben sich in das Hôtel. Die Letzteren gingen voraus, die jüngere zur Rechten der älteren. Die stolze Frau hatte fast mit Ostentation sich auf die linke Seite des schüchternen Mädchens gestellt. Der Geistliche folgte ihnen. Sie verschwanden in dem Innern des Hauses.

„Jetzt, Euer Gnaden,“ sagte Kemper.

„Geht wieder voran, Kemper. Ich ersticke so schon.“

Der lange, dürre Kemper mußte wieder Bahn brechen. Dem runden alten Herrn lief der Schweiß wieder von der Stirn. Auf einmal stand Kemper, er flog fast zurück.

„Was ist denn nun wieder, Kemper?“

„Da, da, Euer Gnaden!“

Sie hatten beinahe das Ende des Knäuels erreicht, den sie verlassen wollten. Kaum zehn Schritte vor ihnen hielt noch der Stadtwagen, in welchem die drei vornehmen Reisenden, unter ihnen die durchlauchtige Schwägerin der alten Excellenz, gekommen waren. Unmittelbar hinter ihm stand der Wagen, der ihm gefolgt war. — Die Hausknechte des Hôtels waren beschäftigt, die Reisesachen herunterzunehmen. Die Kammerfrau war bei ihnen und ertheilte ihnen Anweisungen. Sie war der Gegenstand des neuen Schreckens, der den dürren, rothhaarigen Mann ergriffen hatte.

„Die Frau Menges, Euer Gnaden!“

„Wahrhaftig, die Frau Menges, Kemper. Ei, ei, die brave Menges. Das Herz geht Einem ordentlich auf, wenn man so ein altes, braves Gesicht aus der Heimath wieder sieht.“

Der alte Herr hatte nicht übel Lust, auf die Frau zuzugehen.

„Um Gotteswillen, Excellenz! Es wäre ja Alles verdorben."

„Die alte Menges ist treu, Kemper!"

„Kein Frauenzimmer, Euer Gnaden, kann das Schwatzen lassen."

Der Wille Kemper's schien für die alte Excellenz ein maßgebender zu sein. Sie zogen sich Beide wieder zurück. Sie brauchten in dem Versteck nur wenige Minuten zu warten. Die Hausknechte waren fertig, die Kammerfrau Menges folgte ihnen in das Hôtel. Der alte Edelmann und sein Begleiter eilten in ihre Droschke.

„Zu einem andern Hôtel, Kutscher!"

„Wohin?"

„Wohin Ihr wollt!"

Aber sie mußten noch lange in der Stadt umherfahren, ehe sie einen Gasthof fanden, der Platz für sie hatte. „Se. Excellenz, der Herr Baron von Altenstein!" hatte Kemper überall, um seiner Frage nach Zimmern Nachdruck zu geben, gesagt. „Bedauere! Es ist kein Platz!" war überall die kurze Antwort.

„Die Leute haben hier nicht einmal vor dem Adel Respect, Euer Gnaden."

„Ja, Kemper, in so einer Republik geht Gottes- und Menschenfurcht verloren."

In dem Gasthof „zur Krone" erhielten sie endlich ein Unterkommen.

„Aber was machen wir nun, Kemper?"

„Ich fürchte, Euer Gnaden, wir können gar nichts mehr machen."

„Was wollt Ihr damit sagen, Kemper?"

„Wir suchen den gnädigen jungen Herrn, Euer Gnaden."

„Ja, und seine Mutter sucht ihn auch."

„Und wir müssen ihn eher finden, als sie, und sie will ihn eher finden, als wir."

„Das möchte sie gewiß."

„Nun ist sie aber schon hier, und —"

„Ja, ja, Kemper, und wer mochten die da bei ihr sein?"

„Der Herr, Euer Gnaden, war ein vornehmer Prälat."

„Ja, vornehm sah er aus. Ich dachte mir, er müßte ein Cardinal sein."

„Ich glaube es auch, Euer Gnaden."

„Ich denke, Kemper, Ihr müßt das bestimmt wissen können. Ihr seid ja Messehörer."

„Ich habe noch keinen Cardinal gesehen, Euer Gnaden."

„Und die junge Dame, Kemper?"

„Die kannte ich nicht, Excellenz."

„Ich auch nicht, Kemper! Aber hört — es ist doch curios, daß so ein vornehmer Kirchenfürst so ganz allein mit zwei Damen in der Welt herumreist.“

„Ja, Euer Gnaden, bei uns in Westfalen dürfte das nicht geschehen.“

„Aber ich sagte es ja schon, Kemper, in so einer Republik haben sie keine Gottesfurcht und keine Sitte.“

„Nun, Euer Gnaden, was die Sitte anbetrifft, so fuhr bei uns die Durchlaucht mit anderen Herren herum, als mit Geistlichen.“

„Ihr meint, Kemper, früh Buhlschwester, spät Betschwester.“

„Sah sie vorhin wie eine Betschwester aus, Euer Gnaden?“

„Freilich, freilich!“

„Und die vornehmen Kirchenfürsten! — Aber ich will nichts sagen, Exeellenz.“

„Ihr müßt es wissen, Kemper. Als Messehörer gehört Ihr zur Clerisei.“

„Kommen wir auf den gnädigen jungen Herrn zurück, Excellenz. Wenn die gnädige Frau ihn nun schon gefunden hätte?“

„Es wäre schlimm, Kemper. Aber sie kam ja erst mit uns hier an.“

„Sie könnten schon hier gewesen sein. Aber nehmen wir das auch nicht an — sie wird wissen, wo er hier ist, in einer halben Stunde kann sie bei ihm oder er bei ihr sein, während wir noch bei Polizei und aller Welt herumlaufen müssen, ihn zu suchen."

„Es wäre eine dumme Geschichte, Kemper. Der Hermann war immer ein weichherziger Junge, seine Mutter ist die Geriebene — sie ist zwar meine Schwägerin, aber es muß heraus, Kemper — sie ist eine schlechte Person, und sie will nun einmal die Güter haben, und da ist ihr jedes Mittel recht, auch Lug und Trug. Wenn sie zu ihm kommt und sagt: Mein lieber, armer Sohn Hermann, Du hast den Prozeß verloren, und Du hast nun nichts, aber ich bin ja Deine Mutter, die ihren einzigen Sohn nicht verlassen wird. Komm, wir wollen uns noch immer vergleichen, als wenn das günstige Urtheil gar nicht für mich vorhanden wäre, Du erkennst freiwillig mein Eigenthum an den Gütern an, und ich gebe Dir so und soviel dafür, und mein Gewissen ist beruhigt und wir kommen in Freundschaft auseinander. — Hm, Kemper, meint Ihr nicht, daß der Junge mit Allem zufrieden wäre, und ihr noch dazu dankbar die falsche Hand küßte?"

„Wie ich ihn kannte, Euer Gnaden, glaube ich das auch," sagte der Messehörer Kemper.

„Also müßt Ihr Rath schaffen, Kemper. Wir müssen meiner durchlauchtigen Schwägerin zuvorkommen, und der Junge muß wissen, daß er es ist, der den Prozeß gewonnen hat, ehe sie ihn beschwatzen kann."

„Rath schaffen! Euer Gnaden haben gut sprechen."

„Dafür seid Ihr ja mit mir gereist, Kemper."

„Ja, ja, Euer Gnaden."

Kemper sann nach. Der alte Edelmann ging im Zimmer umher und sprach für sich weiter: „Das kommt Alles von dem unruhigen Geiste und dem fremdländischen Wesen. Bleibe im Lande und nähre dich redlich, sagt das Sprüchwort. Wäre mein Bruder ihm gefolgt, so hätten wir die ganze Geschichte nicht, und ich hätte ruhig auf dem Altenstein können sitzen bleiben, anstatt daß ich nun wie ein Narr in der Welt herumlaufen und schwitzen und mich stoßen und wie Eisenbahngut hin- und herwerfen lassen muß. Aber da litt es ihn nicht zu Hause. Unsere Haiden sind doch groß genug, ihm wurde es zu eng darin, er mußte weiter, in die Fremde, in die Welt; und da brachte er sich aus der Fremde die

fremde Frau mit, die ihm zum Satan wurde und ihn bald wieder weiter trieb, gar in die Verzweiflung hinein. Und die Verzweiflung brachte ihn unter die Demokraten. — Er war von so gutem, altem, reinem Adel — wie hätte er unter das Volksgesindel kommen können, wenn er bei seinen klaren Sinnen gewesen wäre? Da mußte denn auch das Ende kommen, wie es kam. Als Verbrecher, als elender Flüchtling gar, mußte er in der Fremde sterben — — ja, ja, die Heimath war ihm ja zu eng gewesen! — Und der arme Junge, der Hermann, mußte mit ihm, kaum zehn Jahre alt — und der ist nun seiner Heimath ganz fremd geworden. Und nun sollten gar die Güter in fremde Hände kommen? Ueber tausend Jahre war der Altenstein im Besitze derer v. Alten vom und zum Altenstein! Wer weiß, was für ein fremder Mensch jetzt Herr darauf werden soll. Mußte darum der arme Adolph, der Stammherr, in seinen jungen Jahren sterben? Hm, Kemper, das ist auch eine dunkle Geschichte, von der noch kein Mensch das Richtige weiß. Ihr wißt es, aber Ihr dürft nicht davon sprechen, Ihr seid ein Messehörer. — Und wie würden die auf dem Neuenstein triumphiren! In den Grafenstand sollen sie ohnehin schon erhoben werden! Es ist

freilich kein Reichsgrafenstand — nur ein preußischer, und unser Adel ist älter als der der preußischen Könige. Aber die werden sich nun doch über uns überheben, obwohl wir die ältere Linie sind. Und wir hätten es haben können, wie es uns zukam, wenn mein Bruder, der Max, sich von dem Demokratengesindel fern gehalten hätte. Mich haben sie dafür zur Excellenz gemacht. Das vererbt sich nicht; ich habe ja auch keinen Erben. — Habt Ihr Rath, Kemper?"

„Ich weiß keinen anderen, Excellenz, als den wir von Anfang an wußten."

„Wir müßten also bei der Polizei nach ihm fragen!"

„Dabei wird es bleiben müssen, und ich denke, wir gehen so bald wie möglich hin, damit die gnädige Frau uns nicht zuvorkommt."

„Gehen wir sogleich, Kemper."

Sie gingen sogleich.

„Aber seht Euch um, Kemper, daß meine Schwägerin uns nicht sieht," sagte der alte Herr auf der Straße.

„Und die Frau Menges nicht," setzte Kemper hinzu. Sie sahen sich um und kamen ungefährdet zur Polizei. „Polizei ist auch in der Schweiz,

und zwar eine, die die Leute beschützt, aber nicht belästigt."

„Ihr müßt das Wort führen, Kemper."

„Euer Gnaden, es paßt sich nicht."

Der alte Herr unterwarf sich mit einem Seufzer.

„Hm, hm," sagte er zu dem Beamten, „wir möchten uns nach einem Fremden erkundigen."

„Der sich hier aufhalten soll?" sagte der Beamte.

„Ja, das wissen wir eben nicht."

„So werden Sie am besten thun, das Tagblatt in die Hand zu nehmen. Sie finden es in jedem Gasthofe und in jedem Café. Es bringt jeden Tag ein vollständiges Verzeichniß sämmtlicher in den Gasthöfen logirenden Fremden."

„Aber der, den wir suchen, wird in keinem Gasthofe logiren."

„Dann bedaure ich."

„Auch der bedauert!" sagte sich der alte Herr. „Hier können sie Einen nur bedauern, wie es scheint. Muß denn nicht jeder Fremde hier bei der Polizei seine Wohnung anmelden?" fragte er.

„Die Polizei bekümmert sich nicht darum."

„Das ist bei uns anders."

„Sie sind aus —?"

„Aus Preußen."

„O! — Aber wollten Sie mir nicht sagen, wen Sie suchen?"

„Es ist mein Neffe."

„Und sein Name?"

„Freiherr Hermann v. Alten zum Altenstein."

An einem Fenster in der Polizeistube stand ein ältlicher kleiner Herr mit einem spitzen, schneeweißen Knebelbart. Er war beim Eintreten des alten Freiherrn mit dem Beamten im Gespräch gewesen, und hatte sich dann wartend an das Fenster gestellt. Bei Nennung jenes Namens wandte er sich um, und seine lebhaften Augen musterten mit einiger Neugierde den alten Herrn. Dieser sah es nicht.

Der Beamte hatte nachgesonnen.

„Der Name Altenstein ist mir nicht bekannt," sagte er. „Aber ein Herr von Alten lebte hier lange Zeit als Flüchtling — er ist vor ein paar Jahren gestorben."

„Es war mein armer Bruder. Und seinen Sohn suche ich."

„Sein Sohn war bei ihm und hat sich auch nach des Vaters Tode hier noch aufgehalten."

„Seit einem Vierteljahr muß er aber nicht

mehr hier gewesen sein," sagte der alte westfälische Edelmann.

„Ich weiß das nicht," erwiderte ihm der schweizerische Polizeibeamte.

„Aber ich weiß es. Kein Brief aus der Heimath hat ihn seitdem hier getroffen. Sie kamen alle zurück — man wisse nicht, wo er sei. Nur auf einem stand: ein Freund des Adressaten habe gesagt, dieser sei in Italien."

Der kleine ältliche Herr mit dem schneeweißen spitzen Bart zuckte plötzlich auf, seine Augen funkelten. Er sprach drei leise Worte zu dem Polizeibeamten.

„In welcher Gegend von Italien sollte er gewesen sein?" fragte der Beamte den Freiherrn.

„Das stand nicht da."

„Und wie hieß der Freund?"

Auch in dem alten Herrn zuckte es plötzlich auf. Er wollte antworten, doch der Messehörer Kemper kam ihm zuvor. Das kluge Gesicht des dünnen Mannes mit den weißen Haaren war auf Alles aufmerksam. Er hatte die lebhaften Bewegungen des kleinen ältlichen Herrn, dessen Flüstern mit dem Polizeibeamten gesehen, die Fragen des Letzteren waren ihm aufgefallen.

„Auf dem Briefe stand der Name des Freundes nicht," sagte er zu dem Beamten.

Dann wandte er sich an den Freiherrn.

„Excellenz, ich denke, wir gehen. Wir machen dem Herrn nur noch unnöthige Mühe."

Der Freiherr hatte den Messehörer verwundert angesehen, schien aber zu begreifen.

„Wie Ihr meint, Kemper."

Er bat den Beamten um Entschuldigung wegen der unnöthig verursachten Mühe, und sie gingen.

„Aber, Kemper, wie konntet Ihr so lügen?" sagte der alte Herr draußen. „Ihr seid Messehörer und gehört zur Clerisei!"

„Warum denn nicht, Euer Gnaden? Indeß, es bliebe sich ja gleich. Der zurückgekommene Brief war verloren und der Name vergessen."

„Aber seht, Kemper, das war ja das Curiose! In dem Augenblicke, als der Beamte mich fragte, hatte ich den Namen wieder. Herr Franke hieß der Freund, und nun sind wir auf einmal aus aller Noth."

„Wenn wir wüßten, wo der Herr Franke wohnt, Euer Gnaden."

„Potz Mäuslein, Kemper, gehen wir sogleich zu dem Polizeibeamten zurück und fragen ihn."

„Aber, Euer Gnaden!" rief jetzt der Messe-

hörer Kemper verwundert: „Merkten Sie denn nicht, warum ich die Lüge wegen des Herrn Franke vorbrachte?“

„Ja, warum denn, Kemper?“

„Haben Sie das Spitzbubengesicht mit dem schneeweißen Bart nicht gesehen? Wie der Mensch lauerte, als er den Namen Alten v. Altenstein hörte?“

„Also das war es, Kemper!“

„Das war es, Euer Gnaden. Der Mensch war ein Spion, der sich zweifellos nach dem jungen gnädigen Herrn erkundigte, und er kann nur der Spion der gnädigen Frau sein.“

„Potz Mäuslein, Kemper, da hätten wir ja dem Löwen in den Rachen laufen können. Was machen wir aber nun?“

„Wir müssen auf andere Weise den Herrn Franke aufzufinden suchen. Und es wird uns gelingen, da Euer Gnaden so wunderbar den Namen wiederfanden. Vielleicht kann uns schon der Kellner im Gasthofe Auskunft geben. Kehren wir zurück.“

Der alte Freiherr folgte dem Messehörer immer gutwillig.

Aber im Gasthofe kannte Niemand den Herrn Franke.

„Und was nun, Kemper?“

Auch Kemper wußte es nicht.

Der Zufall aber half — freilich, wie er manchmal zu helfen pflegt.

Sie saßen in dem Gasthofzimmer und langweilten sich.

Der Tag hatte sich mehr geneigt. Die Sonne stand hinten im Limmatthal, nur noch wenig über dem Rande des Gebirges. Auf die Stadt, auf den See warf sie noch ihre Strahlen, über den See hinweg auf die hohen Schneealpen, die sich in weiter Ferne und in weitem Kranze dort erhoben. Der Schnee begann schon sich zu röthen, in einer Viertelstunde mußte die ganze weite und hohe Gebirgskette in dem wunderbarsten Alpenglühen leuchten.

Der alte Freiherr hatte sich, so klein und rund er war, auf dem Sopha ausgestreckt. Er hatte sich heute so viel anstrengen müssen, und er war ein so bequemer Herr. Der Messehörer langweilte sich am Fenster. Das Fenster gab die Aussicht auf die Berge gegenüber, auf den See, auf die fernen Schneealpen. Da sah er das Leuchten der Abendsterne in der grünen Waldung der Albiskette, in den hellen Fenstern auf der Spitze des Uetliberges gerade gegenüber, in dem Silber

der fein sich kräuselnden Wellen des Sees, in dem röther und röther sich färbenden Schnee der fernen Alpen. Es schien sich ihm etwas in der Brust zu bewegen, was er noch nie darin gefühlt haben mochte; was er sah, hatte er auch noch nie gesehen.

„Euer Gnaden, es ist doch schön hier!“ rief er aus.

„In dem fremden Lande, Kemper?“

„Sehen Sie es sich einmal an, Euer Gnaden.“

„Sehen? Ich bin zu müde. Und was wäre denn?“

„Die Berge da, das Wasser, der Schnee!“

„Wasser und Schnee haben wir auch bei uns, Kemper. Und wenn wir auch keine Berge haben — was thut man denn mit jenen? Zum Hinaufsteigen sind sie zu hoch.“

„Es muß aber doch schön da oben sein.“

„Steigt morgen hinauf.“

„Aber was meinen Euer Gnaden zu einem kleinen Spaziergange an dem schönen Abend?“

Den Messehörer hatte ein Sehnen ergriffen. Der Freiherr entsetzte sich fast.

„Einen Spaziergang? Heute Abend? Sind wir nicht schon genug gelaufen?“

„Einen andern Vorschlag dann, Euer Gnaden.

Da liegen so hübsche Gondeln — gerade hier vor dem Hause. Machen wir eine kleine Fahrt auf dem See."

„Morgen, Kemper."

„Ach, kommen Sie schon heute mit, Excellenz!"

Der alte Herr war seinem Begleiter immer gehorsam, wie wir sagten.

„Kemper, Ihr seid ein Quälgeist!" rief er.

Indem er das sagte, hatte er sich erhoben. Sie verließen den Gasthof, waren nach zehn Schritten am See, in einer der dort zahlreich haltenden Gondeln, und fuhren auf den grünen Wellen des See's. Vom anderen Ufer, an dem sogenannten Bauschänzli, wollte eben ein Dampfschiff abfahren. Der Capitän stand schon oben auf dem Radkasten und commandirte. Das Verdeck des Schiffes war gedrängt voll Reisender. Sie wollten in den schönen Abend hineinfahren, auf dem stillen Wasser den erhabenen Anblick des Alpenglühens doppelt genießen, an den schönen Plätzen zu beiden Seiten des See's bis nach Rapperswyl hin übernachten, um am andern Morgen nach neuen schönen Punkten des Landes die Reise fortzusetzen, nach dem Rigi, nach Einsiedeln, nach Ragatz, in die Toggenburg.

„Gottes Groschen! Herr des Himmels!" rief der Messehörer auf einmal.

„Was habt Ihr jetzt wieder, Kemper?“
„Der junge gnädige Herr, Euer Gnaden!“
„Der Hermann?“
„Dort, dort auf dem Dampfschiffe!“
Sie waren in ihrer Gondel fünfzig Schritte von dem Dampfschiffe entfernt. Sie konnten jeden einzelnen Menschen auf dem Verdeck unterscheiden.

„So wahr Gott lebt, der Hermann!“ rief der Freiherr.

„Hin, hin, zum Dampfschiffe! Vorwärts, Schiffer!“ rief Kemper.

Die Räder des Schiffes schaufelten schon.

„Vorwärts, Schiffer!“ rief Kemper wieder dem Schiffer zu.

„Halt, halt! Hermann, Hermann!“ rief der Freiherr nach dem Dampfschiffe.

Aber auf dem Dampfschiffe hörte Niemand das Rufen, und der Schiffer der Gondel hörte es vergebens. Das Dampfschiff brauste dahin, war nach wenigen Minuten nur noch ein schwarzer Punkt hinten auf dem See. In der Gondel saßen zwei geschlagene Männer, sie folgten stumm dem schwarzen Punkte und sahen nicht das wunderbare Leuchten der Schneeberge.

IX.

Von der Todesstrafe.

Es war am Tage nachher, wiederum gegen Abend. Die Oberstin saß mit ihren beiden Nichten in einem kleinen Stübchen des Hauses. Sie hatten sich dahin zurückziehen müssen. Alle anderen Wohngemächer des Hauses waren für die Hochzeit eingerichtet, gescheuert, geputzt. Sie durften bis zu dieser nicht wieder betreten werden. Es war Samstag und am Montag sollte die Hochzeit sein. Mit dem Samstag war auch die Arbeit der Woche beendet, und es war eine fünffach, zehnfach schwere Arbeit gewesen, da sie für die Hochzeit war, denn am Sonntag durfte nicht mehr gearbeitet werden. Ohne die Oberstin war nichts geschehen, die ganze Woche nicht, schon länger vorher nicht. Die alte Frau — sie war gewiß nahe an den Siebzigern — war dennoch nicht müde, sie schien nur verstimmt, vielmehr sorgenvoll zu sein. Sie stand oft unruhig auf, ging an das Fenster, um zu horchen, trat aus der Thür, um noch besser hören zu können.

„Wo der Onkel nur bleibt!“ sagte sie zu den Mädchen. „Es wird ihm doch kein Unglück passirt sein!“

Wenn sie ganz in Gedanken war oder ganz sich gehen ließ, vergaß sie, Junker Oberst zu sagen. Der Oberst war noch immer nicht von Zürich zurück. Der Große Rath hatte gestern seine Geschäfte nicht beendigen können, der Oberst hatte in die Weid melden lassen, daß er erst nach Mittag eintreffen werde, es könne auch Abend darüber werden. Beinahe Abend war es geworden. Die Mädchen suchten die Oberstin zu beruhigen.

„Der Große Rath wird noch nicht zu Ende sein, Tante. Der Onkel ist rüstig. Wäre ihm etwas begegnet, hieher wäre die erste Nachricht gekommen."

Die gute Tante wurde dankbar.

„Es thut mir auch für Euch leid. Es ist schon sechs Uhr — wir müssen aber noch mit dem Thee warten und junge Magen haben Hunger."

„Wir können schon warten. Aber Du, Tante, Du hast den ganzen Tag gewirthschaftet und ich will wetten, seit Mittag nichts gegessen."

„Ich hatte keine Zeit." —

„Da haben wir's! Tante, ich hole Dir auf der Stelle eine Tasse Thee."

„Nein, nein, Nanni. Ich muß auf meinen Herrn warten."

Fräulein Nanni wollte fast zornig die Lippen

aufwerfen. Ein Wagen kam herangefahren. Die Oberstin sprang auf, an das Fenster.

„Der Junker Oberst!“

Sie war schon aus dem Zimmer. Die blasse Natalie — die Braut, deren Hochzeit übermorgen sein sollte, war blaß, sie war bleicher geworden, je näher der Tag ihrer Hochzeit heranrückte — sie hatte still gesessen — sie sah mit einem glänzenden Gesicht der Tante nach.

„Welch' ein vortreffliches Herz! Wie sie den Gatten liebt! Wie sie kein Glück hat ohne ihn!“

Fräulein Nanni aber hatte die Lippen aufgeworfen.

„Ja, keinen Hunger und keinen Durst ohne ihren Herrn!“

„So ist sie alt und so glücklich geworden, Nanni!“

„Und so ist sie Dein Ideal! So willst Du auch kein Glück haben, ohne Deinen Herrn, den Herrn Murschel. Solch' ein Sclavenleben willst Du führen!“

„Solch' ein glückliches Leben der Stille, der Genügsamkeit, der Zufriedenheit! So ist es unsere Schweizerart!“

„Ja, ja, so ist Deine Großmutter alt geworden, und Deine Mutter jung gestorben und so —

O, seid nur recht genügsam, recht nüchtern, recht prosaisch in diesem schönsten Lande der Erde! — Aber komm, bereiten wir den Thee."

Sie bereiteten den Thee. Die alte Christine hatte schon vorher Alles hereinbesorgt. Dann aber mußten sie warten. Die Tante kam nicht zurück, der Onkel kam nicht. Sie mußten lange warten.

„Sollte doch dem Onkel etwas zugestoßen sein? Oder sollten sie sonst etwas haben? Die Sorge der Tante war nicht allein um den Onkel."

„Was sollte sie haben, Nanni?"

„Die plötzliche Ankunft Gustav's und des Herrn Murschel gestern, sie hatte in der That etwas zu bedeuten. Wie wären sie sonst gegen alle Sitte und Ordnung gekommen? Die Tante hatte Recht. Und der Herr Murschel — er war völlig consternirt, als die Nachricht eintraf, der Onkel komme erst heute zurück. Er machte sich gleich auf — ich möchte wetten, er fuhr nach Zürich zum Onkel. Die Tante war neugieriger als ich. Sie erfuhr so wenig etwas wie ich. Und daß sie an ein Unglück glaubte, sah man ihr die ganze Zeit über an. Wie war sie gedrückt! Und mir will das Herz immer leichter werden, und darum muß es wirklich ein Unglück sein!"

„Nanni, Nanni!“

„Was willst Du? Das Unglück des Einen ist das Glück des Andern. Dies ist der Lauf der Welt, und Du sollst, Du mußt glücklich werden, Natalie, und sollte auch der Herr Murschel mit dem Vetter Gustav —“

Die Oberstin trat wieder ein. Sie sah mehr als sorgenvoll aus.

„Was ist vorgegangen, Tante?“

„Der Junker Oberst ist sehr verdrießlich.“

„Worüber?“

„Er hat Unannehmlichkeiten gehabt.“

„Im Großen Rathe?“

„Auch sonst noch.“

Nanni sah Natalie an.

„Was könnte er sonst noch gehabt haben, Tante?“

Auch die Tante sah Natalie an, aber unwillkürlich mit einem Seitenblick.

„Nichts, nichts!“ sagte sie.

Nanni's Augen leuchteten. Aber man kommt auch auf Umwegen zum Ziele, mochte sie denken.

„Was hatte der Onkel im Großen Rathe?“ fragte sie.

„Es ist eine recht dumme Geschichte.“

„Erzähle sie, Tante!“

Man sah der braven Frau an, wie die dumme Geschichte sie drückte. Sie mußte sich das Herz leichter machen.

„Sie haben heute im Großen Rath über das Begnadigungsgesuch des Mörders berathen. Ihr wißt, im Canton werden seit einiger Zeit immer mehr Stimmen laut für die Aufhebung der Todesstrafe.“

Fräulein Nanni machte eine heftige Bewegung; sie wollte etwas sagen; sie unterdrückte es.

Die Tante fuhr fort:

„Um so zäher halten denn die Andern an dem bisherigen Rechte und an der bisherigen Ordnung fest. Dazu gehört auch der Junker Oberst. Nun stand die Sache des Mörders gestern so, daß es sehr zweifelhaft war, ob nicht heute, da beschlossen werden mußte, wirklich Begnadigung erfolgen werde. Viele Mitglieder des Großen Rathes. waren daher gestern Abends zu einer vertraulichen Vorbesprechung zusammengetreten, und der Junker Oberst war darin sehr eifrig gewesen; besonders hatte er einem Fabrikanten vom See zugesprochen, der für die Begnadigung war, und er hatte nicht eher von ihm gelassen, als bis der Mann versprochen hatte, er werde für den Tod stimmen.

Und nun denkt euch — als heute in der Sitzung die Kugeln gezählt werden, da sind gerade hundertundeine schwarze und neunundneunzig weiße Kugeln da, und wenn eine schwarze Kugel weniger und eine weiße mehr gewesen wäre, so würde der Mensch nicht hingerichtet, und mein armer Herr klagt sich nun als seinen Henker an; er allein trage die Schuld; um seinetwillen, um seines Eigensinns, um seiner Rechthaberei willen müsse ein Mensch sterben, unbußfertig, ohne daß er sich in seinem Gemüth bessern und aufrichten, mit seinem Gotte sich ganz versöhnen könne. Es sei ein Nagel zu seinem Sarge, sagte er."

„Der arme Onkel!" sagte Natalie. „Wie schwer muß es ihn drücken! Und er that nur, was er für Recht hielt, was seine Pflicht war."

„Der arme Onkel!" rief auch Nanni. Aber dann fuhr sie mit einem edlen Zorne fort: „Ja, es muß ihn schwer drücken, den braven, gerechten und doch so milden alten Mann, und verhüte Gott, daß das ihm ein Nagel zu seinem Sarge werde! Aber wer trägt die Schuld? Er nicht, er wahrlich nicht! Er hatte seine ehrliche Ueberzeugung, und für sie wollte er auch in dem Anderen einstehen, und er hielt es ehrlich für seine Pflicht, denn es handelte sich um das Gesetz und

um Aufrechthaltung des Gesetzes, das nun einmal den Mord mit dem Tode bestraft. Aber warum haben wir noch solche Gesetze? Warum haben wir noch diese Strafe, die keine Strafe, die eine Grausamkeit, eine Barbarei ist? Da sagen sie: Einen Menschen morden, mit kaltem Blute ein Menschenleben vernichten, das ist etwas so durchaus Entsetzliches, Unmenschliches, Unnatürliches, daß es nur mit der schwersten Strafe gebüßt werden kann! Und worin finden sie diese schwerste Strafe? Sie morden den Mörder wieder! Sie vernichten mit kaltem Blute sein Menschenleben, ein zweites zu dem ersten! Und den zweiten Mord nennen sie Recht, Gerechtigkeit. Und mit dem einfachen Morden haben sie nicht einmal genug. Für den Mörder, der gemordet wird, müssen noch besondere Qualen geschaffen werden. Jene beiden alten Leute hatte der Mörder plötzlich erschlagen, da sie, im tiefsten Schlafe, keine Ahnung von dem hatten, was ihnen bevorstehe; als sie es gewahrten, war es schon vorbei. Dem Mörder aber haben sie schon vor Wochen sein Todesurtheil verkündet und gesagt: Du mußt sterben und wir führen Dich dazu auf ein hohes Schaffot und da fallen die Knechte des Scharfrichters über Dich her und schnallen Dich auf einen Block, und dann

tritt der Scharfrichter zu Dir mit einem großen Beile oder mit dem langen Messer der Guillotine und haut oder schneidet Dir den Kopf ab — so wirst Du vom Leben zum Tode gebracht, und darüber magst Du jetzt Wochen und Monate lang nachdenken. — Aber freilich, setzen sie ihm dann hinzu, es ist möglich, daß Du begnadigt wirst — um durch die Secunden der Hoffnung die Stunden, die Wochen, die Monden der Todesangst ihm noch fürchterlicher zu machen! — O der Schande, das nennen sie Recht, gar christliches Recht! — Und der arme, brave Onkel fühlt in diesem Augenblicke —"

Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen.

Natalie nahm sie in ihren Arm; die Thränen waren ihr schon lange über die feinen, blassen Wangen gelaufen.

Die Tante stand verwundert. Das waren Ansichten, Grundsätze, die sie noch nie gehört hatte.

„Das sollte man in der Schweiz gar nicht hören, sagte sie; das untergräbt ja Zucht und Sitte, fördert Mord und Todtschlag. Aber das sind die Früchte der deutschen Erziehung und der deutschen —"

Sie hörte Schritte; sie brach ab.

„Der Junker Oberst!" Ich bitte Dich, Nanni,

sprich kein Wort von der Geschichte! Trocknet Eure Thränen; heitert ihn auf. Erzählt ihm von dem Schlößli, dem wilden Manne. Ihr wißt, er hört gern etwas Neues."

Daß ihr „Herr" neugierig sei, sagte die brave Frau nicht.

Die beiden jungen Mädchen trockneten ihre Thränen.

Der Junker Oberst trat ein.

Der Oberst Martin v. Wildegg hatte die Mitte der Siebziger-Jahre überschritten. Er war eine große, noch immer kräftige Gestalt, nur der Rücken war ihm auffallend gekrümmt. Seine etwas starken Gesichtszüge zeigten die Geistes- und Willenskraft, aber auch die Bravheit und Gutmüthigkeit, die in seinem Innern wohnten. In diesem Augenblicke sah man ihm eine stille Bekümmerniß an.

„Guten Abend!" sagte er, als er eintrat.

Seine Stimme hatte eine eigenthümliche Härte. Fräulein Nanni hatte ihn deshalb im Scherze wohl den Onkel Nußknacker genannt. Er hätte es freilich beileibe nicht hören dürfen; solchen Scherz hätte er nicht verstanden.

Er wandte sich dann zu dem kleinen Fräulein.

Er hatte sie seit ihrer Rückkehr aus England noch nicht gesehen.

„Da bist Du ja wieder, Nanni! Es freut mich, mein liebes Kind, daß wir Dich wieder haben. Du wirst jetzt bei uns bleiben. In der Schweiz lebt sich's doch am besten."

Fräulein Nanni warf nicht die Lippen auf. Sie nahm die Hand, die der Greis ihr hinhielt, und wollte sie küssen. Der Oberst litt es nicht; er küßte sie auf die Stirn:

„Fühlst Du Dich nicht mehr müde, Martin?" fragte die Oberstin ihren Herrn."

„Nein."

„Gingen die Pferde auch recht ruhig?"

„Ja."

Die Tante hatte wohl keine banalen Fragen mehr und andere wagte sie nicht.

„Ist Dir auch kein Abenteuer zugestoßen, Onkel?" fragte Fräulein Nanni.

„Was für Abenteuer?"

„Mit einem wilden Manne zum Beispiel."

„Habt Ihr Euch das Märchen aufbinden lassen?"

„Ein Märchen, Onkel? Wir haben ihn selbst gesehen."

„Wer?"

„Natalie und ich. Gestern, hier in der Schlucht.“

Der Greis war aufmerksam geworden; die Tante hatte ja gesagt, er höre gern etwas Neues, und das Alter hört gern Neues, in der ganzen Welt.

„Wir haben auch noch mehr gesehen, Onkel. Das Schlößli ist bewohnt.“

„He, seit wann?“

„Schon seit ein paar Nächten.“

„Und wie wißt Ihr das? Erzähle!“

„Man hat geheimnißvolle Menschen durch das Gitterthor ein- und ausgehen sehen. Auch ein verschlossener Wagen ist hineingefahren, spät in der Nacht.“

„Wann war das?“

„In der vorgestrigen Nacht.“

„Sonderbar!“ sagte der Oberst.

„Was findest Du sonderbar, Onkel?“

„Ihr habt doch in der Zeitung von der unglücklichen Königin gelesen?“

„Kein Wort, Onkel. Erzähle!“

„Sie war eine so brave und schöne und blutjunge Prinzessin. Da mußte sie den fremden König heirathen. — Ich will nichts von ihm sprechen. Aber sie wurde unglücklich. Sie war unter den fremden Menschen, in dem fremden

Lande in enger Gefangenschaft. Sie vertrocknete, verjammerte. Man mußte ihr zuletzt, wenn sie nicht ganz zu Grunde gehen solle, eine Reise in die Heimath gestatten; nur auf wenige Wochen. Aber auf der Reise ist sie befreit, entführt —"

„Befreit? Sie ist befreit?"

Die beiden jungen Damen riefen es.

„Vorgestern," sagte der Oberst.

„Und wo? Und wie?"

„Darüber weiß eben Niemand etwas. Das ist das Sonderbare. Auf der Eisenbahn muß es geschehen sein, nicht weit von Zürich. In Schinznach ist sie noch im Zuge gewesen, in Zürich nicht mehr. Weiter weiß man nichts. Die Flucht muß ebenso vorsichtig, geheimnißvoll vorbereitet, wie ausgeführt sein. Man sagt, ein alter Oheim habe die Sache geleitet."

„Und es ist gelungen! Sie ist frei! Und Du denkst, sie können hier im Schlößli sein?"

„Ja, ja! Und ich wollte, sie wäre hier, die unglückliche Frau, sie wäre hier sicher."

„Glaubst Du, lieber Onkel?"

„Wo könnte sie sicherer sein, als in der Schweiz? In ihrem eigenen Lande lief sie Gefahr, ausgeliefert, von den eigenen Angehörigen

in ihr Elend zurückgebracht zu werden. Die freie Schweiz liefert nur gemeine Verbrecher aus. Du kommst aus England, Nanni, dort rühmen sie sich mit der Freiheit des Fremden auf ihrem Boden. Sie rühmen sich mit Allem dort, und es ist so Vieles faul! In der Schweiz findet das verfolgte Unglück immer ein Asyl, wir geben auch der Forderung des Mächtigsten nicht nach. So haben wir Eidgenossen eingestanden, so lange wir ein freies Land sind. So noch vor wenig Jahren für den Mann, den unser mächtigster Nachbar von uns zurückforderte, und der jetzt selbst auf jenem mächtigen Thron sitzt."

Der alte Oberst war damals Mitglied des eidgenössischen Bundesraths gewesen, als der König von Frankreich in Folge des Straßburger Attentats von der Eidgenossenschaft die Auslieferung des Prinzen Louis Napoleon, des jetzigen französischen Kaisers, forderte. Der Oberst hatte zu den Entschiedensten gehört, die sie verweigerten. Die Erinnerung erhob ihn, nahm, wenn auch nur für Augenblicke, den Druck von ihm, der auf ihm lastete.

Giebt es ein erhebenderes Gefühl, als das Bewußtsein des freien Mannes, einem freien Volke anzugehören?

Die Oberstin warf Nanni einen dankbaren Blick zu.

„Aber der wilde Mann, den Ihr gesehen habt?“ fragte der Oberst.

Nanni mußte doch mit ihm herauskommen. Aber sie ließ ihn sehr klein werden, und auch von der Krümmung seines Rückens zog sie ihm etwas ab. Sie hatte wohl mehrfache Gründe dazu.

„Wir trafen ihn gestern Nachmittags in der Schlucht. Wir machten mit dem Vetter Gustav eine Promenade.“

Ueber das Gesicht des Obersten flog es doch wieder wie ein Schatten, als er den Namen hörte.

Ein O! wollte über die Lippen Nanni's schweben, sie fuhr fort:

„Der Vetter hatte sich auf einen Augenblick von uns entfernt. Plötzlich stand ein langer, breitschulteriger Mensch vor uns, sah uns recht frech und höhnisch an und — es war gut, daß wir den Nero und Cäsar bei uns hatten.“

„Das war hier in der Schlucht? In unserer nächsten Nachbarschaft?“ fragte der Oberst.

„In unserer nächsten Nachbarschaft, Onkel. Uebrigens war er ein elegant gekleideter Herr, der sich nur das Vergnügen hatte machen wollen, ein paar einsame Landjungfern zu erschrecken.“

„Ein langer Mensch war es, Nanni?“
„Und mit einem etwas krummen Rücken.“
„Und einem langen blonden Schnurrbart?“
„Du kennst ihn, Onkel?“

„Hm, man sollte wirklich glauben, daß die befreite Herzogin im Schlößli sei.“

„Wie das?“ fragten die Oberstin und Nanni zu gleicher Zeit.

Natalien schien etwas unbehaglich zu werden.

„Wie das? Ein solch langer Herr mit einem krummen Rücken und dem hellblonden Schnurrbart soll am Tage der Befreiung der Königin in Schinznach gesehen worden sein, mit einem Herrn von Alten, einem Flüchtling oder vielmehr dem Sohn eines Flüchtlings, der sich schon seit Jahren mit seinem Vater hier in Zürich aufgehalten hat.“

Natalie war leichenblaß geworden, zitterte.

Nur Nanni sah es, und dem kleinen Fräulein verging alle Lust zum Erzählen und zum Fragen.

Der Oberst fuhr fort:

„Der lange Herr soll ein Adjutant des Oheims der Königin sein, ein Hauptmann — ich habe den Namen vergessen. Er soll ein Offizier von vielem Muth sein, aber auch ein rücksichtsloser, frecher

Gesell. Man findet solche Offiziere, sie sind von altem Hause, der Günstling des Fürsten oder eines Prinzen, dabei ohne Vermögen und halbe Industrieritter, so sind sie auf das Kriechen oder auf die Unverschämtheit angewiesen."

Fräulein Nanni rümpfte doch die Nase über ein so schweres Urtheil.

„Die das Metier der Unverschämtheit ergreifen," setzte der Oberst hinzu, „sind übrigens noch die bessere Sorte. Sie haben wenigstens Muth und Selbstständigkeit."

Fräulein Nanni athmete wieder etwas auf. Aber die arme Natalie!

„Ein Flüchtling wäre auch dabei gewesen, Martin?" fragte die Oberstin.

„Wenigstens der Sohn eines Flüchtlings."

„Es bleibt sich gleich. Diese Flüchtlinge scheinen sich in Alles mischen zu müssen. Und wie soll er heißen?"

Natalie verließ das Zimmer. Sie würde sich verrathen haben. Nanni wollte ihr folgen, aber hätte das nicht wiederum auffallen müssen?

„Fehlt der Natalie etwas?" fragte schon der Oberst.

„Sie wollte nur noch einen Brief schreiben," sagte keck Fräulein Nanni.

„So, so. Sie kam mir so still vor. Freilich —"

Der Oberst wurde selbst einen Augenblick still und nachdenklich dabei. Es mußte ihm plötzlich etwas durch den Kopf gefahren sein. Es entging der Oberstin nicht. Umsoweniger wollte sie wohl das Gespräch fallen lassen.

„Wie sollte der Flüchtling heißen, Martin?"

„Freiherr v. Alten."

„Ich erinnere mich nicht, den Namen gehört zu haben."

„Es ist leicht möglich. Der Vater war immer kränklich, lebte sehr eingezogen. So kam auch der Sohn nicht unter die Leute. Ich habe Beide nur manchmal auf der Promenade gesehen, den finsteren, kränklichen Mann und den hübschen blonden. Vor ein paar Jahren soll der Vater gestorben sein. Seitdem hatte ich auch vom Sohne nichts mehr gehört."

Die Schweizer kümmerten sich eben um die Flüchtlinge nicht viel. Werfen wir darum keinen Stein auf sie. Auch die Engländer, auch die Amerikaner thaten es nicht. Wir haben uns frei gemacht. Warum konntet ihr es nicht? Und was weiter in der Frage lag — den armen Polen haben die Sympathien der freien Völker nie gefehlt.

„Als Knabe war der junge Mann schon hier?“ fragte die Oberstin.

„Er soll noch fast ein Kind gewesen sein.“

„Viele Freude wird er bei dem kranken, griesgrämigen Manne nicht gehabt haben.“

„Viele Freude mögen diese armen Flüchtlinge wohl alle in der Fremde nicht haben.“

„Den Menschen fehlten doch die Sympathien nicht, nur der verlorenen Sache.“

Der Oberst schien sich müde zu fühlen. Oder war es etwas Anderes? Er zog sich in sein Zimmer zurück. Die Oberstin und Nanni waren allein. Fräulein Nanni athmete auf einmal auf, als wenn sie von einer schweren Last befreit sei, oder vielmehr, als wenn sie jetzt endlich in die Lage gekommen sei, sich von ihrer Last befreien zu können. Sie mußte doch noch vorsichtig zu Werke gehen.

„Der arme Onkel ist doch recht verstimmt, Tante.“

„Ich bin wirklich besorgt um ihn, Nanni.“

„Und es ist nicht blos die Begnadigungsgeschichte, Tante?“

Die Tante schwieg.

„Etwas Anderes drückt ihn noch mehr?“

„Was wüßtest du davon?“

„Du sagtest es ja selbst, Tante!“

„Ich?“

„Ja, Tante. Und ich weiß auch, wen es betrifft — Natalie —!“

Die Oberstin erschrak.

„Nanni, ich habe kein Wort gesprochen!“

„Und ich will Dir auch sagen, was es ist. Es sind Geldsachen — Geldsachen des Herrn Murschel —“

„Ich weiß von nichts, Nanni!“

„Aber ich wußte es schon, als der Vetter Gustav gestern mit dem Herrn Murschel hier war.“

„Hat der Gustav geplaudert?“

Nanni kannte ihre Tante wohl noch sehr gut, wenn sie auch zwei Jahre von ihr entfernt in England gewesen war. Sie hatte die brave Frau gefangen. Die alte Dame hatte vielleicht auch ein wenig sich wollen fangen lassen.

„Gustav's Gesicht, Tante, aber nicht mehr als auch Dein und des Onkels.“

„Wenn Du es denn weißt, Nanni — Aber verrath' Natalien kein Wort! Man kann ja noch nicht wissen, wie die Sache wird. Ja, es lag mir schon gestern schwer auf dem Herzen, als die Beiden so plötzlich kamen, obwohl sie kein Wort sagten, auch Gustav nicht. Und ich hatte richtig geahnt. Der Junker Oberst hat wirklich recht

bedenkliche Nachrichten aus der Stadt mitgebracht."

„Es steht schlecht mit Herrn Murschel, Tante?"

„Es scheint so, und es thut mir recht leid für den braven Menschen."

„Brav, brav, Tante? Weißt Du, was der deutsche Student einen braven Menschen nennt? Er schnupft keine Kratzbürsten, er —"

„Diese deutsche Erziehung!" klagte die Tante. „Und wahrhaftig, Mädchen, ich glaube, Du freust Dich!"

„Nein, nein, Tante. Erzähle!"

„Der Junker Oberst," erzählte die Tante, „hat in Zürich so Allerlei gehört. Der Herr Langenfeld, der Compagnon des Herrn Murschel in Newyork, soll ein Schwindler sein, dem man Alles zutrauen könnte."

„Tante, wenn der Herr Murschel fallit würde!"

„Unglückskind!" rief entsetzt die Tante.

Fallit! Es ist ein Schreckenswort in der Schweiz. Und Fräulein Nanni hatte es mit leuchtenden Augen ausgesprochen.

„Unglückskind, weißt Du, was ein Fallit ist? Daß er keine politischen und keine bürgerlichen Ehrenrechte mehr hat, daß er kein Geschäft mehr

treiben, daß er in keinem Wirthshause sich mehr sehen lassen darf?"

„Ich weiß das Alles, Tante, und ich freue mich, daß es so bei uns ist. Wo es anders ist, werden Tausende von Menschen mehr betrogen."

„Du freutest Dich auch wohl, wenn es den Herrn Murschel träfe?"

„Tante," rief Fräulein Nanni, „ein Falliment hebt Alles auf, zerreißt Alles, auch Verlobungen!"

„Ja, die arme Natalie!"

„Die arme Natalie?"

„Du hast Recht, Nanni. Natalie hat ihre paar Millionen, der Junker Oberst ist lange genug ihr Vormund gewesen, um ihr Vermögen beinahe zu verdoppeln. Ein paar Millionen hat der Junker Oberst selbst. Da ist dem Herrn Murschel zu helfen."

Fräulein Nanni empörte sich.

„Dem Herrn Murschel sollte geholfen werden? Mit Nataliens Gelde? Um sie zu vernichten?"

Die Oberstin sah einen Augenblick Nanni verwundert an. Sie verstand sie nicht. Dann meinte sie, sie verstehe.

„Das könnte nicht anders sein, Nanni. Die Familie dürfte Nataliens Hochzeiter nicht im Stich lassen. Er selbst hat keine reichen Ver-

wandten in der Schweiz, sonst müßte Nataliens Familie einschreiten, und ich begreife nicht, wie grade Du Dich darüber verwunderst. Wir haben dasselbe für meinen Bruder, Deinen seligen Vater gethan, damit er nicht in das gleiche Unglück kam. Darum bist Du ja das arme Mädchen, das nichts hat. Wir Geschwister Deines Vaters deckten seine sämmtlichen Schulden bis auf den letzten Rappen. So blieb auch von meinem Vermögen nichts für Dich übrig. Was ich noch habe, gehört Deinen Vettern und Basen, Du hast schon mehr davon erhalten, als Dein Erbtheil betragen hätte, da dürfen sie nicht noch mehr zu kurz kommen. Aber eine Aussteuer gebe ich Dir dennoch, meine liebe Nannerli, und ich denke, der Junker Oberst wird auch etwas hinzulegen."

Die Oberstin war die bravste Frau von der Welt, aber von Ordnung und Sitte und Herkommen wäre sie für nichts in der Welt abgewichen, und sie kannte das Alles so genau, und sprach mit dem wärmsten Herzen so ruhig und kalt und verständig davon.

Ruhig war auch Fräulein Nanni geblieben.

„Eine Aussteuer bekommt man nur, wenn man heirathet, Tante!"

„Gewiß, Kind."

„Ich heirathe aber nicht."

„Das wird sich finden, Nannerli."

„Wie könnte ich? Ein Schweizer nimmt kein armes Mädchen."

„Es ist freilich schlimm!"

„Einen Fremden, zum Beispiel einen Flüchtling, dürfte ich nicht nehmen."

„Kind, Kind, wolltest Du Dich ganz unglücklich machen? Diese Flüchtlinge — Aber ich muß gehen. Der Junker Oberst ist so allein!"

„Noch eine Frage, Tante: Hat der Herr Murschel den Onkel schon gesprochen?"

„Nein."

„Auch der Vetter Gustav nicht?"

„Auch er nicht."

„Warum mögen sie denn gestern hier gewesen sein?"

„Doch wohl um der Angelegenheit des Herrn Murschel willen. So meint auch der Junker Oberst."

„Und der Onkel würde ihm Geld geben?"

„Er will sich erst von der Lage der Sache unterrichten."

„Er darf ihm nichts geben."

Die Tante hörte es nicht mehr, sie war schon aus der Thür. Fräulein Nanni war das Herz leichter geworden, aber es war ihr doch so voll.

Sie mußte es ausschütten — freilich, so viel sie durfte. Sie suchte ihre Cousine auf. Natalie saß oben in ihrem Stübchen und weinte.

X.

Millionen zu den Millionen.

„Trockne Deine Thränen, Natalie, und machen wir einen Spaziergang."

„In der Dunkelheit, Nanni?"

„Der Mond scheint. Da wird das liebende Herz draußen Dir weiter und freier werden."

„Freier?"

„Ich erzähle Dir unterwegs hübsche Geschichten, die Dich aufheitern, zum Beispiel von der armen Königin, die gewiß noch ärmer und unglücklicher ist, als Du."

„Und das soll mich aufheitern?"

„Wie jener Trost, Leidensgenossen zu haben. Aber gehen wir zu ihr."

„Zu wem?"

„Zu der Königin. Sie ist da. Ich muß sie sehen, und in dem sentimentalen Mondschein wird sie gewiß draußen sein, in dem Schlößligarten. Wir schleichen uns an das Gitterthor, da kann sie uns nicht entgehen."

„Aber wenn wir gesehen würden von dem —“

„Von dem langen Hauptmann, meinst Du? Der Onkel sagt ja, daß er Hauptmann sei, und er sagte noch mehr von ihm, es hat mich interessirt, wenn es auch nur zur Hälfte wahr sein möchte. Der lange, unverschämte Mensch fängt an, mir zu gefallen, zumal da er seine Meisterin an mir gefunden hat — ich möchte sie ihm noch mehr zeigen.“

„Ich sprach nicht von ihm, Nanni.“

„O, von dem Freiherrn v. Alten? Von dem Flüchtling, der sich in Alles mischen muß, wie die Tante meinte?“

„Er darf mich nicht sehen, Nanni.“

„So darf ich Dir von ihm erzählen.“

„Nein, nein!“

„Vom Herrn Murschel denn?“

Natalie antwortete nicht, aber sie machte sich fertig zu dem Spaziergange, auch Nanni, und sie lachte und sang unterdeß leise vor sich hin: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin!“

„Nicht wahr, Natalie, ich bin eine echte deutsche Schulmeisterin?“

„Warum, Nanni?“

„Kann ein Schulmeister, so weit die deutsche

Zunge reicht, drei Worte sprechen oder schreiben, ohne sich auf Goethe zu berufen?"

Sie gingen. Die Dunkelheit des Abends war schon seit einiger Zeit eingetreten. Der Mond schien, aber sein Licht drang nur spärlich durch die Bäume und das Buschwerk in der tiefen, engen Schlucht. Unter den Bäumen und dem Gebüsch gingen sie den Weg zum Schlößli.

„Wenn man uns zu Hause vermißte, Nanni?"

„O, Du fürchtest Dich!"

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll —"

„So gehe ich allein."

Natalie sperrte sich nicht mehr.

„Wir wollen von dem Herrn Murschel sprechen, Natalie. Er wird doch künftig, wenn er Dein Herr ist, Dir gestatten, die Weid zu besuchen?"

„Warum sollte er nicht?"

„Aber wenn Ihr einmal — in Eurem Ehecontract steht ja wohl, daß er nicht nach Newyork zurückkehren darf?"

„Er hat es dem Onkel versprochen."

„Aber wenn er nun doch müßte —?"

„Wie wäre das möglich, Nanni?"

„Die Geschäfte könnten es fordern — sie könnten schlecht gehen."

„Nanni, was ist geschehen? Du weißt etwas?“

„Ich weiß nichts. Ich setze nur den Fall. Antworte mir!“

„Es wäre nicht möglich, Nanni.“

„Wenn er sein ganzes Vermögen verlieren müßte!“

„So hätte ich Geld.“

„Und Du würdest es ihm hingeben?“

„Meinem Manne!“

„Um Bettlerin zu werden?“

„Mit dem Manne muß die Frau Alles theilen.“

„Ich glaube wahrhaftig, Du wärst im Stande, ihm schon jetzt Alles hinzugeben.“

„Soll er nicht übermorgen mein Mann werden? Bin ich ihm da nicht schon jetzt Liebe, Treue, jedes Opfer schuldig, das die Gattin dem Gatten bringen muß? Würdest Du anders handeln, Nanni?“

Diesmal antwortete Nanni nicht. Aber sie hatte Thränen in den Augen.

„Edles Herz!“ sagte sie.

Dann flog der Zorn in ihr auf, Kopf und Herz saßen ihr ja so nahe beisammen.

„Und dieses edle Herz,“ rief sie, „wäre nur dazu bestimmt, gebrochen zu werden? Von jenem Menschen? Ja, so nimm ihn, werde Frau Mur-

schel. Gieb übermorgen Deine Hand dem Manne, den der Onkel Dir mit seinen Millionen ausgesucht hat, bringe ihm Deine Millionen zu den seinigen hinzu, wenn er sie noch hat, damit das Gleichgewicht der Millionen süße und feste Bande um Euch schlinge und sie sich mehren gleich Euren Kindern. Eine Zeitlang werden dann noch andere Bande Dir das Herz zuschnüren wollen, das Andenken an ein treues, edles Herz, das nun da hinten in seinen grauen westphälischen Haiden einsam verblutet. — Aber dann wird ja die süße Gewohnheit des heimischen Daseins Alles wieder ausgeglichen haben. Dein Gesicht wird zwar weißer bleiben als der Schnee des Winters, aber Du wirst still und ruhig dahinleben, einen Tag wie den andern, und des Morgens Deinen Kaffee trinken, und um neun Uhr Deine Suppe essen, und Dein Herr wird dabei sein, wenn es ihm gefällt, oder nicht, wenn es ihm nicht gefällt, und Dir wird es gleichgültig sein, ob er da ist, oder nicht, denn langweilen wirst Du Dich immer, und wenn es Dir gar zu langweilig wird, dann wirst Du Dich in Deine Prunkgemächer begeben und Deine schweren seidenen Kleider anlegen und Deine goldenen Ketten und die blitzenden Diamanten, und alle Vierteljahre, wenn die Reihe

an Euch kommt, wirst Du eine große Gasterei geben, bei der die Tische brechen unter der Last der Speisen, der Kuchen und Confituren, und wenn Du zu Deinen Gespielinnen kommst, dann werdet Ihr Reichen Euch zusammensetzen und Eure Millionen berechnen und Dein braves Herz wird die Aermeren bedauern, die nicht so viel haben und von denen die Andern sagen, daß sie doch eigentlich nur Bettlerinnen seien, denn dazu hast Du noch ein Herz, im Uebrigen war es Dir ja längst gebrochen und ausgestorben und todt, und die Gewohnheit war Dein Herz geworden, und sie wird es bleiben, bis — ja, bis Alles vorbei ist."

„Und warum sagst Du mir das Alles, Nanni?" sagte die Braut, die übermorgen Hochzeit machen sollte.

„Weil ich es nicht thäte, Natalie! Ich, ich armes Mädchen nicht, die nichts hat, und wenn der Herr Murschel noch zehn Millionen mehr hätte! Und wie ich mich nicht könnte einzwängen lassen in ein solch kleines, enges Leben!"

Da wurde auch Natalie lebhaft.

„Verachte nicht unser kleines, enges Leben. Es ist das brave, das tüchtige Leben, das der Familie, des Bürgers. Es ist unsere ganz klare, ruhige, einfache, zufriedene Schweizerart. Es ist

unser Land, unser Volk. Ich liebe es, dieses Leben. Ich will kein anderes. Nie würde mir ein anderes zusagen."

„Und doch liebst Du einen Fremden, Natalie!"

Natalie zuckte zusammen und wurde still.

Und auch Nanni wurde still.

So gingen sie weiter in die Schlucht hinein und erreichten die Nähe des Schlößli.

Das alte Lustschloß der Johanniterritter lag in dem hellen Mondscheine klar vor ihnen. Es hatte hohe graue Mauern, ein hohes, spitzes Kupferdach, der hohe spitze Giebel war weiß und lief in tief eingeschnittenen Zacken oben zusammen; ähnliche weiße Zinnen umgaben den untern Rand des Daches. So schaute es wie ein seltsames graues und weißes Nachtgespenst über die dunkle Mauer hinüber, in deren Mitte es lag. Es hatte nur wenige lange, bogenförmige Fenster, sie waren dunkel.

Die beiden jungen Damen waren bis an die Mauer gekommen, in deren Mitte das Gebäude lag. Sie umschloß im Viereck einen weiten Garten, in der Mitte des Gartens war das Schlößli. Sie hatte zwei Eingänge, auf einer Seite ein großes eisernes Gitterthor, auf einer anderen ein kleines hölzernes Pförtchen, eine Art Block- oder

Ausfallspforte, wie Fräulein Nanni zu ihrem Vetter Gustav gesagt hatte.

Die beiden jungen Damen wollten zu derjenigen Seite gehen, in welcher sich das Gitterthor befand. Sie horchten vorher. Es war Alles still.

Auf einmal vernahmen sie doch ein Geräusch; es war an einer anderen Seite der Mauer und schien näher zu kommen. Sie verbargen sich im Gebüsch.

Schritte nahten sich. Drei Männer wurden sichtbar. In dem Schatten der Bäume, unter denen sie gingen, waren sie trotz des Mondlichtes nicht zu unterscheiden. Einer ging voraus, zwei folgten neben einander.

Die Beiden sprachen zusammen, aber leise, in italienischer Sprache.

Sie gingen noch einige Schritte voran. Dann standen sie still, unterhielten sich angelegentlich mit einander, immer leiser, immer in der fremden Sprache, nur einmal sagte einer der Beiden dem Dritten etwas in gebrochenem Deutsch, es wurde ihm in Schweizerdeutsch geantwortet. Darauf entfernten sich alle Drei in die Tiefe der Schlucht.

Die beiden Damen traten aus ihrem Gebüsch hervor.

„Das waren Spione, Natalie!“

„Die den Aufenthalt der Königin erforschen wollten."

„Die ihn erforscht haben, Natalie, und die nun nur noch wissen wollen, oder jetzt auch schon ermittelt haben, wie sie die arme Dame überfallen, rauben, aus diesem freien Lande rauben, in ihren Kerker wieder zurückschleppen können. Sie sprachen von der Höhe der Mauern, von dem Gitterthor, das zu fest sei, von dem alten morschen Pförtchen, von Strickleitern."

„Die arme Königin!"

„Wir müssen sie warnen, Natalie!"

„Wie kommen wir zu ihr?"

„Auf dem geradesten Wege, wir gehen zu dem Gitterthor, wir rufen."

„Nanni, wenn der Herr v. Alten da wäre!"

Fräulein Nanni stutzte doch einen Augenblick.

„Himmel," rief sie dann, fast laut frohlockend. „Wenn er da wäre! Weißt Du was, Natalie? Weißt Du, was ich ihm sagen würde? Mein Herr v. Alten, würde ich ihm sagen, hier ist eine junge Dame, die in eine schlimmere Sclaverei soll, als aus der Sie die arme Königin befreit haben. Befreien, retten Sie sie. Nehmen Sie auch sie mit in Ihr altes Schloß da, zu Ihrer Königin. Aber dann bewahren und beschützen Sie Beide

ja recht fest und sicher, denn die Räuber, die Ihnen die Königin abnehmen wollen, waren eben schon hier, um sich den Weg zu suchen, und Herr Murschel könnte sogar mit dem Gesetze in der Hand und mit Waibeln und Landjägern ankommen. Und dann müßtest Du durch das Gitterthor, und halb würdest Du in seine Arme sinken, und halb würde er Dich ziehen, und ich würde ihm helfen, und — Himmel, Natalie, wer war das?"

Fräulein Nanni flog wie entsetzt zur Seite. Natalie hatte sich an sie geklammert.

Sie waren, während sie sprachen, weiter gegangen, bis in die Nähe des Gitterthores gekommen. Sie gingen in einem schmalen Pfade, der um die Mauer führte. Rechts hatten sie diese, links von ihnen war dichtes Gebüsch, das sich fast durch die ganze Schlucht zog.

Unmittelbar neben ihnen war es in einem dichten, dunklen Tannengebüsch laut geworden. Die Zweige hatten sich bewegt, ein Geräusch, wie das Räuspern einer menschlichen Stimme war hinzugekommen.

„Fort, fort!" flüsterten die bleichen Lippen der beiden Mädchen.

Sie eilten in ein anderes Gebüsch, als wenn sie, dort verborgen, auch sicher wären.

„Nanni, wenn es der Herr von Alten gewesen wäre!“

„Er war es nicht.“

„Oder auch nur der lange Hauptmann, sein Freund —?“

„Auch er war es nicht. Es war ein ganz Anderer.“

„Und wer?“

„Der Onkel war es. Ich erkannte sein Räuspern.“

„Unmöglich! Wie sollte er hierher kommen?“

„Wie sind wir hierher gekommen?“

„Wir waren leichtsinnig, Nanni!“

„Und das Alter ist neugierig!“

„Aber Nanni, was würde werden? Er hat uns gehört.“

„Unzweifelhaft!“

„Und was wird werden?“

„Höre, Natalie, das überlassen wir vorläufig ihm. Wir können nichts daran ändern. Gehen wir jetzt zu der Königin.“

„Wollen wir nicht den Onkel darum bitten, Nanni?“

„Es wäre ein Vorschlag!“

Nanni besann sich.

„Gehen wir,“ sagte sie dann. „Beide! Mit

recht vollem Aplomb! Es könnte ihm imponiren."

Sie kehrten um zu dem Tannengebüsch.

„Aber zittern darfst Du nicht!" sagte Nanni zu der an ihrem Arme zitternden Natalie.

Sie erreichten die Tannen.

„Onkel!" rief Fräulein Nanni hinein.

Sie bekam keine Antwort. Es regte sich nichts, weder in, noch hinter den Zweigen.

„Sollte er fort sein?"

„Vielleicht irrten wir uns, und es war nichts!"

„Gehen wir hinein!" sagte Fräulein Nanni.

Sie gingen in die Tannen hinein, aber sahen nichts. Sie schlugen die Zweige auseinander; es war Niemand darin.

„Hätten wir uns doch geirrt?"

„Wäre es ein alter Igel gewesen? Sie halten sich gern in den Tannen auf, geben allerlei Töne von sich. — Jetzt müssen wir doch zu der Königin. Komm, Natalie!"

„Nanni, Nanni, wenn der Freiherr da wäre!"

„So würdest Du mit zu der Königin eingesperrt! Aber sei keine Thörin!"

Und Natalie wollte keine Thörin sein. Sie gingen zu dem Gitterthor, jetzt vollends. Um sie her blieb es still.

Das hohe und breite Gitterthor bildete mit seinen langen, starken Eisenstäben den eigentlichen Eingang in den Hof und Garten des Schlößli. Es lag ihm gerade gegenüber, aber mit einer Seitenfront, die Hauptfront war rechts, dem größeren Theile des Gartens zugekehrt. Vom Thore bis zum Hause führte ein gerader breiter Weg.

Die beiden jungen Damen waren vorsichtig zu dem Gitter getreten. Als sie jenseits desselben nichts hörten, wurden sie dreister, sie traten unmittelbar an die Eisenstangen und übersahen den Weg, der zu dem Hause führte, im Hintergrund das Haus, zu beiden Seiten ein Stück des Gartens. Alles lag im Mondschein klar und deutlich vor ihren Augen. Aber nirgends gewahrten sie Licht, Leben, Bewegung, nirgends vernahmen sie einen Laut.

„Soll wirklich Jemand dort hausen?“ Gar eine Königin? Hätten wir nicht noch soeben die Spione gesehen, ich glaubte es nicht, trotz der Verena und dem Kühehirt Rude und dem langen Hauptmann, dessen Namen wir noch nicht wissen. Aber wen rufen wir nun, Natalie? Denn rufen müssen wir, da wir Niemand sehen, und zwar recht laut. Und es ist ärgerlich, daß wir den Namen

des langen Hauptmanns nicht wissen, da bleibt uns nichts übrig, als den Freiherrn v. Alten zu rufen."

„Ich bitte Dich, Nanni!"

„Oder soll ich rufen: Langer Hauptmann! Langer Hauptmann!?"

„Treibe keinen Scherz!"

„Oder: Frau Königin! denn?"

„Sprich ernsthaft, Nanni. Laß uns überlegen."

„Ah, da werden wir aus unserer Noth erlöst Sieh, sieh, Natalie! Das alte Haus ist hoch bewohnt, und die Königin wohnt darin, und — da sind sie Alle, auch noch eine Hofdame, vielleicht gar eine Oberhofmeisterin, und, wenn auch eine Principessa, doch gewiß von gutem Adel, damit die Hof-Etiquette nicht leide, und das ist recht."

Von der Hauptfront des Schlößli kam eine Gesellschaft von fünf Personen in den Garten geschritten. Man sah sie Alle klar in dem Mondlichte.

Voran ging eine feine, schlanke, edle Frauengestalt, sie war ganz in Schwarz gekleidet.

„Die Königin!" sagten die beiden jungen Damen an dem Gitterthor.

Neben ihr, an ihrer linken Seite, war ein hoher, schlanker junger Mann. Die Königin hatte

seinen Arm genommen, sie stützte sich darauf im Gehen.

„Der Freiherr v. Alten, Natalie!“

Er war es.

Hinter den Beiden schritt ein sehr stattlicher, etwas starker alter Herr, und neben ihm links eine ältere, gleichfalls etwas corpulente Dame.

„Der alte Herr wird der Oheim der Königin sein, von dem der Onkel sprach, und die Dame neben ihm die Hofdame oder Oberhofmeisterin, die er ihr wohl gleich mitgebracht hat.“

Hinter diesen Beiden ging allein eine sehr lange, etwas gebückte Gestalt.

„Der lange Hauptmann ohne Namen, wie er leibt und lebt, Adjutant des alten Prinzen, wie der Onkel sagte oder meinte. Und so muß es wohl sein. Adjutantenlänge zurück, Friedensbedienter — O, Natalie, wenn der lange Hauptmann mein Geliebter wäre — Du fragst mich nicht einmal, wie ich auf den Gedanken komme?“

„Kannst Du Dir selbst Rechenschaft über alle Deine Einfälle ablegen, Nanni?“

„Nein! Es kann das auch wohl kein Mensch der Einfälle hat. Aber, wenn der Hauptmann mein Geliebter wäre, ich sähe ihn doch lieber da

hinter, als vorn an dem Arme der Königin. Bist Du nicht eifersüchtig, Natalie?"

„Sie ist ja eine Königin!"

„Eben darum, Schatz!"

„Und eine unglückliche Frau!"

„Eben darum, eben darum, Natalie! Oder denkst Du vielleicht, er erzähle ihr von Dir — sie sind im eifrigen Gespräche — er sagt ihr, daß auch er ein schönes und unglückliches Herz kenne, und wie sehr er dieses Herz liebe, und daß dies Herz auch ihn liebe, und wie sie Beide so unglücklich seien, weil sie sich lieben, und das Alles verschulde ein gewisser Herr Murschel, den Eure Maj— aber was ist denn das wieder? Ist doch kein Igel hinter uns, sondern — sondern gar unser böses Gewissen?"

„Ja!" sprach eine Stimme hinter ihnen.

Die beiden jungen Damen flogen entsetzt zur Seite, wie schon gestern, wie schon heute einmal.

Zehn Schritte hinter ihnen war ein dichter wilder Rosenstrauch. In ihm war es laut geworden, aus ihm kam das Ja hervor, und mit dem Ja eine Mannesgestalt.

Es war der alte Onkel der beiden Damen, der Junker Oberst von Wildegg. Warum hätte nicht auch er weiter neugierig sein dürfen?

„Ich bin verloren, Nanni. Er hat Alles gehört, was wir sprachen.“

Aber Nanni konnte nicht antworten. Sie zitterte am ganzen Körper.

So oft hatte sie zu der Freundin gesagt: Du darfst, Du sollst nicht Frau Murschel werden; ich sage es dem Onkel, ich sage ihm, daß Du den Anderen liebst! Jetzt hatte sie es ihm schon gesagt, und all' ihr kecker Muth war ihr auf einmal entfallen.

„Allmächtiger Gott! Ich allein trage die Schuld!“ jammerte sie nur.

Der Onkel stand bei ihnen.

„Kommt!“ sagte er.

Nur das eine Wort, und mit dem Worte wandte er sich dem Wege zu, der zurück nach der Weid führte.

Sie mußten ihm folgen.

Er ging schweigend vor ihnen her, nicht langsam, nicht rasch; er sah sich kein einziges Mal nach ihnen um.

„Was wird werden?“ mußte Nanni in ihrer Herzensangst der Freundin zuflüstern.

„Gott weiß es!“

Die bebenden Lippen Nataliens konnten wieder sprechen.

„Sein Schweigen ist mir entsetzlich, Natalie!“

„Seine ganze Ruhe, Nanni!“

„Wenn er nur Ein Wort sprechen möchte!“

„Still, daß er uns nicht hört!“

„Ich halte es nicht mehr aus, Natalie! Ich rede ihn an.“

„Um Gotteswillen, Nanni, reize ihn nicht.“

„Ich muß! — Onkel!“

Sie rief es mit dem ganzen Muthe, den sie hatte zusammennehmen können; groß war er wohl nicht.

Der Oberst wandte sich nicht um, antwortete nicht.

„Lieber Onkel!“ rief Nanni noch einmal.

„Was willst Du?“ fragte er, aber ruhig seinen Weg fortsetzend, ohne nach ihr umzublicken.

„Lieber Onkel, weißt Du, was uns an das Gitterthor führte?“

Er antwortete nicht.

„Darf ich es Dir erzählen, lieber Onkel?“

Sie erhielt wieder keine Antwort.

Sie erzählte trotzdem; sie rechnete wohl auf die Neugierde des alten Mannes.

„Wir waren zufällig hierher gekommen. Auf einmal hörten wir Menschen. Sie kamen so schleichend; sie flüsterten so leise. Sie konnten nur

etwas Schlechtes vorhaben. Wir verbargen uns. So vernahmen wir ihre Worte. Sie sprachen Italienisch. Sie waren Spione, ausgeschickt gegen die arme Königin, zu ermitteln, wie man sie von hier wieder entführen könne. Das wollten wir der Königin mittheilen; wir wollten sie warnen; wir mußten es."

Der Oberst erwiderte dem kleinen Fräulein kein Wort.

„Mußten wir es nicht, Onkel?" fragte sie.

Er antwortete:

„Ordentliche Mädchen laufen des Abends nicht —"

Er brach ab.

„Den Männern nach! hat er wohl sagen wollen, Natalie?"

„Nanni, was wird werden?"

Nanni nahm sich noch einmal zusammen.

„Aber die Königin ist in Gefahr, Onkel."

„Hat sie es Dir gesagt?"

„Aber die Spione."

„Haben sie Dich zu ihrem Vertrauten gemacht?"

„Wenn sie geraubt wird, Onkel —"

„In der freien, sicheren Schweiz werden keine Menschen geraubt."

Fräulein Nanni schwieg. Sie fand keine Seite,

an der sie den alten Herrn noch hätte anfassen können.

Sie erreichten schweigend die Weid. Dort sprach der Oberst wieder:

„Geht zu Bette!“

Damit wandte er sich von ihnen, ging in sein Zimmer.

Sie mußten in ihr Kämmerlein gehen.

Am vorgestrigen Abend hatten sie mit aller Macht ihrer Herzen sich danach gesehnt, allein in dem Kämmerlein zu sein, sich darin nach Herzenslust erzählen zu können. Jetzt waren sie allein darin; sie konnten sprechen, so viel sie wollten.

Sie warfen sich stumm auf die Stühle, die Eine in diese, die Andere in jene Ecke. Als sie dann sprachen, sprechen mußten, hatten sie nur die Fragen ohne Antwort: „Was wird werden? Was mag er vorhaben?“

Zuletzt kamen doch auch andere Fragen und darauf auch die Antworten.

„Er hat jedes Wort gehört, das wir sprachen, Natalie!“

„Leider!“

„Beide Male! Am Gitterthore und schon vorher an den Tannen.“

„Es ist kein Zweifel!“

„Was sprächen wir denn?“

„Von meiner Liebe zu dem Freiherrn.“

„Richtig! Und das erste Mal, wie Du in seine Arme sinken würdest, und darauf, wie er der Königin von seiner Liebe erzähle, und von Deiner, und daß Du nun Frau Murschel werden müßtest und daß Ihr darüber Beide zu Grunde gehen würdet!“

„Du, Du sagtest das Alles, Nanni!“

„Höre, Natalie, der Onkel ist ein sehr braver Mann!“

„Aber mit einem festen Willen.“

„Und er liebt Dich wie sein eigenes, einziges Kind!“

„Aber er liebt noch mehr sein Wort, seine Ehre!“

„Wäre doch dieser abscheuliche Murschel fallit!“

„Was sagst Du, Nanni?“

„Still, da kommt Jemand! Es ist die Tante.“

Es war die Tante, die zu ihnen kam.

„Tante, Tante, was bringst Du uns?“

Da gewahrten sie, daß die alte Frau ein fast verstörtes Aussehen hatte.

„Kinder, was ist dem Junker Oberst begegnet?“

„Was sagt er, Tante?“
„Er spricht kein Wort. Das ist es eben.“
Das war es eben.

XI.

Eine alte Excellenz und ein Messehörer bei dem alten Revolutionär.

Die Sonne schien klar über den See, in die Stadt, auf die Berge umher. Die Glocken auf den Thürmen der Stadt riefen zu den Kirchen. In den Straßen sah man schon die Kirchengänger; sie gingen langsam, still, man hörte ihre Schritte, denn man vernahm keinen anderen Laut an dem stillen Sonntagsmorgen, die Geschäfte ruhten und schwiegen, kein Wagen rollte durch die Straßen der Stadt.

Der alte Freiherr v. Alten zum Altenstein und sein getreuer Kemper schauten oben aus ihrem Fenster in dem Gasthof »zur Krone« in den klaren, stillen, feierlichen Sonntagsmorgen hinein.

„Die Leute müssen hier sehr fromm sein, Euer Gnaden.“

„Und ich begreife das nicht, Kemper. Sie sind doch nicht katholisch und die Polizei treibt sie nicht in die Kirchen.“

„Ich begreife hier Vieles nicht, Euer Gnaden. Polizei haben sie eigentlich gar nicht, und wie sie sogar ohne einen König fertig werden können!“

„Und ohne Adel, Kemper, und ohne Armee und ohne Gerichte, und im Grunde ohne Alles. Denn sie haben ja keinen einzigen Menschen, der sie regiert. Diese Bauern und Bürger sind Alles sich selbst. Gerichtspräsident war der alte Bauer, der mir gestern am Tische gegenüber saß, und in dem Seidenladen, in dem ich mir ein Tuch kaufte, wurde die Madame Frau Oberst genannt, und der Herr Oberst stand daneben mit seiner Elle und maß einer Dame ein seidenes Kleid ab, und der Gastwirth erzählte nachher, der Mann ist ein wirklicher Oberst, noch jetzt, habe im Sonderbundskriege sich ausgezeichnet und sei noch vor wenigen Jahren an der Spitze einer ganzen Brigade ausgerückt, als man in der Neufchateler Affaire einen Angriff der Preußen erwartet habe. Was für nichtsnutzige Zustände sind das, Kemper!“

Kemper hatte seine spitzen Lippen zu einem leisen spöttischen Lächeln verzogen.

„Hm, Excellenz, Sie sind ja sogar General!“

„Ich bin von Adel, Kemper, und messe nicht mit der Elle. Und dann, Kemper, war es mit

mir etwas Anderes, und die Wahrheit zu sagen —"

„Ja, ja, Euer Gnaden," unterbrach Kemper den alten Herrn, damit dieser sich nicht in böse Laune hineinreden möge.

Es hatte wirklich eine besondere Bewandtniß mit dem alten Herrn.

Die Freiherren Alten von und zum Altenstein waren ein sehr altes, sehr reiches und sehr angesehenes Adelsgeschlecht des Westfalenlandes. Auf der rothen Erde, namentlich so weit sie katholisch war, herrschten keine großen Sympathieen für das neue preußische Regiment. Insbesondere hielt sich der alte, reiche Adel spröde zurück; er hatte noch einen speciellen Grund, er wollte mit dem armen preußischen Offiziersadel nicht zusammengeworfen werden. Die Regierung suchte begreiflich die Bevölkerung, vor Allem den Adel, für sich zu gewinnen. So wurden Titel und Würden unter den vornehmsten Geschlechtern des Landes ausgetheilt, manchmal — mit Ironie gerade an die, die sie am wenigsten wollten. So war der Freiherr Clemens von Alten zum General der Landwehr ernannt, als Aeltester der Familie, und weil er einmal als ganz junger Junker ein halbes Jahr lang Lieutenant in der österreichischen Ar-

mee gewesen war. In preußische Dienste ging der katholische Adel des Landes grundsätzlich nicht, bevor das Land preußisch geworden war.

Es war also mit dem alten Edelmann wirklich etwas Anderes, als mit dem schweizerischen Obersten, und man ahnt auch, was er mit den Worten sagen wollte: und die Wahrheit zu sagen, Kemper.

„Aber es ist auch wohl für uns Zeit zur Kirche," meinte der Freiherr.

„Noch nicht, Excellenz, die katholische Kirche fängt erst in einer Stunde an."

„Ihr habt Euch erkundigt, Kemper?"

„Gewiß, Euer Gnaden."

„Ah, Ihr habt auf Eurem Register wohl noch Messen, die Ihr hier abmachen wollt?"

„Ich habe vor unserer Abreise zu Hause Alles besorgt."

Da müssen wir dem geneigten Leser auch sagen, was für eine Bewandtniß es mit dem Messehörer und seinem Register hatte.

In seiner Heimath gab es — und giebt es noch — viele fromme Herzen, besonders fromme Frauenherzen, junge und alte, vornehme und geringe, die oft allerlei Wünsche und Hoffnungen, Aengsten und Befürchtungen haben, sehr häufig

gerade nicht sehr fromme. Da geloben sie denn in ihrem stets frommen Glauben, so und so viele Messen zu hören, damit ihre Wünsche erfüllt, ihre Befürchtungen nicht zur Wahrheit werden. Nun ist der Mensch aber nicht immer in der Lage, seinen Gelübden nachzukommen, zumal hinterher, wenn der Wunsch erreicht, die Angst vorbei ist. Der ehrliche Mensch findet sich dann ab. So hörte auch der Messehörer Kemper die gelobten Messen für die gewissenhaften Frauenherzen; er führte ein genaues Register darüber und hatte sein gutes Auskommen davon, denn es verging selten ein Tag, wo er nicht ein Dutzend Messen zu hören hatte, und er bekam noch eine Menge von Herzensgeheimnissen schöner Frauen und Mädchen in den Kauf. Er war ein gewissenhafter und verschwiegener Mann, und vor seiner Abreise hatte er sein Register in Ordnung gebracht.

Mit dem alten Freiherrn war er dadurch in Verbindung, daß er auf Altenstein'schem Gebiete geboren und in seinem zwölften Jahre, als ein sehr geschickter und gescheidter Knabe, auf das Schloß zum Messedienen in der Schloßkapelle gekommen war. So hatte er sich auch dort für seinen späteren Beruf ausgebildet, und in diesem dann wohl manches Herzensgeheimniß des Schlosses

erfahren, vielleicht gar von der durchlauchtigsten Schwägerin des alten Freiherrn selbst, mit der sie jetzt so unerwartet und so unlieb zusammengetroffen waren.

„Aber das Dampfschiff wird bald kommen, Euer Gnaden," sagte Kemper.

Der bequeme Freiherr wußte, was der Messehörer, der die Ruhe nicht sehr liebte, damit wollte.

„In einer halben Stunde erst, Kemper."

„Aber es ist draußen so schön, Euer Gnaden."

„Auf dem Sopha hier ist es schöner."

„Wenn wir jetzt schon gehen, so können wir desto langsamer gehen, Euer Gnaden."

„Kemper, Ihr seid ein Quälgeist."

Aber damit stand der Baron von seinem Sopha auf, und sie gingen in die Stadt, an den See, zu dem Landungsplatz der Dampfschiffe.

Und es war draußen doch schöner, als auf dem Sopha in der Gasthofsstube. Auch der alte Herr schien wenigstens etwas davon zu ahnen.

„Wie mag das denn sein, Kemper? Auch bei uns scheint die Sonne so klar, und der Himmel ist eben so blau und auch eben so hoch, und unsere Glocken haben vielleicht ein besseres Geläute als die da, und wir haben grüne Bäume wie hier, und die schönen Kornfelder und die bunten Wiesen,

und es ist des Sonntags Alles so still und feierlich, Menschen und Thiere; nur die Vögel im Walde, und die Lerche, die über den Wiesen und Feldern hoch in der Luft fliegt, sind laut und fröhlich und stimmen in das Geläute der Glocken ein, und doch habe ich noch keinen so feierlichen Sonntagmorgen erlebt, wie heute; es ist mir so andächtig im Herzen, wie damals, als ich zum ersten Abendmahle ging. Wie mag denn das sein, Kemper?"

„Ich glaube, Euer Gnaden, weil hier Alles weiter und größer ist; bei uns können wir nur über graue Haiden hinwegsehen, und an ihrem Ende sehen wir nichts als ein paar Bauernhäuser und den dunklen Wald. Früher war auch noch ein Galgen da! Aber hier sind die hohen Berge und der weite See, und hinter dem See da ganz hinten alle die hohen Schneefirnen, die eine höher wie die andere, hoch in die Wolken hineingehend, daß man sie selbst für Wolken halten möchte, wenn man sie nicht so fest und so ewig dastehen sähe. Das, Euer Gnaden, macht uns hier den stillen Sonntagmorgen und das Glockengeläute so besonders feierlich. In dem großen Dome zu Münster mit seinen hohen Säulen und seinem langen hellen Schiffe bin ich auch immer andächtiger, als in der kleinen, dunklen Dorfkirche."

Der alte Herr schüttelte den Kopf.

„Es muß doch noch etwas Anderes sein, Kemper. In unserer kleinen, alten, dunklen Schloßkapelle bin ich oft viel andächtiger gewesen, als in dem großen, hellen Dome zu Münster."

„Die Stimmung, Euer Gnaden, thut auch etwas."

„Aber woher kommt diese Stimmung, Kemper? Das ist eben die Frage. Bei Euch kann ich es mir schon denken. Wer Euch am besten bezahlt, für den hört Ihr die Messe mit der meisten Andacht."

Das war freilich eine Bemerkung, die den Messehörer in Eifer brachte.

„O nein, Euer Gnaden, ich höre für den Aermsten und Geringsten meine Messe eben so andächtig, wie für den Reichsten und Vornehmsten, und noch wohl andächtiger, denn der arme Mann hat es am nöthigsten."

„Nun, das ist brav von Euch, Kemper. — Aber seht Euch einmal um, Kemper, da rechts! Steht da nicht der verdammte kleine Kerl wieder, der Italiener?"

„Wahrhaftig, Euer Gnaden. Er will sich zwar verbergen, aber ich sah deutlich den weißen spitzen Knebelbart."

„Es ist fatal, Kemper. Der Schuft folgt uns auf Schritt und Tritt. Was er nur will?"

„Er will durch uns den jungen gnädigen Herrn entdecken, Euer Gnaden."

„Gewiß, aber wozu? Die Mutter kann es nicht sein, nach dem, was der Herr Franke gestern sagte, und auch seine Wirthin, die Frau — Frau — Gott sei bei uns, wenn die in Preußen lebte — die Frau Mojorin würde nicht solche Angst haben. Was machen wir nun, Kemper? Der Mensch darf den Hermann nicht sehen, und da hinten kommt das Dampfschiff schon."

Der Messehörer sann nach. Er war nicht minder in Verlegenheit, als der alte Herr.

Wir erzählen unterdeß, was den Beiden am Tage vorher bei dem alten Flüchtling Franke begegnet war.

Auf der Polizei hatte einer jener unerklärlichen Umstände, die oft urplötzlich wie mit einem elektrischen Schlage das Gedächtniß des Menschen treffen und das längst Vergessene und Verlorene, was er Jahre lang mit allem Sinnen und Mühen vergeblich gesucht hatte, auf einmal hell und klar ihm zurückführen, vielleicht durch rein physiologische Einwirkung die kleinen Gehirnzellen aufschließen, in denen es verborgen war — ein solcher unerklärlicher

Umstand hatte den alten Baron v. Alten den Namen des Mannes wiederfinden lassen, von dem man auf der Züricher Post erfahren hatte, daß der junge Freiherr v. Alten in Italien sei, und bei dem also auch der gegenwärtige Aufenthalt des jungen Herrn zu ermitteln sein mußte. Der alte Herr und Kemper hatten darauf lange vergeblich nach einem Herrn Franke sich erkundigt. In einem Café hatten sie zuletzt erfahren, wer er sei und wo er wohne. Das war am gestrigen Nachmittage gewesen. Sie gingen sofort hin.

„Ein alter Flüchtling, Kemper! Ich bin neugierig, wie so ein Mensch aussieht. Bei uns sieht man keine Flüchtlinge. Und ein alter Revolutionär dabei! Junge Burschen, die Revolution machen wollten, sah man bei uns wohl — im Jahre 1848 — es war bald vorbei. Aber die Flüchtlinge hier treiben das Ding noch immer, die vielen Jahre schon, sinnen immer nur auf den Umsturz der Throne, brüllen den ganzen Tag: Fürsten zum Lande hinaus! und heulen in der Nacht: Eigenthum ist Diebstahl! — Hört, Kemper, Ihr könnet mir wohl einen Gefallen thun."

„Was ist's, Euer Gnaden?"

„Sagt bei dem Menschen nicht Excellenz zu mir, auch nicht Euer Gnaden! Solch ein alter,

wilder Revolutionär — sie haben einen Haß gegen den Adel, gegen Titel — man kann nicht wissen —"

„Es wird so schlimm nicht sein, Euer Gnaden!"

„Besser bewahrt, als beklagt, Kemper!"

Sie erreichten das kleine, freundliche, etwas abgelegene Haus, in dem die Frau Lang und bei dieser der alte Franke wohnte.

„Freundlich sieht es wohl aus, Kemper. Aber es liegt so verzweifelt einsam! Und seht, da hinten fließt gleich der tiefe Canal. Hier kann es um Einen geschehen sein, ohne daß es ein Mensch hört, und in dem Wasser wird nicht einmal die Leiche wiedergefunden. Der Mensch scheint sich so recht diesen Schlupfwinkel wie zu einer Mausefalle gewählt zu haben. Aber wir müssen nun einmal hinein. Seid nur auf Euer Hut, Kemper, und habt vor allen Dingen keine Furcht, denn in der Furcht sieht der Mensch nichts mehr."

Sie mußten hinein in das freundliche, einsame Haus.

Unten im Hause trafen sie Jemanden.

„Wohnt hier die Frau Lang?"

„Die Frau Major Lang? Eine Treppe hoch!"

„Potz Mäuslein, Kemper. Bei einer Frau Majorin wohnt er! Die müßte also auch von Adel sein!"

„Euer Gnaden, hier sind ja Schuster und Schneider Majore und Obersten!“

„Es ist wahr. Wir sind ja hier in einer Republik!“

Sie stiegen die Treppe hinauf. Oben kam ihnen die Frau Lang entgegen, die schlichte, einfache, fast ärmlich gekleidete Bürgersfrau. Der alte Edelmann zog doch höflich den Hut vor ihr.

„Wohnt hier ein Herr Franke, Frau —?“

Frau Majorin konnte er aber dennoch nicht aussprechen, und Frau Lang schlechtweg konnte er auch nicht zu der feinen, alten Frau sagen, die doch nun einmal eine Majorin war.

„Ja,“ sagte die Frau. „Aber er ist unwohl.“

„Ich hätte ihn so dringend zu sprechen.“

„Darf ich um Ihren Namen bitten?“

„Hm, hm, Frau — Madame, kommt zu dem Herrn Franke wohl ein junger Mann, Namens Freiherr v. Alten?“

„O gewiß,“ sagte die Frau lebhaft.

„Ich bin sein Oheim.“

„Da wird der Herr Franke sich freuen.“

Sie ging in das Stübchen des Herrn Franke, kam gleich zurück und ließ die beiden Herren eintreten.

„Es läuft mir doch etwas über den Rücken, Kemper,“ sagte der alte Herr leise.

Da sah er das ehrliche und milde Gesicht des alten Franke, der krank auf seinem Sopha lag, und der Kranke rief ihm freundlich entgegen:

„Sie sind der Onkel Hermann's! Seien Sie mir willkommen! Sie sind ein braver Mann und haben einen braven Neffen.“

„Hm, hm, Herr Franke, Sie sind Freund meines Neffen?“

„Ja, mein Herr, seit seinen Kinderjahren war ich hier sein Freund und Erzieher.“

„Hm, hm, auch sein Erzieher?“ sagte der alte Herr doch etwas bedenklich.

„Und sein Freund bin ich geblieben.“

„Ja, ja, Herr Franke, es freut mich, denn da komme ich ja bei Ihnen wohl recht. Ich suche meinen Neffen, um ihm eine sehr wichtige Nachricht mitzutheilen. Ich habe blos darum die weite Reise aus Westfalen hieher gemacht, und ich wollte bei Ihnen —“

In diesem Augenblick trat die Frau Lang in die Stube. Sie sah verlegen, erschrocken aus.

„He, Frau Lang, was giebt's?“ rief der Kranke.

Die Frau warf einen bedenklichen Blick auf die beiden Fremden. Dann trat sie zu dem

Kranken und sagte ihm leise etwas ins Ohr. Der Kranke hörte ihr aufmerksam zu.

„Gut, Frau Lang."

Die Frau ging wieder.

Sie hatte dem Kranken etwas mitgetheilt, was sie beunruhigte. Einen Augenblick lag er auch nachdenklich. Dann warf er einen mißtrauischen Blick auf die rothen Haare des Messehörers, aber kaum eine halbe Secunde lang. Dann sagte er zu dem Freiherrn:

„Kennen Sie einen italienischen Polizeibeamten und Spion Namens Pietri?"

Er sah dem alten Herrn dabei voll und scharf ins Gesicht.

Er sah ein ehrliches Gesicht, und fuhr nun weiter fort:

„Ein kleiner, alter Kerl, mit einem schneeweißen, spitzen Knebelbart in dem Spitzbubengesicht!"

„O, o, Kemper!" sagte der Freiherr zu dem Messehörer.

„Sie kennen den Schurken also?"

„Er war gestern auf der Polizei, als ich mich dort zuerst nach meinem Neffen erkundigte."

„Und er hörte das?"

„Er hörte es und es kam uns vor, als wenn

er dabei aufgepaßt hätte, und heute haben wir ihn ein paarmal auf der Straße hinter uns gesehen; es fällt mir jetzt auf."

„Ja, Herr Baron, und er hat Sie auch jetzt wieder verfolgt. Die Frau Lang hat ihn soeben gesehen. Er steht da unten hinter den Bäumen und blickt lauernd herauf; die brave Frau hatte gemeint, Sie steckten mit ihm unter einer Decke."

„Aber was will der Mensch denn, Herr Franke? Hat er etwas mit meinem Neffen?"

„Zum Donnerwetter, ja!"

„Und was ist es?"

Der Herr Franke besann sich.

„Hören Sie, Herr Baron," sagte er dann, „nehmen Sie sich vor dem Menschen in Acht, er darf nicht wissen, wo Ihr Neffe ist, unter keinen Umständen."

„Aber was ist es denn, Herr Franke? Sie machen mir Angst."

„Ja, ja! Was es ist, kann ich Ihnen nicht sagen. Aber ich habe eine dringende Bitte an Sie. Sie wollten von mir erfahren, wo Ihr Neffe Hermann ist?"

„Darum kommen wir zu Ihnen."

„O, Sie Beide —!"

Der Herr Franke warf doch noch einmal einen

mißtrauischen Blick auf die rothen Haare des Messehörers.

„Ich stehe für ihn ein, Herr Franke," sagte der Freiherr. „Er ist unser Messehörer."

„Messehörer? Donnerwetter —! Aber der Hermann wird es mir erklären. — Hören Sie, Ihr Neffe Hermann ist nicht in Zürich. Wo er ist, darf ich Ihnen nicht sagen, denn es steht mit einem anderen Geheimniß in Verbindung. Aber morgen früh um 8 Uhr wird er mit dem Dampfschiff zur Stadt kommen. Sein erster Gang sollte hieher zu mir sein, und nun hat der Schuft, der Pietri, durch Sie seine Fährte hieher gefunden. Er darf nicht zu mir kommen. Gehen Sie also morgen früh bei Zeiten zu dem Landungsplatz der Dampfschiffe, auf das Bauschänzli, und so wie sie ihn treffen, sagen Sie ihm Alles von dem Pietri, was Sie gestern und heute hier von ihm gesehen und gehört haben, und sagen Sie ihm, daß er nicht zu mir komme, und daß er mir schreibe oder durch Sie sagen lasse, was weiter werden solle. Und dann noch Eins, Herr v. Alten. Ich sehe, Sie führen da ein tüchtiges spanisches Rohr bei sich. Wenn der Signor Pietri Ihnen einmal so nahe kommen sollte, daß Sie ihn damit erreichen können, so geben Sie

dem Schurken damit einen Denkzettel, den er in seinem Leben nicht vergißt. Und nun, mein lieber Baron, Adieu für heute. Die Geschichte hat mich alterirt, und Sie sehen, ich bin ein altes gebrechliches Haus, das leicht einfallen kann."

Der alte Herr hatte eine solche Behandlungsweise wohl noch nie erfahren. Er war förmlich consternirt.

„Hm, hm, ich danke Ihnen, Herr Franke, und wünsche Ihnen gute Besserung."

„Haben Sie besten Dank, lieber Herr."

Der Baron und sein getreuer Kemper gingen.

„Potz Mäuslein, Kemper, der machte wenig Façon: Herr v. Alten, lieber Baron, zuletzt gar lieber Herr! Und dabei wies er Einem geradezu die Thür."

„Ja, Euer Gnaden, diese Flüchtlinge sind verwegene Menschen."

„Gefährliche, gefährliche, Kemper! Wenn zu dem sich einmal ein König verliefe!"

„Aber, Euer Gnaden, vergessen wir den italienischen Spion nicht."

„Und Polizeibeamten, Kemper! seht Ihr ihn noch?"

Sie waren wieder draußen, Kemper hatte sich nach allen Seiten umgesehen.

„Nein, Euer Gnaden. Er wird sich davongemacht haben."

„Aber, Kemper, was hat der Mensch mit dem Hermann? Man sah dem Herrn Franke die Angst an."

„Gott weiß es, Euer Gnaden!"

„Und noch von einem anderen, also einem zweiten Geheimnisse sprach er! Diese Revolutionäre scheinen nichts als schwarze, mitternächtliche Geheimnisse zu haben, Stilet und Dolch, Terzerole und Revolver, Fürstenmord und Brunnenvergiftung. Mein armer Bruder ist darunter zu Grunde gegangen. Und nun fängt der Hermann von neuem an. Aber ich werde ihn warnen."

Das war am Tage vorher dem Baron und dem Messehörer bei dem alten Revolutionär Franke begegnet. Und nun, in dem Augenblicke, als sie den Gesuchten finden sollten, als sie in der Ferne auf dem See das Schiff schon sahen, das ihn zu ihnen bringen sollte, stand der italienische Polizeibeamte wieder hinter ihnen, mußte ihnen also wieder auf Schritt und Tritt gefolgt sein, machte keine Miene, sich zu entfernen.

„Was machen wir nun, Kemper?" hatte der Baron gefragt. Der Messehörer hatte wohl einen Gedanken.

„Euer Gnaden, der Herr Franke wies auf Ihr spanisches Rohr hin. Sie tragen es wieder bei sich."

Aber der Baron entsetzte sich.

„Seid Ihr toll, Kemper? Die Polizei —"

„Wir sind ja in einer Republik. Da haben sie keine Polizei. Wir wollen auch davon profitiren."

Der Baron theilte, wenigstens jetzt, die Ansichten nicht, die der Messehörer Kemper von der Republik hatte.

„Schafft einen andern Rath, Kemper."

Kemper hatte einen. Er sollte sie freilich nachher noch recht in die Enge führen. Aber wer kann Alles vorhersehen?

„Zuerst, Eure Gnaden, sehen wir nicht mehr nach dem Menschen und nicht nach dem Dampfschiffe."

„Das läßt sich hören, Kemper."

„Sodann gehen wir von hier fort und theilen uns; er kann dann nur Einem von uns folgen, und der, der ihn nicht hinter sich sieht, kehrt hieher zum Dampfschiffe zurück."

„Potz Mäuslein, Kemper, das war ein vernünftiger Gedanke. Gehen wir."

Der Landungsplatz für die Dampfschiffe des

Züricher Sees ist an dem sogenannten Bauschänzli, einer kleinen runden Insel im See, die durch eine schmale Brücke für Fußgänger mit dem Festlande verbunden ist. Ihr gerade gegenüber liegen die sogenannten Anlagen, ein reizendes, kleines, von Spaziergängen durchschnittenes Gebüsch. Unmittelbar jenseits der Anlagen befindet sich das Hôtel Baur am See. Der Baron und Kemper verließen das Bauschänzli. Sie sahen sich weder nach dem Dampfschiffe, noch nach dem Italiener um, der auf der kleinen Insel unter den Bäumen sich verborgen hatte. Sie gingen in die Anlagen. In dem Gebüsche wandte der Messehörer den Blick zurück.

„Er folgt uns, Euer Gnaden. Jetzt geht Einer von uns links an dem See entlang und der Andere rechts nach dem Hôtel Baur zu. Wohin wollen Sie?"

„Wohin soll ich, Kemper?"

„Gehen Sie nach dem Hôtel zu. Dahin wird er am wenigsten folgen. Sie können dann sogleich umkehren, während ich ihn weiter in die Irre führe."

Das war für den bequemen alten Herrn einleuchtend und entscheidend. Sie kehrten Beide in die offene Straße zurück. Hier trennten sie

sich. Der Baron ging auf das Hôtel Baur zu; Kemper wandte sich zum See hin. Aber der Signor Pietri folgte nicht dem Messehörer. Er hatte ebenfalls und ganz wie jene Beiden, als wenn er an dem schönen Sonntagmorgen eine Promenade mache, das Bauschänzli verlassen und schlug, langsam schlendernd, den Weg ein, den der alte Baron nach dem Hôtel Baur hin ebenfalls mit langsamen Schritten verfolgte. Der Baron sah sich einmal um und gewahrte den Verfolger.

„Donnerwetter, was mache ich nun? Der Kerl wird mich zu Tode hetzen durch die ganze Stadt, in der heißen Sonne."

Es kam ihm ein Gedanke. Er stand vor dem Hôtel Baur. Da hinein! Da wird er mir doch nicht folgen. Er ging auf den Hof des Hôtels, nach dem großen Säulenportal hin. Aber der Italiener folgte ihm.

„Was nun? Das ist ein grundfrecher Bursch! In's Hôtel kann ich nicht. Was könnte ich sagen, was ich da wolle? Zurück kann ich nicht. Der Mensch würde merken, daß ich ihm entkommen wollte. — Ach, dorthin!"

Links am Hofe war der Garten des Hôtels. Da hinein ging der Baron.

„Hoffentlich ist da hinten ein Ausweg, daß ich ihm ganz entgehe."

Der Garten des Hôtel Baur am See in Zürich ist ein kleiner, aber der reizendste Park der Welt, mit seinen grünen Rasenplätzen, seinen krausen Gebüschen, seinen bunten Blumenbeeten, seinen dunklen Laubengängen, vor Allem aber mit jenem Platze unter den Linden unmittelbar am See, der weit daliegt, mit seinem klaren, grünen Wasser, seinen wundervollen Ufern, den hohen Schneebergen im Hintergrunde.

Es war an dem stillen Sonntagmorgen auch in dem Garten still. Der Baron sah keinen Menschen, als er hereintrat. Er schlug sich in ein Gebüsch, das zur Seite lag.

„Da sieht er mich nicht! Und hier an der Seite könnte ein Ausgang sein!"

Er ging weiter. Er hörte Schritte hinter sich.

„Der Kerl folgt mir wahrhaftig auf dem Fuße."

Sich umzusehen wagte er nicht. Er verdoppelte seine Schritte.

Auf einmal stand er still, wie erstarrt.

Er hatte das Ende des Gebüsches erreicht und stand an einem offenen Platze. Zwei Reihen Linden durchschnitten den Platz, ein eisernes Gitter jenseits der Linden grenzte ihn ein, trennte ihn von dem See, dessen Wellen leise plätschernd an das Ufer schlugen, der sich weit, weit aus-

dehnte, zu beiden Seiten mit seinen schönen Ufern, in weiter Ferne mit seinem Kranze der ewigen Schneealpen.

Und unter den Linden des Platzes standen Bank an Bank und Stuhl an Stuhl, und alle Bänke und alle Stühle waren besetzt. Herren und Damen saßen darauf, hochgeputzt, aber stumm und unbeweglich, und starrten in die Lüfte oder in die rothen und blauen Bücher, die sie vor sich auf dem Schooße liegen hatten, oder auf den feinen Sandkies zu ihren Füßen. Und sie waren Alle so häßlich, Herren und Damen, jung und alt; die Herren hatten so rothe oder so graue Gesichter unter den hohen, grauen Cylindern, und die Damen in den schweren seidenen Kleidern so lange und rothe Nasen und so erschlaffte Locken.

So saßen sie da, ohne Leben, an Geist und an Körper ohne Leben, auf einem der schönsten Punkte der Erde.

Den alten Baron ergriff es wie ein Schauder.

„Wie kommt denn das Wachsfiguren-Cabinet hieher?“

Der gute Baron.

Es waren die Engländer des Hôtel Baur, die so die schöne Gegend genossen, in die Luft, in die Bücher, in den Sand starrend; des Abends

um halb sieben, wenn sie von ihrem Diner kommen, schlafen sie dort gar.

Den Baron hatte ein Schauder ergriffen. Er wollte vor den Wachsfiguren umkehren; aber hinter ihm waren die Schritte.

Rechts lag ein anderes Gebüsch. Er wollte hineineilen; aber aus dem Schauder kam er in das Entsetzen.

Auf einer Bank, fast unmittelbar vor ihm, saß seine durchlauchtige Schwägerin mit der jüngeren Dame und dem vornehmen geistlichen Herrn, in deren Gesellschaft sie vorgestern angekommen war. Sie waren in angelegentlichem Gespräch.

Der Baron flog zurück.

„Potz Mäuslein, wenn mich die gesehen hätten! Hatte ich sie doch ganz vergessen!“

Ein dunkler Laubengang öffnete sich nach einer anderen Seite. Der Baron stürzte hinein.

„Da werde ich ja endlich sicher sein, und da wird sich auch wohl ein Ausgang finden.“

Er wollte den Gang entlang eilen. Da überfiel ihn ein Schreck, der ihm die Glieder lähmte.

„Herr Baron! Euer Gnaden!“

Eine Frauenstimme rief es.

„Frau Menges, hole sie der Teufel!“

„Gott sei bei uns, Euer Gnaden!“

Der dunkle Gang hatte Nischen. In einer der Nischen saß die Kammerfrau der Freifrau v. Alten zum Altenstein, die der Baron seine durchlauchtige Schwägerin nannte. Der Baron hatte sie nicht gesehen, sie sah ihn, rief ihn überrascht, freudig an. Da hatte er ihr angewünscht, der Teufel möge sie holen.

Und wie er hatte sprechen können, war er auch nicht mehr gelähmt. Er flog den Gang hinunter.

Die Frau Menges sah ihm fast erschrocken nach.

„Hat der arme Baron den Verstand verloren? Viel brauchte er freilich nicht zu verlieren.“

Am Ende des Ganges sah sich auch der Baron um. Er sah den Italiener.

Aber der Signor Pietri verfolgte ihn nicht mehr, blickte ihm nur mit einem höhnischen, triumphirenden Lächeln nach und ging höflich auf die Frau Menges zu.

„Da habe ich schöne Geschichten gemacht,“ sagte der Baron. „Nun ist Alles vorbei. Von der Menges wird er erfahren, was er will, und dann hat er den Hermann. Aber warum will er ihn haben? — Und was mache ich nun?“ fragte er sich dann. „O, vorbei ist doch einmal Alles! Und der Mensch folgt mir ja auch nicht mehr.“

Er kehrte zu dem Bauschänzli zurück. Das Dampfschiff hatte gerade gelandet. Der junge Freiherr Hermann v. Alten war auf dem Schiffe und stieg an's Land. Der Messehörer mußte ihn doch zweifelhaft ansehen. Der Knabe war nur noch in seinem Gedächtniß; aber er erkannte die Familienzüge.

„Euer Gnaden, Herr Baron v. Alten?"

Der Messehörer hatte sich seit zehn oder zwölf Jahren wohl wenig verändert.

„Kemper, Ihr? Wie kommt Ihr hieher?"

„Euer Gnaden kennen mich also noch?"

„Euch und meinen braven Onkel!"

Der alte Baron war herbeigekommen, stöhnend, schweißtriefend.

Der junge Freiherr flog zu ihm, schloß ihn in seine Arme.

„Onkel Clemens! Lieber Onkel Clemens! Welche Freude, Dich hier zu sehen!"

„Aber, Junge, Hermann, laß mir das Restchen von Leben, das ich noch habe. Der verdammte Italiener — die Frau Menges — Deine Mutter —!"

„Was, Onkel?"

„Ja, ja, sie sind Alle hier."

„Meine Mutter? Wo ist sie?"

„Nicht weit von hier — in dem Hôtel Baur dort.“

„Gehen wir zu ihr, Onkel!“

„Hm, Du hast es verdammt eilig. Weißt Du, warum Deine Mutter hier ist? Sie sucht Dich auf —“

„Um so mehr, Onkel.“

„Und weißt Du, warum sie Dich aufsucht? Du hast Deinen Prozeß gegen sie gewonnen.“

Einen Augenblick stand der junge Mann überrascht.

„Um so mehr, Onkel,“ sagte er dann noch einmal.

Der alte Baron aber wurde ärgerlich.

„Ei, zum Kuckuk, Junge, so höre mich doch erst an. Du hast Deinen Prozeß gewonnen, schon vor acht Tagen. An sie hat es den nämlichen Tag ihr Advokat geschrieben, wohl gar telegraphirt. Dir konnte es Niemand mittheilen, weil kein Mensch wußte, wo Du Dich in der Welt herumtriebst. Auch das war zu Hause bekannt, und der Advokat Deiner Mutter wußte es, und er hat es ihr hieher gemeldet. Und sie, Hermann? Sie ist zwar Deine Mutter, aber ich kenne sie und auch andere Leute kennen sie, und wir waren keinen Augenblick in Zweifel darüber, daß sie Dich

aufsuchen, Deine Unkenntniß von der Lage des Prozesses benutzen und Dich, der Du ein zu guter Sohn bist, zu einem nachtheiligen Vergleiche verleiten würde. Da machte ich mich selbst auf, mit dem Kemper, um Dich zu suchen und zu warnen. He, willst du noch auf der Stelle zu ihr?"

„Ja, Onkel, auf der Stelle."

„Um Dich von ihr betrügen zu lassen?"

„Onkel, ich glaube, ich bin seit vier Wochen großjährig."

„Leider Gottes! Da bist Du Dein eigener Herr, und ich bin nicht mehr Dein Vormund, und was Du mit ihr abmachst, wozu sie Dich verleitet, das ist vor den Gesetzen gültig."

„Habe keine Sorge für mich, mein lieber Onkel. Noch besser, begleite mich zu ihr."

„Für kein Geld in der Welt, mein Junge."

„So muß ich allein gehen. Wo treffe ich Dich nachher?"

Aber dem Onkel war etwas Anderes eingefallen.

„He, Hermann, mein Junge, kennst Du einen Menschen, Namens Pietri?"

Der junge Freiherr verfärbte sich und antwortete nicht sogleich.

„Ein italienischer Polizeimann und Spion?"

Der junge Mann war bläſſer geworden. Der alte Herr ſah es.

„He, he, Hermann, was haſt Du mit dem Menſchen? Was hat er mit Dir?“

„Nichts, Onkel!“

„Und warum antworteſt Du mir das ſo zaghaft? Warum wollte Dir das Wort nicht heraus?“

„Ich habe nichts mit ihm, Onkel!“

„Hm, Hermann, ich will auch nicht hoffen, daß die Polizei meinen Neffen verfolgen muß, und wenn es auch nur die italieniſche wäre. Aber hinter Dir her iſt der Menſch, und um Deinetwillen iſt er ſeit geſtern auf Schritt und Tritt hinter mir und dem Kemper; und auch Dein Freund, der alte Franke, bei dem wir geſtern waren, um uns nach Dir zu erkundigen, und von dem wir erfuhren, daß wir Dich hier treffen würden — nebenbei bemerkt, Hermann, der alte Mann iſt ein grober Burſch; ein ſo gefährlicher Fürſtenmörder, wie dieſe Revolutionäre und Flüchtlinge ſein ſollen, ſcheint er mir aber nicht zu ſein — nun, auch der meinte, der Pietri dürfe Dich nicht ſehen, und er trug mir dringend auf, Dir das zu ſagen. Und jetzt habe ich Dir noch zu ſagen, daß der Italiener uns auch auf dem Wege hieher verfolgte, und daß wir zwar durch eine Kriegsliſt

ihn hinweggelockt haben, daß er aber gerade da am Hôtel Baur ist, wo Du ihm also schnurstracks in die Hände laufen würdest."

Der junge Mann war nachdenklich geworden. Der alte Herr sah es nicht. Er hatte noch mehr auf dem Herzen und er war nicht der Mann, der, wenn er etwas auf dem Herzen hatte, an Andere denken konnte.

„Hm, Hermann, kennst Du auch einen Marchese Cavagni?"

Den jungen Mann durchzuckte es wiederum.

„Meine Mutter kennt ihn."

„Ja, ja, sie ist mit ihm hier —"

„Mit ihm —?"

„Und mit einer schönen jungen Dame — ich sah sie noch vor einer Weile. Aber wer ist denn dieser Marchese Cavagni? Wir sahen ihn vorgestern mit Deiner Mutter ankommen. Er war in der Tracht eines hohen Kirchenprälaten. Ich war neugierig auf ihn geworden. Aber da stand in dem Fremdenblatt — oder Tageblatt, wie sie es hier nennen — nichts als: Marchese Cavagni, aus Italien, drei Personen und Bedienung."

Der junge Mann antwortete auf die Frage des alten Herrn nicht. Er stand in tiefen Gedanken.

„Ich muß zu meiner Mutter," sagte er. „Ich muß. Sie ist meine Mutter. Wo finde ich Dich, Onkel?"

„In der »Krone» da drüben."

Der junge Freiherr ging mit ruhigem Schritte zum Hôtel Baur am See.

Der alte Baron sah ihm mit bedenklichem Kopfschütteln nach.

XII.

Mutter und Sohn.

„Frau von Alten?" fragte der junge Freiherr Hermann von Alten den Portier im Hôtel Baur am See.

„Logirt nicht hier."

„Doch. Sehen Sie nach."

Der Portier sah in seinem langen Verzeichnisse der in dem Hôtel logirenden Fremden nach.

„Logirt nicht hier," wiederholte er.

„Marchese Cavagni denn?"

„Ah! Salons der ersten Etage."

Der junge Freiherr stieg die Treppe hinauf.

„So ist sie in der Gewalt dieses Mannes!

Oder sollte sie einen besonderen Grund haben, ihren Namen hier zu unterdrücken?"

Er erreichte die erste Etage.

An den breiten Corridors liegen dort fürstliche Salons und Gemächer. Nur die vornehmsten und reichsten Fremden pflegen sie einzunehmen.

Der junge Mann machte keine Bemerkung darüber, daß er hier seine Mutter bei dem fremden Manne suchen solle.

Ein Kellner war in dem Corridor stationirt, die Befehle der Fremden zu empfangen.

„Frau von Alten?" fragte er auch hier.

Der Kellner des Corridors mußte sie doch kennen, und er wollte ja zu seiner Mutter und nicht zu dem fremden Marchese.

Der Kellner sah ihn fragend an, als wenn er ihn nicht verstanden hätte.

In dem Augenblicke öffnete sich eine Seitenthür. Eine ältliche Frau erschien darin.

„Frau Menges!" rief der Freiherr.

Die Kammerfrau kam näher.

„Mein Gott — Sie sind es wirklich, junger, gnädiger Herr? Wie sind Sie groß und schön geworden, und —"

Sie schwieg; sie hatte mehr gesehen, als daß

der junge Mann groß und schön geworden war. Auch sie hatte den Freiherrn seit seinen Knabenjahren nicht wiedergesehen. Sie war mit ihrer Herrin seitdem theils auf den Familiengütern in Westfalen, theils auf Reisen in Italien gewesen; nur Zürich hatten sie nicht berührt. Der junge Freiherr aber hatte bis zum Tode seines Vaters nur in Zürich gelebt, und später hatte er auch wohl zeitweise in Italien sich aufgehalten, aber mit seiner Mutter war er dort nicht zusammengetroffen. Nach langen Jahren stand jetzt plötzlich der junge Mann vor ihr, groß und schön, aber so sonderbar, mit einem so tiefen Schmerze, mit einer so eigenthümlichen, fast fieberhaften Angst in jedem seiner Züge. Sie mußte ihn darauf ansehen. Sie wurde still.

„Führen Sie mich zu meiner Mutter, Frau Menges," bat er sie.

Sie sann rasch über etwas nach.

„Hat Jemand Sie hier oben gesehen, gnädiger Herr?"

„Nein."

„Darf ich Sie dann zuerst in mein Stübchen führen?"

„Gehen wir hin."

Sie führte ihn in das Stüchen, aus dem sie gekommen war.

„Gnädiger Herr, ein paar Worte, ehe Sie zu Ihrer Frau Mutter gehen. Es ist nicht Alles, wie es sein sollte.“

„Und was ist es, Frau Menges?“

„Gnädiger Herr, Sie wissen, wie lieb ich Sie immer gehabt habe. Ich habe Sie als Kind auf den Armen getragen. Es war mir immer, als müsse ich Ihnen die Liebe ersetzen, die Sie anderswo hätten finden sollen.“

„Ich weiß es, Du gute alte Menges, und ich war Dir immer dankbar dafür.“

Der junge Mann drückte der alten Frau die Hand. Die alte Frau küßte weinend die seinige.

„Gott lohne es Ihnen, lieber gnädiger Herr, daß Sie wieder alte Menges und Du zu mir sagen. Und nun hören Sie mich. Alles darf, kann ich Ihnen nicht sagen. Es ist Ihre Mutter. Aber Sie hat es nicht gut mit Ihnen vor. Seien Sie auf Ihrer Hut. Der Marchese —“

„Wer ist dieser Marchese Cavagni, Menges?“

„Er ist — Gnädiger Herr, Sie haben einen Bruder.“

„Wie?“

„Einen jüngeren Bruder — in Italien —“

„Und wer ist dieser Marcheſe?“

„Ein vornehmer Prälat —“

„Und was ist er meiner Mutter?“ —

Eine kleine Glocke in dem Stübchen läutete.

„Ihre Mutter ruft mich, gnädiger Herr.“

„Antworte mir, Menges!“

„Ich muß zu ihr. Sie darf nicht wissen, daß ich allein mit Ihnen war, daß ich Sie gesprochen habe. Kommen Sie. Ich melde Sie an.“

Sie eilte aus dem Stübchen und ging in ein gegenüberliegendes Zimmer. Der junge Freiherr folgte ihr bis in den Corridor. Er war in großer Aufregung.

Nach einer Weile kam die Kammerfrau zurück, aber aus einer anderen Thür.

„Ihre Durchlaucht erwartet Euer Gnaden.“

Sie sagte es laut, hastig; und leise setzte sie hinzu:

„Seien Sie auf Ihrer Hut. Verrathen Sie mich nicht. Bleiben Sie ruhig.“

Sie ließ ihn in das Zimmer treten, aus dem sie gekommen war. Es war einer jener fürstlichen Salons des Hôtels.

Der junge Mann hatte sich zusammengenommen, als er eintrat. Er mußte, er wollte ruhig sein, auch ohne die Ahnung der Kammerfrau.

Es war ihm noch mehr geboten. Er stand in dem Zimmer nicht seiner Mutter gegenüber. Ein Fremder, ein hoher, schöner Mann in geistlicher Kleidung, trat ihm entgegen, ernst, ruhig, würdig. Er blickte mit den ernsten Zügen forschend in das Gesicht des jungen Mannes. In dem jungen Freiherrn wollte etwas aufzucken, in seinen Augen etwas aufflammen. Er vermochte sich zu beherrschen.

„Baron von Alten?“ fragte der Fremde.

„Ja.“

„Sie suchen Ihre Mutter?“

„Und ich hoffte, sie hier zu finden!“

„Sie werden sie später sehen. Sie hat mich beauftragt, Sie hier zu empfangen.“

„Und wen habe ich die Ehre — mein Herr?“

„Ich bin der Marchese Cavagni.“

„Sie sind ein Würdenträger der Kirche, Herr Marchese?“

„Ich bin ein Diener Gottes. Und, mein Herr, als solcher hat Ihre Mutter mir ihr Vertrauen

geschenkt und mir jetzt die schwere Aufgabe gestellt, mit Ihnen zu sprechen."

„Anstatt des Mutterherzens?"

„Ja, mein Herr. Ja —"

Stimme und Züge des Geistlichen wurden ernster, wurden strenge.

„Ja! Es gibt Dinge, die das Mutterherz nicht aussprechen kann — es wird ihm zu schwer — und die dennoch ausgesprochen werden müssen.

Der junge Freiherr verfärbte sich leicht.

„Sie fühlen die Wahrheit meiner Worte, mein Herr?"

„Was hätten Sie mir zu sagen, mein Herr Marchese?"

„Herr Baron, Sie waren im verflossenen Winter am Lago Maggiore?"

Durch den ganzen Körper des jungen Freiherrn zuckte es heftig. Er konnte dem diesmal nicht wehren.

„Wozu die Frage?" preßte er hervor.

Der Marchese blieb kalt, ernst, strenge.

„Sie waren da. Sie nahmen dann einen längeren Aufenthalt in Novara!"

„Und?" fragte der junge Mann, der sich wieder zu sammeln suchte.

„Sie waren da unter einem fremden Namen."

Der Freiherr antwortete nicht.

Der Prälat fuhr mit seiner klaren, ernsten Ruhe fort, in Pausen, jedesmal eine Antwort des jungen Mannes erwartend, ohne eine einzige zu erhalten.

„Sie machten dort die Bekanntschaft einer Dame! Sie hatten sie schon am See kennen gelernt, wo sie sich mit ihrem Manne aufgehalten hatte, denn sie war vermählt."

„Sie war es, mein Herr, sie ist es nicht mehr."

„Ich kann Ihnen auch den Namen der Dame sagen: Signora Beatrice Benetti. Sie waren ihr nach Novara gefolgt. Sie suchten sie später, im Frühjahre, wieder auf. Darauf starb der Gatte der Dame. Er war ermordet. — Aber warum haben Sie kein Wort der Erwiderung, mein Herr?"

Der junge Freiherr war leichenblaß geworden, man sah seine Glieder zittern, auch nur ein einziges Wort der Erwiderung war ihm unmöglich gewesen. Auf die Frage des Geistlichen vermochte er sich zusammenzunehmen.

„Mein Herr," sagte er, und er konnte bald mit vollkommener Ruhe und Fassung sprechen,

„Sie haben Fragen an mich gestellt, Worte an mich gerichtet, auf die Sie, bei nur einigermaßen richtiger Würdigung Ihrer Stellung, durchaus keine Erwiderung von meiner Seite erwarten konnten. Sie sind Geistlicher, Sie dürfen mir also nicht die Genugthuung geben, die ich sonst von Ihnen fordern müßte. Anderseits schützt dieser Stand Sie vor einer anderen Behandlung, zu der ich mich berechtigt halten könnte. Von meiner Mutter wollten Sie außerdem einen Auftrag haben! Hätten Sie ihn auch, mich dünkt wiederum, Ihre Stellung müßte Ihnen sagen, daß es Ihnen nicht ziemt, sich zwischen Mutter und Sohn zu drängen, oder, wenn Sie wollen, auch nur drängen zu lassen. Versperren Sie mir nicht länger den Weg zu meiner Mutter, mein Herr! Ihr werde ich jede Aufklärung geben. Ihnen nur die Bemerkung, daß, wenn Sie von einem Verbrechen sprachen, Sie Ihre Worte nicht an den Verbrecher richteten."

Der Geistliche hatte einen Augenblick die Farbe gewechselt, als der junge Mann von seinem geistlichen Stande sprach, der ihn hindere, die Genugthuung der Ehre von ihm zu fordern, man sah in den Augen des Marchese ein Blitzen. Darauf sagte er ruhig:

„Ich sprach um Ihrer Mutter willen mit Ihnen, mein Herr. Ich bedaure das arme Mutterherz. Ich beklage aber auch Sie. Wissen Sie, daß Sie bereits von der Polizei verfolgt werden?"

„Mein Herr, ich wünsche meine Mutter zu sprechen."

„Sie sollen Sie sprechen."

Der Geistliche verließ mit seiner vollen, klaren und ruhigen Würde das Zimmer.

Der junge Freiherr stand in ernstem, tiefem Nachdenken. Einen Augenblick schien ihn etwas übermannen zu wollen, er mußte mit der Hand über Stirn und Augen fahren; er war als Verbrecher, als Mörder angeklagt; so sollte er vor die Mutter treten, die er kaum kannte, die er seit seinen frühesten Knabenjahren nicht gesehen und die er auch wohl vorher wenig lieben gelernt hatte! Sie schien ganz die Frau zu sein, die sich am allerwenigsten um die Sorge für ihr Kind gekümmert hatte.

Es dauerte fünf Minuten, bis die Thür sich öffnete, durch die der Geistliche das Zimmer verlassen hatte.

Die schöne, stolze, majestätische Gestalt der Freifrau v. Alten, die eine geborene Fürstin war, trat in das Zimmer.

Aber aus einem westfälischen Fürstengeschlechte stammte die westfälische Freifrau nicht.

Sie war stolz eingetreten, Ernst und Strenge in den schönen Zügen, die in fast wunderbarer Schönheit und Frische sich erhalten hatten. Da sah sie den Sohn vor sich stehen. Sie war doch überrascht. Oder war es gar etwas mehr als Ueberraschung?

Der Sohn ging ihr entgegen.

„Theure Mutter!“

Er nahm ihre Haud, er drückte mit Ehrerbietung seine Lippen darauf. Auch mit Zärtlichkeit, mit Rührung?

„Du bist ein schöner Mann geworden, Hermann!“ sagte die Dame. „Umarme Deine Mutter.“

Und sie öffnete ihre Arme und bot ihm ihre Wange zum Kusse dar. Er küßte sie. Dann fuhr sie fort:

„Wir sahen uns lange nicht, Hermann. Mein Bild war wohl aus Deinem Innern verschwunden?“

„Es lebte immer in meinem Herzen, Mutter!“

„Das freut mich. Auch mein Herz beschäftigte sich stets nur mit Dir. Du mußtest die freudenlose Jugend an der Seite Deines Vaters verleben, dessen unruhiger und unzufriedener Charakter —“

„Mutter, mein Vater war ein sehr braver und sehr unglücklicher Mann!“

„Und er ist todt! Und ich habe ihn betrauert, und dann wandte mein Herz sich um so mehr Dir zu, mit seiner ganzen Liebe. Leider traten nun fremde Menschen zwischen uns, Deine Vormünder, gar die Gerichte. So entstand jener unglückliche Prozeß, der uns auseinanderhielt, so viele Jahre lang, daß noch heute Mutter und Sohn wie Fremde sich gegenüberstehen müssen. Unsere Schuld war es nicht, nicht meine, nicht Deine. Indeß, Du bist jetzt großjährig, und nichts kann und soll uns mehr trennen. Darum bin ich hierher gereist, Dich aufzusuchen, mein Herz wieder an das Herz meines einzigen Kindes zu legen.“

Sie umarmte ihn von neuem, zärtlicher diesmal.

„Und ich habe einen Bruder, sagt die Mienges?“

Das Herz des jungen Mannes fragte es sich klopfend.

„Und sie schickte den Fremden zu mir?“ drängte sich die zweite Frage zu der ersten.

Er konnte sie beide unterdrücken.

„Und auch unseren Prozeß werden wir jetzt schlichten,“ fuhr die Mutter fort, „ohne daß ein

Vormund sich hineinmischen kann, ehe die Gerichte ihn endgültig entschieden haben."

„Aber haben sie ihn denn nicht schon entschieden?"

Der junge Mann konnte auch diese Frage seines Innern unterdrücken; aber nicht das helle Mißtrauen, nicht die herbe Bitterkeit, die sie ihm in das Herz warf.

„Wir werden uns vergleichen," sprach die Freifrau weiter. „Ich werde Dir für die freiherrlichen Güter einen fürstlichen Ersatz bieten, vorausgesetzt, Hermann —"

Sie sah den Sohn lächelnd an.

„Vorausgesetzt, daß Dein Herz frei ist!"

Der junge Mann erblaßte doch einen Augenblick. Aber dann fielen ihm die anderen Worte der Kammerfrau Menges ein: Man hat etwas mit Ihnen vor! Und das Mißtrauen loderte wieder hell in ihm auf und die Bitterkeit wurde fast zur Erbitterung.

„Ist Dein Herz frei, Herrmann?" fragte die Freifrau.

„Gestatten Sie mir eine andere Frage, ehe ich Ihnen antworte, Mutter."

„Wird Dir die Antwort so schwer?"

„Mutter, war der Marchese Cavagni in Ihrem Auftrage bei mir?“

„Ja.“

„Und der durfte zwischen uns treten?“

„Er ist mein langjähriger treuer Freund!“

„Und zwischen Mutter und Sohn immer ein Fremder!“

In den Augen der stolzen Frau flammte es auf. Aber sie wußte sich zu beherrschen.

„Hermann, ich will Dein Glück, auch der Marchese will es, wir Beide vereint. Ich sprach Dir von einem fürstlichen Ersatze. Ich hätte Dir zu allererst von einem edlen Herzen sprechen sollen, das Dein Glück begründen, das Dir ein fürstliches Vermögen, den fürstlichen Rang bringen wird: Julia, Fürstin von Seravalle, die Nichte des Marchese, ein edler Geist, ein wahrhaft kindliches Gemüth, schön — sie ist hier, Du wirst sie noch heute sehen.“

„Man hat etwas mit Ihnen vor!“

Er wußte, was es war.

„Seien Sie auf Ihrer Hut!“ hatte aber auch die Frau Menges hinzugesetzt.

„Mutter,“ fragte der Sohn, „unter welchen Bedingungen wollen Sie so mein Glück machen?“

„Wie, Hermann?“

„Sie hätten keine Gegenleistung für das, was Sie mir bieten, von mir zu fordern?“

Er sah sie forschend bei der Frage an. Sie mußte doch die Augen niederschlagen.

Hatte er sie durchschaut? Aber wie war das möglich?

„Ich verstehe Dich nicht, Hermann.“

„Sie selbst sprachen von einem Ersatz für meine freiherrlichen Güter.“

„Für Deine, Hermann? Kennst Du den letzten Ausspruch der Gerichte in unserem Prozeß?“

Ich habe keine Nachricht von meinem Advokaten.

„Aber ich von dem meinigen. Der Prozeß ist entschieden.“

„Und wie, Mutter?“

„Im Ganzen zu meinen Gunsten.“

„Hätten Sie die Güte, mir die Entscheidung im Einzelnen mitzutheilen?“

„Ich werde es. Dein seliger Vater hatte sich ruinirt.“

„Er war ruinirt, Mutter.“

„Nun, er war es, durch seine eigene Schuld, durch sein unordentliches Leben, durch seine politischen Wühlereien, durch —“

„Mutter, mein Vater ist todt und er hat nie ein Wort gegen meine Mutter zu mir gesprochen.“

„Hätte er es gekonnt?“

„Ich weiß es nicht. — Aber Sie wollten mir mittheilen, was Ihnen der Advokat geschrieben hat.“

„Du sollst es erfahren. Dein Vater war ruinirt; seine Güter waren verschuldet. Die Gläubiger trugen auf den gerichtlichen Verkauf der Güter an. Er sollte stattfinden. Dein Vater konnte ihn nicht verhindern; er lebte als armer Flüchtling in der Schweiz. Von seinen Verwandten hatten nur die Neuensteiner die Mittel dazu. Du kennst den tiefen Haß, die alte Eifersucht, die zwischen den beiden Linien auf dem Alten- und Neuenstein besteht. Die Neuensteiern zeigten sich sofort bereit, die Güter zu erstehen, aber nicht für Deinen Vater, nicht für Dich; sie wollten sie für sich selbst erwerben, ihren eigenen Besitzungen zuschlagen; es sollten keine Freiherren v. Altenstein mehr existiren oder besitzlos in der Welt umherirren; sie, die Neuensteiner, die bisherige jüngere zweite Linie, wollte fortan allein das edle Geschlecht repräsentiren. Das konnte ich nicht zugeben, für Dich, meinen Sohn, nicht. Ich intervenirte. Ich bezahlte die Schulden. Der gerichtliche Verkauf fand nicht statt; die Güter waren gerettet.“

„Sie waren damals schon in Italien, Mutter?“ unterbrach der junge Freiherr die Dame.

„Ja!“ sagte sie rasch, nicht ohne dabei zu erröthen. Dann fuhr sie fort:

„Ich hatte die Güter conservirt. Ich hatte es nur durch schwere Opfer gekonnt — Dein Vater hatte sie nicht um mich verdient. Ich hatte überdies keine Garantie, daß er nicht seine Verschwendung von Neuem beginnen, die Güter Dir noch einmal entziehen werde. Ich, Du, wir Beide konnten nur dadurch gesichert werden, daß er mir die Güter verkaufte. Ich ging ihn darum an, lange vergeblich.“

„Sie drohten ihm mit einem neuen gerichtlichen Verkauf der Güter, Mutter, für Ihr Geld!“

„Es war nicht mein Geld, Hermann!“

„Sondern?“

„Des Marchese!“

„Ach, fahren Sie fort.“

Die Freifrau fuhr fort:

„Er willigte zuletzt ein. Unsere Bevollmächtigten schlossen hier in Zürich den Kaufcontract. Darauf starb Dein Vater. Deine Vormundschaft focht den Vertrag an.“

„Ohne, gegen meinen Willen, Mutter. Ich war gar nicht gefragt, ich hatte nach den Gesetzen keinen Willen in der Angelegenheit.“

„Ich weiß das, Hermann. Du bist erst seit vier Wochen volljährig, Du bist erst seitdem Herr über Deine Angelegenheit. Deine Vormünder erhoben Prozeß gegen mich, Dein Vater habe die Güter nicht rechtlich verkaufen können, sie seien Fideicommißgüter; die revolutionäre Verfassung von 1848 habe zwar den Grundsatz der Freiheit des Eigenthums, der Aufhebung der Lehen und Fideicommisse proclamirt, dieser Grundsatz sei aber niemals zur Ausführung gekommen. Ich sollte sogar des Geldes verlustig sein, das ich zur Rettung der Güter hergegeben hatte; das Geld sei nicht unter den Erfordernissen des Gesetzes aufgenommen, die Güter seien nicht dafür verpfändet worden, mir habe nur ein persönlicher Anspruch an meinen Gatten zugestanden, für den Du nicht aufzukommen habest, da Du nicht der Erbe Deines Vaters geworden seiest. Vor einigen Tagen hat der höchste Gerichtshof das letzte Urtel gesprochen. Der Kauf ist allerdings vernichtet, die Güter sind für Dein Eigenthum erklärt, allein meine Geldforderungen sind als Fideicommißschulden anerkannt, Du bist zur Zahlung an mich aus dem Ertrage der Güter verurtheilt."

„So lautet das Urtheil, Mutter?"

„Hier, Hermann!"

Sie übergab ihm ein Papier. Es war die gerichtliche Ausfertigung des Urtheils.

Er las es und gab es ihr sodann zurück.

„Es ist so, Mutter."

Er sagte es fast beschämt. Man hatte ihn mit Mißtrauen gegen seine Mutter erfüllt, sie werde ihm den wirklichen Ausfall des Urtheils vorenthalten; sie hatte ihm die Wahrheit gesagt.

„Muß ich Ihnen sagen, Mutter, sprach er, wie sehr dieser Prozeß mich geschmerzt hat? Hätte es in meiner Macht gelegen, ich hätte ruhig die Güter bei Ihnen gelassen. Es war das Gleiche, sie waren ja Ihnen nur für mich anvertraut."

Die Freifrau schien sich doch auf die Lippen zu beißen. Aber sie sagte:

„Ich kenne Dein kindliches Herz, Hermann. Und wo werden wir ohne Schwierigkeit zusammentreffen?"

„Worin, Mutter?"

„In den Vorschlägen, die ich Dir zu machen habe."

„Ach —! Aber lassen Sie hören."

„Du wirst der Gemahl der Fürstin Julia. Sie bringt Dir ein Fürstenthum zu. Du trittst mir dafür die Altenstein'schen Güter ab."

„Dafür, Mutter?“

„Die Altenstein'schen Güter haben nicht den zehnten Theil des Werthes jenes Fürstenthums, sie haben kaum den Werth meiner Forderungen.“

„Aber wenn die Fürstin mich — mich einfach nicht will?“

„Sie wird wollen.“

„Sie müßte also, Mutter?“

„Es wird ihr freier Wille sein.“

„Gut! Aber für wen wollen Sie die Güter?“

„Für mich!“

„Für Sie —? Und für wen weiter?“

„Hermann, Du denkst — Du speculirst auf meinen Tod?“

„Hm, Mutter, ich dachte nicht an ihn. Aber Ihre Frage erinnert mich daran, daß wir an unsern Tod immer denken sollen. An wen sollen die Güter nach Ihrem Tode zurückfallen?“

Es war eine harte Frage. Aber hatte die Kammerfrau ihm nicht gesagt, er habe einen jüngeren Bruder, von dem er nichts wisse? Und die Kammerfrau Menges war immer eine treue, redliche Person gewesen. Und —

In der Freifrau kämpften Verwirrung und Zorn und Wuth miteinander und man sah ihrer Bläße, ihren zuckenden Bewegungen an, welche

Gewalt sie sich anthun mußte, dem Sturm in ihrem Innern zu gebieten, daß er nicht nach außen losbreche.

„An Dich," sagte sie mit fast zitternder Stimme.

„Wir machen das schriftlich, Mutter?"

„Hermann!" fuhr die Freifrau auf.

„Sie wollen nicht, Mutter?"

„Ist Dir Deine Mutter eine Betrügerin, eine Diebin?"

„Mutter, für wen wollen Sie die Güter?"

„Für mich! Du hörtest es."

„Und dann, Mutter, bin ich Ihr einziges Kind?"

„Was wagst Du?"

Sie waren einander hart gegenüber getreten. Beider Augen sprühten einen Zorn, den sie nicht mehr mäßigen, nicht mehr zurückhalten konnten. Aus dem Innern der Frau, der Mutter, brach er in voller, ungebändigter Wuth hervor.

„Mörder, was wagst Du?" rief sie noch einmal.

Aus den Augen des Sohnes aber brachen wilde Thränen.

„Hätte ich nie meine Mutter gekannt!"

Er wollte fortstürzen. Sie hielt ihn, sie

hielt ihn gewaltsam fest. Ihre Wuth kannte nichts mehr.

„Höre mich noch, Elender! Höre mich, ehrloser Mörder! Ja, ja, Du bist es. Du bist dem Schaffot verfallen! Du bist nicht mehr mein Sohn. Habe ich noch ein Kind, Du, Du bist es nicht, Du bist nur ein Mörder, niederträchtiger Mörder —"

Er hatte sich von ihr losgerissen und stürzte aus dem Zimmer.

So hatte der Freiherr seine Mutter wiedergefunden, die er seit seinen Knabenjahren nicht gesehen hatte.

XIII.

Der Abschied vom Alpenglühen.

Natalie und Nanni waren in ihrem Stübchen. Sie standen vor dem Brautkranze Nataliens. Ihre Lieblingsgespielin hatte ihr diesen am Nachmittage geschickt, wie es die Sitte war. Es war am Sonntage; am folgenden Morgen sollte die Hochzeit sein. Sie standen still vor den feinen, zarten weißen Orangenblüthen, die

sinnig zwischen den festen grünen Blättern zum Kranze gewunden auf dem Tische lagen.

In den Augen Nataliens suchten leise, heimliche Thränen sich zu verbergen.

Nanni's Lippen waren in Trotz und Zorn aufgeworfen.

Sie standen lange still und stumm. Fräulein Nanni mußte doch zuletzt sprechen.

„Ist denn gar keine Hoffnung mehr? Hat denn der Himmel gar keine Hülfe mehr, nicht die Hölle mehr? Mein Herz hat in seinem ganzen Leben keine boshafteren Wünsche gehabt, mein Kopf keine teuflischeren Pläne ersonnen, als in den letzten drei Tagen! Wäre Alles, Alles vergebens gewesen?"

„Komm, Nanni," sagte Natalie.

„Wohin?"

„Wir wollten den letzten Abend auf dem Felsberge sein."

„Komm," sagte auch Nanni.

Und auch in ihren Augen standen Thränen, aber es waren die Thränen ihres Zornes.

„Laß die Tante sie nicht sehen, Nanni," sagte Natalie. Sie selbst trocknete die ihrigen. Nanni konnte es nicht gleich. Sie warf den Brautkranz in einen Schrank.

„Da liege! Bis zum jüngsten Tage meinetwegen!"

„Nanni, Nanni!"

„Gehen wir!"

Und nun fuhr Nanni mit ihrem Taschentuche sich zornig und hastig über die Augen.

So verließen sie das Stübchen. Sie gingen zu der Wohnstube unten; die Tante mußte dort sein. Sie wollten Adieu sagen; aber die Oberstin war nicht da.

„Wo mag sie sein?"

Sie suchten sie im Gange, in den Putzzimmern, im Garten. Sie sahen sie nirgends.

„Es ist sonderbar!"

„Tante!" rief Nanni in das Haus hinein.

Da kam sie die Treppe herunter. Aber die alte Frau war leichenblaß; sie sah wie verstört aus; sie mußte sich an der Treppenlehne halten.

„Um Gotteswillen, Tante, was ist Dir? Was ist vorgefallen?"

„Dein Hochzeiter ist hier, Natalie!"

Auch Natalie erblaßte, Nanni's Augen aber leuchteten hell auf.

„Und was ist es mit ihm, Tante?"

„Ich — ich weiß es nicht."

„Aber Du bist erschrocken!“

„Muß man nicht erschrecken, wenn der Hochzeiter am Tage vor der Hochzeit kommt?“

„Freilich, es ist ein Verbrechen gegen die Sitte. Aber komm, Tante. Setze Dich, erhole Dich.“

Sie hatten die Tante in die Wohnstube geleitet, Nanni führte sie zum Sopha.

„Tante, Tante, wie zitterst Du! — Sie wird ohnmächtig, Natalie. Hole das Eau de Cologne!“

„Aber mir fehlt ja nichts!“

Natalie war schon die Thür hinaus.

„Aber, Nanni, was machst Du? Mir fehlt ja gar nichts!“

„Ich weiß es, Tante. — Was ist mit dem Herrn Murschel passirt?“

„Weiß ich es?“

„Wo ist er?“

„Beim Junker Oberst.“

„Allein?“

„Mit dem Vetter Gustav. — Sie kamen zusammen — zu Fuße, von Bubikon her — sie kamen so heimlich, gingen gleich zum Onkel hinauf.“

„Und Du, Tante?“

„Was soll ich?“

„Du folgtest ihnen? Du kamst von oben!“

„Ich kam von oben.“

„Und Du hast gehorcht!“

„Ja —“

„Und Du hast gehört!“

„Ja —“

„Was ist es?“

„Er ist fallit.“

„Endlich!“ flog Nanni auf. Sie katschte laut in die Hände.

„Unglückskind!“ rief entsetzt die Tante.

„Goldene Tante!“

Natalie kam mit dem kölnischen Wasser zurück. Nanni sprang ihr entgegen.

„Komm, komm, Natalie!“

„Aber die Tante —!“

„Ihr fehlt nichts mehr!“

„Aber sie ist noch blaß.“

„Sie ist über mich erschrocken.“

„Ueber Dich?“

„Sie hält mich für ein Unglückskind! Sehe ich danach aus?“

„Was hast Du, Nanni?“

„Komm! — Du erlaubst doch, Tante? Wir wollten auf den Felsberg gehen, noch einmal den

See, die Berge, das Alpenglühen sehen! Der Abend ist so schön, und er ist für Natalie der letzte hier — morgen Abends ist sie die Frau Murschel in St. Gallen. — Aber welchen Unsinn schwatze ich denn?"

„Geht, geht!" sagte die Tante.

„Aber was ist geschehen? Ich begreife nicht —"

„Geht, geht!" wiederholte die Tante. „Dein Hochzeiter darf Dich heute nicht sehen; es paßt sich nicht."

Die Sitte vergaß die gute Frau in keiner Lage ihres Lebens, und Natalie unterwarf sich der Sitte wie die Tante; aber mit ihren Gedanken war sie doch bei etwas Anderem: sie war draußen.

„Wohin gehen wir, Nanni?"

„Zum Felsberg! Hast Du es vergessen? Du mußt heute von allen Deinen Lieben Abschied nehmen."

„Ja."

„Hm, und vielleicht treffen wir da oben zwei Fliegen mit einem Schlage."

„Wie?"

„Du warst oft oben, Natalie?"

„Es ist da oben so schön!"

„Und nicht immer allein?"

Natalie erröthete.

„Warum antwortest Du nicht? Willst Du Deine Geständnisse widerrufen?“

„Wir trafen uns nur zweimal da oben, und —“

„Und?“

„Es war noch vor meiner Verlobung mit Herrn Murschel!“

„Ehrliche, treue Seele! Du sollst ihn nach Deiner Verlobung mit dem Herrn Murschel desto öfter sehen.“

„Nanni, wie sprichst Du!“

„Es war wohl schön mit ihm da oben? Er habe nie einen schöneren Punct der Erde gesehen, sagte er Dir? Er meinte, an Deiner Seite! In den alten westfälischen Haiden ist es auch schön für zwei liebende Herzen.“

„Spotte heute nicht, Nanni.“

„Ich spotte nicht! Höre —“

Aber sie besann sich doch.

Konnte die Tante nicht falsch gehört haben? Konnte, wenn sie auch richtig vernommen hatte, wenn der Herr Murschel auch wirklich fallit war, das Falliment nicht von der Art sein, daß der Oberst eintrat, gut machte, rettete? Hatte nicht Natalie selbst gesagt, sie fühle sich schon jetzt mit

den festesten Banden an den Verlobten geknüpft, den sie retten müsse und retten werde, sollte sie da auch darüber zur Bettlerin werden? Durfte sie jetzt das arme treue Herz mit vergeblichen Hoffnungen quälen? Sie brach ab, aber zu spät, um das arme Herz nicht doch zu beunruhigen.

„Nanni, es ist etwas mit Herrn Murschel!“

„Ich weiß von nichts.“

„Aber die Tante wußte etwas. Sie war so sehr erschrocken. Mir liegt es noch so schwer auf dem Herzen. Aber was es auch sei, ich verlasse ihn nicht. Er wird morgen mein Gatte, und ich theile mein Leben, mein Alles mit ihm.“

Nanni hatte keinen Scherz; aber einen Schreck hatte sie dann, auch sie.

Sie waren in ihrem Gespräche den Felsberg hinangestiegen und nur noch dreißig Schritte von seiner Spitze entfernt. Nanni sah sich um.

„Allmächtiger Gott!“

Auch Natalie mußte sich umsehen. Sie erbleichte; sie vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Wir können ihnen nicht entgehen, Natalie!“

Natalie wußte es.

Eine Gesellschaft von Herren und Damen folgte ihnen, stieg gleich ihnen den Berg hinan.

In den Windungen und Krümmungen des Pfades hatten sie sie bisher nicht sehen können. Fast an dem Felsenvorsprunge, um den sie bogen, kamen sie einander zu Gesicht. Es war die nämliche Gesellschaft, die sie am Abend vorher in dem Garten des Schlößli gesehen hatten: die Königin, der alte Fürst, die alte Hofdame, die jungen Edelleute. Der junge westfälische Edelmann führte wieder die Königin. Diener, mit Tüchern und Mänteln gegen die Abendkälte oben auf der Höhe, folgten.

Fräulein Nanni hatte wieder ihren Scherz.

„Wahrhaftig, Natalie, sie kann Dir gefährlich werden! Sie ist vielleicht schon mit ihm vorbei. Sieh, sieh, wie zart er sie da stützt auf dem schmalen, steilen Pfade, wie zärtlich, daß sie nicht stürzen kann, und wie vertrauensvoll sie sich ihm hingiebt! Sie sieht an seiner Seite, fest an seinen Arm geschmiegt, den tiefen Abgrund nicht, an dem sie so unmittelbar einherschreitet, in den ein Zucken ihres Fußes, ein Ruck seines Armes sie unrettbar hinunterstürzen müßte. — Pah, der lange Hauptmann muß dafür wieder die alte, dicke, garstige Oberhofmeisterin führen."

„Was machen wir, Nanni?"

„Gute Miene zum bösen Spiel! Entgehen

können wir ihnen nicht. Dieser eine schmale Pfad führt hinauf, führt hinunter. Ha, einen Ausweg wüßte ich doch!“

„Er wäre?“

„Eine Liebesprobe — freilich zugleich noch mehr.“

„Sprich, Nanni!“

Ein Sturz in den Abgrund! Du müßtest ihn nur allein machen. Dein Freiherr müßte dann heraus mit seinem Herzen und mit der Dame seines Herzens. Königin oder Republikanerin! Entschiede er sich für diese, und ich glaube, er thäte es — so hätten wir zugleich einen romantischen Tod zweier Liebenden! Und darum habe ich keine rechte Neigung, den Sprung mit Dir zu machen, und — oder denn, ich glaube, der lange Hauptmann spränge mir nicht nach.“

„Aber was wird werden, Nanni?“

„Oben eine großartige Vorstellung!“

„Kehren wir um.“

„Damit sie uns für blöde Landjungfern halten? Und wie würde Dein Freiherr erröthen! Als Freifrau v. Alten müßtest Du künftig oft noch Königinnen sehen, vielleicht gar empfangen. — Gehen wir tapfer weiter.“

Sie gingen weiter.

„Nanni, wie klopft mir das Herz!“

„Ich erzähle Dir, Natalie, von der großartigen Vorstellung, die da stattfinden wird. Denn verleugnen können sie uns nicht. Da wird also zuerst der westfälische Freiherr Dich präsentiren. Eure Majestät — aber sie wird incognito bleiben wollen — gnädigste Frau, wird er dann sagen, ich habe die Ehre, Ihnen hier das Fräulein Natalie v. Wildegg, oder wie man hier zu Lande sagt, die Jungfer Wildegg vorzustellen, die mich verschmäht und vorgezogen hat, morgen Frau Jacob Murschel zu werden. Ihr Herz freilich —“

„Höre auf, Nanni!“

„Wohl! Daher von mir! Der lange Hauptmann muß dann mich vorstellen: Das ist die kleine freche Person —“

„Nanni, Sie können uns hören. Sie sind unmittelbar hinter uns.“

Es war so.

„Eilen wir!“ sagte jetzt Nanni. „Du mußt Deinen Abschied nehmen. Das kannst Du nicht, wenn Jene zugegen sind.“

Sie eilten. Sie erreichten die Spitze des Berges. Diese wurde durch einen ungeheuren Felsblock gebildet, der sich zu einem weiten Plateau oben ausbreitete.

„Nimm Abschied, Natalie. Sie kommen schon. O wie schön es hier ist! Wie schön ist unsre ganze Schweiz! O theure Heimath, süße Heimath! O, warum sind wir nicht allein? Wir sangen dies Lied so oft hier! Warum können wir es nicht jetzt? Laß uns, laß uns, Natalie! Die Brust will mir zerspringen, wenn ich es darin einschließen muß. Laß es uns hinaussingen, laut, laut über den See in die Berge —“

Die Augen des kleinen Fräuleins glänzten feucht.

Natalie stand in den stillen Thränen ihres weichen Herzens neben ihr.

Die Gesellschaft, die ihnen gefolgt war, hatte das Plateau erreicht. Die Königin erstieg es an der Hand des Freiherrn v. Alten; die Andern folgten. Der junge Freiherr machte den Führer, er allein war der Gegend kundig.

„Wie schön ist es hier!“ rief die Königin aus.

Es war schön da oben.

Die Spitze des Felsblocks giebt die Aussicht weit in das Land.

Vor ihm dehnt sich der ganze grüne Züricher See aus, mit seinen Ufern und Höhen, seinen Wäldern und Weinbergen, seinen Städten und Dörfern, mit allen den hellen weißen Häusern,

von denen er wie von weißen Perlen überall eingefaßt ist. Man übersieht ihn fast in seiner ganzen Länge, rechts hinten bis zu den Thürmen von Zürich, links bis zu dem alten Schlosse von Rapperswyl und noch weiter gegenüber den Kuppeln der Thürme von Lachen. Ueber den Anhöhen, die den See umgeben, erheben sich die Albisketten mit ihrer Krone, dem Züricher Uetli, die hohe Rohn, der schwarze Etzel mit seiner Capelle des heiligen Meinrad, des Gründers des weltberühmten Klosters Maria-Einsiedeln. Hoch über dem Allen erheben im fernen Hintergrunde sich, zehn- bis zwölftausend Fuß hoch, die Ketten der Schneealpen, die Schneehörner, der Tödi, der Glärnisch, mit Breneli's Gärtlein. Links an sie schließen sich der wilde Wiggis, der breite Säntis des Appenzeller Landes, der alte Mürtschenstock, an dessen Fuße mein edler Freund Heinrich Simon seinen Tod in den Fluthen des Wallensees fand. Der See gab seinen Körper nicht heraus. Die Heimath hat einen der Ersten ihrer Söhne für immer ausgestoßen. Die Heimath? Du theure deutsche Heimath? Du, mein deutsches Volk, du nicht!

Die Sonne stand noch am Himmel. Sie schien noch hell und klar über den See, alle die weiten Fluren, die ihn einfaßten, auf die

fernen Thürme Zürichs, auf das alte Schloß der alten Grafen von Rapperswyl, auf alle die hohen Berge rings umher, in der weiten Ferne, in der nahen Nachbarschaft, auf die reichen Weinfelder, in die dunklen Waldungen, auf Felsen und Föhren, auf Lärchen und Linden, Kastanien und Buchen und Platanen und —

Nein, nicht auf Eichen!

Es ist ein schönes Land, die Schweiz, mit ihren wilden Gletschern und ewigen Schneebergen, mit ihren hohen Alpen und grünen Matten, mit ihren fröhlichen, lustigen Thälern und stillen, heimlichen Schluchten, mit ihren alten, grauen, zackigeu Schlössern und schönen weißen Landhäusern, mit ihren blauen Seen und reichen Städten und hellen Dörfern, mit allen ihren dunklen Wäldern voll Föhren und Lärchen, Kastanien- und Nußbäumen, Platanen und Buchen — aber den hohen, mächtigen, majestätischen Baum der Jahrhunderte, den König der Bäume und der Wälder, den Baum meiner Heimath, der trotz — nein, der mit ihren weiten, unübersehbaren grauen Haiden, über Elbe und Donau, über Rhein und Schweiz mir lieben und theuren rothen Erde, die Eiche hat das Schweizerland nicht, die Eiche gehört unserem kräftigen deutschen Norden und vor Allem meinem Westfalenlande.

„Wie schön ist es hier!“ rief die Königin aus, und sie stand überrascht und nahm den Eindruck der wunderbar schönen Natur in sich auf, und schaute in den klaren See und auf die hohen Berge, in den ewigen Schnee, in die dunklen Wälder, und dann mußte ihr Blick doch weiter schweifen und hinten in grauer Ferne suchen, und er fand nicht, was er suchte, und die glänzenden Augen wurden ihr feucht und trübe.

Sie stand allein. Die Anderen waren zurückgeblieben, als sie vorschritt.

Der alte Fürst trat zu ihr. Er sah ihre trüben Augen.

„Du suchst die Heimath?“ fragte er.

„Und ich finde sie nicht. Diese Berge stehen zwischen mir und ihr. Ich sehe nur den Himmel, der sich da hinten über ihr wölbt, und er ist so grau, die Sonne scheint dort nicht mehr. Soll, darf ich sie denn nicht wiedersehen? Muß sie mir verschlossen bleiben? Bin ich darum eine Fürstentochter, mußte ich darum eine Königin werden, um eine Verbannte meiner Heimath zu sein?“

Und der alte Oheim hatte keinen Trost für sie.

„Es ist so schön hier in der Schweiz,“ sagte er nur.

„Und so frei!“ setzte sie hinzu.

Dann sah sie sich um, und sie erblickte die beiden jungen Damen, die nicht zu ihrer Gesellschaft gehörten.

Die beiden Cousinen waren bei der Ankunft der Königin zur Seite getreten. Sie standen dort still. Nach den Fremden schauten sie sich nicht um. Wie hätte auch Natalie es gekonnt? Ihr erster Blick hätte dem des Freiherrn begegnen müssen. Und Nanni? — Sie warteten Beide auf eine Gelegenheit, sich unbeachtet zu entfernen.

Da sah die Königin sie. Sie trat auf sie freundlich zu.

„Sie sind Schweizerinnen!“

Sie fragte nicht; sie sprach es, als wenn sie es wisse, als Einleitung zu einem Gespräch.

„Wir sind Schweizerinnen.“

Natalie erwiderte es, nicht das sonst so zungenfertige Fräulein Nanni.

„Wie müssen Sie ihre schöne Heimath lieben!“ sagte die Königin.

„Wir lieben und ehren sie,“ erwiderte Natalie.

„O,“ rief die Königin, „es war ein gutes Wort. Wohl dem Volke, das seine Heimath ehrt.“

„Muß das nicht ein Volk, das frei ist?“

„Ja, und wie diese Berge und diese Seen, so

sind auch die Menschen hier zur Freiheit bestimmt, und sie werden nicht wieder unfrei werden."

„Zur Freiheit ist jeder Mensch, jedes Land bestimmt."

„Und wie viele Unfreiheit und Gewalt herrscht auf der Erde!"

„Und wodurch? Nur durch die Leidenschaften des Menschen! Sie machen ihn unfrei, nehmen ihm die Kraft, den Muth, machen ihn feige, ohnmächtig! Ach, verzeihen Sie mir! Ich sprach wohl etwas sehr Gewöhnliches aus."

„Nein, nein. Sprechen Sie weiter. Ich hörte noch keine Republikanerin über die Freiheit reden, und ich meine doch, nur eine Republikanerin könne sie vollständig empfinden."

„O meine — meine verehrte Dame, sprachen doch Sie eben das Wort aus, unser Volk, dieses Land könne nie wieder unfrei werden. Das ist das erhebendste Bewußtsein der Freiheit. Und es lebt so schön in unserm Volke, und unser Volk ist so sehr berechtigt dazu, mit seinem genügsamen, zufriedenen Sinne, mit seiner Einfachheit und Heiligkeit des Familienlebens, mit seinem treuen Festhalten der Sitte der Vorfahren, mit allen seinen republikanischen Tugenden. Nein, wir können nicht wieder unfrei werden! Das ist das

Bewußtsein, das in Jedem von uns lebt, in dem höchsten unserer Staatsmänner, in dem geringsten unserer Bürger. Darum lieben wir unser Vaterland, und darum würden wir es lieben und ehren, hätte es auch nicht seine blauen Seen, seine hohen Berge, hätte es nur rauhe, unfruchtbare Felsen, lange graue Haiden, traurige —"

Sie erschrak. Sie hatte in dem Feuer der Liebe zu dem freien Vaterlande gesprochen, da hatte sie nur an dieses gedacht, und nicht an das Land der grauen Haiden, und auf einmal fiel es ihr ein, und wie es ihr einfiel, flog ihr erschrockener Blick unwillkürlich auf den Freiherrn aus dem Lande der weiten grauen Haiden. Sein Auge hing trunken an den schönen Zügen, die in dem Feuer der Begeisterung glühten.

Die Königin wandte sich zu Fräulein Nanni. Das kleine, kecke Fräulein hatte noch kein Wort gesprochen.

„Sie besuchen wohl oft diesen schönen Punkt?" fragte die Königin.

„Ja," sagte Fräulein Nanni, aber leise, etwas verlegen beinahe.

„Aber Sie waren wohl lange nicht hier?"

„Nein!"

„Sie waren in England?"

Hatte der lange Hauptmann von ihr zu der Königin gesprochen? Das Fräulein mußte zu ihm hinsehen, ebenfalls unwillkürlich.

Der Hauptmann blickte auf sie, aber seine Augen waren nicht trunken, sie sahen mit einiger Angst nach ihr hin.

„Der abscheuliche Mensch! Warum ängstigt er sich für mich? Was gehe ich ihn an?“

Sie sprach es nicht laut. Aber der Königin konnte sie lauter antworten, als vorher:

„Ich war zwei Jahre in England.“

„Und Sie sehnten sich immer nach Ihrer Heimath zurück?“

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll, ja. Wir Schweizer finden nun einmal kein Land und kein Leben schöner, als das unsrige.“

Sie warf einen herausfordernden Blick auf den Hauptmann; dieser jedoch erwiderte ihn nicht.

Dem Blicke des kleinen Fräuleins war der der Königin gefolgt. Da mußte das Gesicht des Hofdieners das gleichgültigste der Welt sein.

„Pah!“ sagte das Fräulein für sich, aber sie sagte es ärgerlich. Ein naheliegender Gedanke lenkte ihre Augen auf Natalie und den Freiherrn. Sie standen so nahe beisammen; auf dem engen Raume konnten sie sich nicht weit von einander ent=

fernen; der Anstand hätte es außerdem nicht erlaubt. Sie konnten sich auch nicht das Eine von dem Andern abwenden. Konnten sie nur selbst nach andern Seiten, oder vor sich zur Erde blicken? Ihre Blicke hatten sich wieder treffen müssen. Natalie stand bleich, zitternd, der Freiher verwirrt. Die Oberhofmeisterin sah schon verwundert auf Beide.

„Ach, welche Pracht!“ rief Fräulein Nanni. „Sehen Sie, dort, dort!“

„Welche Pracht!“ sagten sie Alle.

Und dann standen sie Alle schweigend, verloren im Anschauen und Bewundern.

Die Sonne war im Westen hinter den Bergen des Albis untergegangen. Unten auf dem See wurde es dunkel; die weißen Häuser an seinen Ufern hatten ihren Glanz verloren; in den Wäldern begann die Finsterniß der Nacht zu herrschen.

Da tauchte eine dunkle Feuergluth an dem Rande des südlichen Himmels auf, bis tief in den Osten hinein, schwach zuerst, leise, nur an einzelnen Punkten.

Die hohen Schnee-Alpen ragten dort am Horizont empor, mit ihrem ewigen und ewig klar und reinglänzenden Schnee, der die ungeheuren Massen von der Spitze bis zum Fuße bedeckt. Auf dem

Schnee da oben in der Höhe ruhten die Strahlen der Abendsonne, die von den Thälern, von den niedrigeren Gebirgen schon geschieden war. Sie hüllten ihn zuerst in einen feinen gelblichen Schleier. Der Schleier wich, die gelbe Färbung wurde dunkler, zu leichtem Roth; das leichte Roth wurde zu dem volleren der Rose, das Rosenroth wurde zum tiefen Purpurroth. So erglänzte ein Berg nach dem andern, der Titlis, der Tödi, der Glärnisch, der Murtschenstock, die Glarner Freiberge, der Säntis. So ragten sie denn alle wie riesige, brennende Kolosse hoch zum Himmel empor, der finsterer und ernster wurde. Und sie brannten so still und ruhig, man sah keine Flamme, die sich bewegte, man sah nur das stille, unbewegliche Glimmen und Glühen der weiten und hohen Flächen.

Und ringsumher wurde der Abend dunkler, und das Auge empfand das Bedürfniß, von der Feuergluth der Alpen in das Dunkel des Abends zu schauen. Und als es sich zurückwandte, war das Glühen der Alpen vorbei.

Ein graues Leichentuch lag über ihnen allen, von dem Scheitel bis zum Fuße. Es war ein furchtbares Leichentuch. Es legte sich kältend und erdrückend auf die Herzen, was die Augen urplötzlich sahen.

Werden auch wir so begraben in ewige Nacht?

Da wurde es wieder hell hinten auf den hohen Alpen. Das Leichentuch lichtete sich, verschwand ganz. Kein purpurdunkles Glühen erschien wieder, aber ein stiller, heller, goldener Glanz umfing leicht und heiter die hohen, weiten Schneeflächen, und wie man sich umsah nach der Abendseite des Himmels, gewahrte man dort hoch über der geschiedenen Sonne frisches, fröhliches, phantastisches und helles Abendgewölk hoch am Himmel hinaufziehen. In seinem Scheine waren die Schneeberge wieder aufgelebt.

„Keine Nacht währt ewig! Unsere Herzen leben wieder auf."

Das Auge der Königin rief es ihrem alten Oheim zu.

Ein stiller, seliger Frieden in den Augen der beiden Liebenden sagte es ihnen. Mit ihm nahmen sie den letzten Abschied voneinander.

Nanni hatte besorgt nach ihrer Cousine gesehen. Als sie zurückschaute, fiel ihr Blick auf den langen Hauptmann. Er sah sie mit einem halbhöhnischen Forschen an. Plötzlich ging sie auf ihn zu.

„Drei Worte, mein Herr! Folgen Sie mir."

Sie trat an den Rand des Plateaus, als wenn sie ihm dort etwas zeigen wollte. Der Hauptmann folgte ihr.

„Was befehlen Sie, meine Gnädige?“

„Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen. Verrathen Sie sich nicht, es betrifft die Königin.“

„Was wäre es?“

„Sie wird verfolgt. Italienische Spione waren gestern am Schlößli. Treffen Sie Maßregeln gegen einen Ueberfall.“

„Mein Fräulein, empfangen Sie meinen lebhaftesten Dank.“

Fräulein Nanni hatte sich schon wieder umgewandt.

Die Königin hatte sich zur Rückkehr vorbereitet. Die Bedienten waren mit Tüchern und Mänteln herangekommen. Der Freiherr v. Alten hüllte die Königin in ihren Shawl ein; der lange Hauptmann sprang herbei, die Oberhofmeisterin zu bedienen; er wollte dann auch dem Fürsten behülflich sein; der alte Herr hatte sich schon selbst geholfen.

Die Königin reichte Natalien die Hand.

„Wir werden Beide den heutigen Abend nicht vergessen,“ sagte sie, und mit sehr leiser Stimme setzte sie hinzu:

„Behalten Sie Muth, armes Herz! Auch ich behielt ihn.“

Dann hielt sie Nanni ihre Hand hin.

Die beiden jungen Schweizerinnen hatten die königliche Hand mit Ehrerbietung gefaßt; aber sie küßten sie nicht. Die Oberhofmeisterin schüttelte bedenklich den Kopf.

Die Gesellschaft verließ das Plateau. Natalie und Nanni blieben zurück. Die Königin hatte sie nicht zur Begleitung eingeladen; die Etiquette litt es wohl nicht, und es war gut.

Aus Nataliens Augen drang ein Strom von Thränen, sie hatte sie so lange zurückhalten müssen. Nanni umfaßte sie.

„Behalte Muth, Du armes Herz! Ich hörte die Worte. Auch ich rufe sie Dir zu: Behalte Muth! Der Himmel wird helfen!“

Als die Königin mit ihrer Gesellschaft unten sein konnte, traten auch sie den Rückweg an.

XIV.

Der Fallit.

Sie waren still nach Hause zurückgekehrt. Das Haus lag so dunkel vor ihnen. Nur

zwei Fenster waren hell, oben das Zimmer des Onkels und unten die Wohnstube. Der Oberst war also in seinem Zimmer und die Oberstin war unten allein.

In dem stillen, dunklen Hause sollte morgen Hochzeit sein!

Sollte auch die Feier so traurig werden? Sollte sie überhaupt stattfinden?

Die beiden jungen Mädchen gingen in die Wohnstube. Die Oberstin war allein darin, den Kopf in die Hand gestützt.

„Sind sie noch da, Tante?“ sagte Nanni.

Sie meinte den Herrn Murschel und den Vetter Gustav.

„Sie sind fort, schon seit einer halben Stunde.“

„Und was war es?“

„Ich weiß es nicht.“

Etwas wußte sie doch. Man sah es an dem ängstlichen, scheuen Seitenblicke, den sie auf Natalie warf.

Natalie stand bleich und zitternd da; aber sie vermochte Muth zu fassen.

„Tante, theile mir mit, was Du weißt. Die Ungewißheit erdrückt mir das Herz.“

Die Oberstin sah es ein.

„Hat Dir Nanni nichts erzählt?“ fragte sie.

„Nein."

„So höre. Der Junker Oberst hatte schon in der Stadt bedenkliche Nachrichten erhalten, der Compagnon des Herrn Murschel iu Newyork habe nicht den besten Ruf und so weiter. Wir brachten damit in Verbindung, daß der Herr Murschel und der Vetter Gustav vorgestern hier waren. Als sie heute so plötzlich und heimlich wiederkamen, war kein Zweifel mehr. Sie waren länger als eine Stunde oben bei dem Onkel. Als sie fortgingen, nahmen sie keinen Abschied von mir. Der Junker Oberst kam dann auch nicht zu mir herunter. Ich ging zuletzt zu ihm hinauf. Er saß auf einem Stuhl am Fenster und war kreideweiß. «Rose!» rief er mir entgegen. Seine Stimme war so schwach. Er hielt mir seine Hand hin.

«Martin, um Gott, was ist Dir?»

«Es ist mein Todesstoß, Rose!»

„Ich hielt seine Hand in meinen beiden. Er wollte aufstehen, er konnte es nicht.

«Was ist geschehen, Martin?»

«Es ist, wie wir dachten.»

„Das war Alles, was er sagte. Der Schreck hatte mir die Sprache genommen. Ich setzte mich still zu ihm und drückte ihm die Hand; sie war eiskalt.

«Und was wird morgen?» fragte ich ihn dann.

«Ich weiß es nicht. Aber laß mich; laß mich jetzt allein!»

„Ich ging. Er hatte wieder Farbe bekommen. Und er wollte seinen Entschluß fassen, da mußte er allein sein. Draußen vor der Thür horchte ich noch eine Weile. Ich hörte ihn mit festen Schritten in der Stube auf- und abgehen. Ich begab mich hierher."

Das war die Mittheilung der Tante. Eines hatte sie verschwiegen: daß sie schon früher das Gespräch des Herrn Murschel mit dem Obersten behorcht hatte. Warum hatte sie es Nanni mittheilen können, und Natalien nicht?

Sie saßen alle Drei schweigend. Die alte Wirthschafterin Christine trat ein.

„Der Herr Junker Oberst will mit den Frauenzimmern zu Nacht essen."

„Wie sah er aus, Christine?"

„Wohl, Frau Oberst; nur schien der Herr mir sehr ernst zu sein."

„Besorgt Alles, Christine."

Die Wirthschafterin ging.

„Gott Lob, Gott Lob!" sagte die Oberstin. „Ich war so besorgt um ihn. Helft mir, Mädchen."

Die Mädchen halfen ihr den Tisch zubereiten,

in der Wohnstube, in der sie waren, nur für vier Personen.

Zu Abend aß das Gesinde nicht mit der Herrschaft. Sie hatten ihr Abendbrod schon früher verzehrt, gleich nach geendigter Arbeit. Sie gingen dann bald zur Ruhe, um früh am andern Morgen wieder da zu sein.

Als der Tisch fertig war, ging die Oberstin selbst, ihren Herrn herunterzurufen.

Sie kamen zurück.

Der Oberst hatte sich wieder erholt; der alte Mann hatte noch immer eine kräftige Natur. Nur sehr ernst sah er aus, wie schon die Wirthschafterin gesagt hatte; aber dabei hatten die sonst strengen, fast zarten Züge einen milden, beinahe weichen Ausdruck.

Die Vier setzten sich zu Tische. Die Tante war nur die beschäftigte Hausfrau.

Die beiden Cousinen wagten nicht zu sprechen, obschon die Tante es ihnen nicht hatte verbieten müssen.

Der Oberst begann ein Gespräch.

„Wie gefiel es Dir bei den Engländern, Nanni? Ich hatte Dich noch nicht einmal danach gefragt."

„Ich wurde mit ihnen fertig, Onkel."

„Und wie machtest Du das?"

„Ich that, was ich thun mußte, und bekümmerte mich nicht um ihren Stolz und nicht um ihre Launen.“

„Das war recht, mein Mädchen. Man sollte sie auch außerhalb Englands so behandeln. Es geschieht nur leider am wenigsten, und doch sind sie in der Fremde am rücksichtslosesten.“

„Man fängt doch schon an, Onkel, und sie fühlen es; ein alter englischer Herr sagte es mir selbst. Er war in seiner Jugend viel gereist, dann lange Zeit nicht mehr; erst nach dreißig Jahren war er wieder auf den Continent gekommen. Das Ausland fängt endlich an, uns zu höflicheren Menschen zu machen, sagte er mir, als er zurückkam. Unser Geldbeutel regiert dort nicht mehr.“

„Ach,“ sagte der Oberst, „im Einzelnen konnten sie das schon vor fünfzig Jahren erfahren. Als junger Offizier auf Java kam ich manchmal mit ihnen in Berührung, und da —“

Das Gesicht des alten Herrn erheiterte sich; er kam in seine Jugenderinnerungen und die eine weckt die andere.

„Sie wollten die Hochmüthigen gegen uns spielen. Einzelne ließen es sich von ihnen gefallen, aber wir Andern nicht; besonders ein lieber,

braver Freund von mir — es war ein westfälischer Edelmann — und ich hatte manchen Strauß mit ihnen."

Natalie war blaß geworden, als der Oberst von einem westfälischen Edelmann sprach, der doch schon vor fünfzig Jahren gelebt hatte.

In Nanni stieg plötzlich ein Gedanke auf.

„Wie heißt der westfälische Edelmann, Onkel?"

Der Oberst sann nach. Er wußte es nicht mehr.

„Diese alten westfälischen Edelleute haben oft drei oder vier Namen. So war es auch mit ihm. Da vergißt man später sie leicht alle."

Die alte Christine trat in die Stube, zu der Oberstin.

„Der Kutscher Daniel wünscht die Frau Oberst zu sprechen."

Die Oberstin verließ mit ihr das Zimmer.

Die Wirthschafterin hatte etwas geheimnißvoll, etwas besorgt ausgesehen.

Auch dem Oberst war es nicht entgangen. Er sah seiner Frau neugierig nach. Er horchte nach draußen.

Draußen im Gange sprach die Oberstin mit dem Kutscher Daniel; die Worte waren nicht zu verstehen.

Der Oberst fuhr in seiner Erzählung nicht fort.

Die Oberstin kehrte zurück.

„Was war es, Rose?“

„Der Daniel will fremde Menschen in der Schlucht gesehen haben.“

„Wo?“

„Sie seien an der Weid vorübergezogen, nach dem Schlößli zu.“

„Und wie haben sie ausgesehen?“

„Er hat nur die dunklen Gestalten wahrgenommen.“

Dem Oberst mußte etwas eingefallen sein.

„Waren es viel?“ fragte er.

„Vier oder fünf.“

Es schien den Obersten zu beruhigen.

„Der Weg zum Schlößli führt durch die Schlucht nach Bubikon. Es mögen Leute aus der Nachbarschaft gewesen sein. — Aber es ist doch schon spät,“ sagte er dann. Er gab seiner Frau einen Wink. Die Oberstin winkte wieder Fräulein Nanni. Zu Natalie sagte sie:

„Der Onkel hat mit Dir zu reden.“

Sie verließ mit Nanni das Zimmer.

Natalie war weiß wie der Schnee geworden.

Der Oberst saß in seiner ganzen ernsten, aber milden Ruhe des Abends da.

„Ja, Natalie, ich habe mit Dir zu reden, und es betrifft das Wohl Deines ganzen Lebens. Seien wir daher vollkommen offen und wahr gegen einander. Gieb mir die Hand darauf.

Natalie gab ihm schweigend die zitternde Hand.

Sie saßen neben einander.

„Und nun beantworte mir zuerst einige Fragen: Du nahmst den Herrn Murschel an, weil ich ihn Dir ausgesucht hatte?"

„Ja, Onkel.

„Du liebtest ihn nicht?"

Natalie sah schweigend vor sich nieder.

„Antworte mir, Natalie. Liebtest Du ihn?"

„Nein, Onkel."

„Hast Du später mehr Zuneigung zu ihm empfunden?"

„Ich weiß es nicht."

„Das heißt Nein?"

Sie antwortete nicht.

„Glaubtest Du, eine glückliche Ehe mit ihm führen zu können?"

„Ich dachte es mir, Onkel, und ich denke noch so."

„So, so?" sagte der Oberst. Er sann eine Weile nach.

„Braves Mädchen!“ sagte er dann. „Und Du liebtest doch einen Andern?“

Natalie wurde glühendroth, wieder leichenblaß, sie konnte kein Wort hervorbringen.

„Du liebtest, Natalie, und Du liebst noch. Ich war gestern Abend gegen meinen Willen Zeuge Eures Gesprächs beim Schlößli. Sei offen gegen mich.“

„Ich liebte, Onkel!“

„Und Du liebst noch?“

„Ja.“

„Wer ist es?«

„Der Freiherr v. Alten. Wir sprachen gestern von ihm.“

„Ich dachte es. Ich hatte es ja gehört.“

„Er ist ein braver, edler Mann, Onkel.“

„Ich glaube es. Ich meine, es auch gehört zu haben. Aber glaubtest Du mit ihm eine glückliche Ehe führen zu können?“

Sie schwieg.

„In der Fremde? In ganz anderen Verhältnissen, in einem ganz anderen Leben? Du bist ein so echtes, tüchtiges, einfaches Schweizerkind! — Aber lassen wir das. Sprechen wir wieder von dem Herrn Murschel. Natalie, er kann Dein Mann nicht werden.“

„Ich bin seine Verlobte, Onkel."

„Höre mir zu. Er ist fallit!"

„Onkel, wir haben Geld! Ich!"

„Für das Unglück! Nicht für Schlechtigkeit! Nicht einmal für Leichtsinn!"

„Erzähle mir, Onkel."

„Er war heute hier. Er theilte mir mit, daß er nächster Zeit Zahlungen zu leisten habe, aber augenblicklich keine Mittel besitze, seine Gläubiger zu befriedigen. Er bat mich um Geld, dessen er bedurfte. Es war eine hohe Summe. Ich war bereit, sie ihm zu geben, wenn er mir ganz offen seine Lage entdeckte und ich dadurch die Ueberzeugung gewinne, daß er nicht durch eigene Schuld sie herbeigeführt habe. Er wollte nicht klar reden, schon das gefiel mir nicht. Sein Compagnon in Newyork habe ihn betrogen. Ich mußte ihn fragen, in welcher Weise? Da kam es denn endlich heraus, daß er schon seit Monaten Briefe von ihm hatte, die den Rückgang des Geschäftes in der dortigen schweren Zeit ihm anzeigten. Ich fragte ihn, warum er mir nicht damals gleich Mittheilung davon gemacht habe; es sei seine Pflicht gewesen. Er habe sich bei Freunden in Amerika zuerst erkundigen müssen, war seine Ausrede. Was für Nachrichten er von seinen Freun-

den erhalten habe? fragte ich ihn. Das Geschäft gehe gut, könne nicht schlecht gehen, war die Antwort. Schreibe sein Compagnon Langenfeld das Gegentheil, so wolle dieser ihn betrügen. — Wann er diese Nachricht erhalten habe? — Vor sechs Wochen. — Was er darauf gethan? — Er habe an Langenfeld geschrieben, ihm die Bilanz des Geschäftes zu schicken. Und nun kam es weiter heraus, daß er von Langenfeld keine Antwort erhalten, dagegen Briefe aus Newyork an ihn gekommen seien, die Zahlungen von ihm forderten, da Langenfeld unter nichtigen Vorwänden Zahlung verweigere.

«Und warum reisten Sie nicht auf der Stelle nach Newyork?» fragte ich ihn. «Warum thaten Sie das nicht schon auf jenen ersten Brief Langenfeld's? Warum nicht auf die Nachrichten von Ihren Freunden?»

„Er habe gefürchtet, zu seinem Hochzeitstage nicht zurück sein zu können, war seine Antwort.

«Konnte, mußte die Hochzeit nicht aufgeschoben werden?» — Er hatte darauf keine Antwort.

«Wollten Sie nicht vorher die Frau und das Vermögen der Frau sicher haben?» mußte ich ihn fragen.

«Bei Gott, daran dachte ich nicht,» sprach er.

„Aber mir war ein anderer Gedanke gekommen.

«Seit wann sind Sie mit Langenfeld associirt?» fragte ich.

«Seit fünf Jahren.»

«Und jetzt auf einmal ist er der Betrüger gegen Sie geworden?»

«Früher war ich da!»

«Sonst hätte er Sie schon früher betrogen?»

„Er wurde verlegen, da redete er sich zum zweiten Male fest.

«Ich traute ihm nicht.»

«Sie trauten ihm also nie?»

„Er konnte sein Wort nicht zurückziehen.

«So recht nicht,» stotterte er.

«Warum nicht? Ich will es Ihnen sagen: Weil Sie ihn schon kannten, als Sie sich mit ihm associirten.»

„Er mußte wieder schweigen. — Und nun, Natalie?"

Natalie schwieg.

„Höre weiter, mein Kind. Ich kenne das Treiben dort in Amerika. Nirgends in der Welt lernt man mehr als dort und geht man mehr darauf aus, die Menschen für seine Zwecke zu benutzen und auszunutzen, weil man nirgends in der Welt mehr in möglichst kurzer Zeit ein mög-

lichst großes Vermögen erwerben will. So verbanden sich auch der Herr Murschel und der Herr Langenfeld. Sie kannten sich, sonst hätten sie sich nicht verbunden. Der Herr Langenfeld, schon als Schwindler bekannt, wollte sich durch den guten geachteten Namen und durch den Credit des ehrlichen Schweizers Murschel in der öffentlichen Meinung der besseren kaufmännischen Welt wieder herstellen und zugleich das Geld mitnehmen; der Herr Murschel wollte durch die Gewandtheit und durch die Speculationen des in Amerika längst vor ihm einheimischen, mit allen Verhältnissen vertrauten Schwindlers, dem er ja stets auf die Finger sehen werde, in wenigen Jahren doppelt reich werden. — Nur so kann die Sache stehen, nach den eigenen Aeußerungen Murschel's, nach den Briefen seiner Freunde, die sofort nur an Betrug dachten, nach dem Resultate, das jetzt eingetreten ist. Hast Du Zweifel, Natalie?"

Sie hatte keine. Aber —

„Er hat doch nur leichtsinnig gehandelt," sagte sie.

„Auf einen, mit einem Betrüger speculiren, nennst Du nur leichtsinnig?"

„Warum sollen wir das Schlechteste annehmen?"

„Wohlan, es sei nur Leichtsinn gewesen. Willst Du die Frau des Leichtsinnigen werden, der — Du mußt die Lage genau kennen — der morgen früh, an dem Tage, der zu seinem Hochzeitstage bestimmt war, die Wahl hat, zweimalhunderttausend Franken für seinen Leichtsinn zu bezahlen oder in den Schuldthurm zu wandern? Aber er hat die Wahl nicht. Das Geld fehlt ihm. Um zwölf Uhr morgen sollte er mit Dir am Traualtar stehen, um zehn Uhr führt der Waibel ihn in die Schuldhaft ab."

Natalie erschrak.

„Onkel, es ist nicht so!"

„Es ist so. Er selbst stellte mir die Alternative, mir, Dir!"

„Und Du gabst ihm das Geld nicht?"

„Nein!"

„Onkel, ich bitte, ich beschwöre Dich, geben wir es ihm. Ich bin ja reich —"

„Nicht für Betrüger, nicht für den Leichtsinn Anderer."

„Er ist jetzt ein Unglücklicher. Er wird sich bessern."

„Auf Deine Kosten! Mit Deinem Vermögen!"

„Es gehört ihm ja Alles, was ich habe.

Schon jetzt! Darf die Verlobte den, dem sie Anhänglichkeit und Treue für das ganze Leben gelobt hat, mehr im Unglück verlassen, als die Gattin den Gatten?"

„Ich würde ihm das Geld nicht geben, auch wenn er schon Dein Gatte wäre."

„Aber ich!"

Die sanfte, weiche, gehorsame Natalie rief es in edler Aufregung ihres Herzens.

„Aber ich bin Dein Vormund," sagte der Oberst kalt.

„Und was wird die Welt morgen sagen?" fragte Natalie.

Der Oberst hatte auch darauf eine Erwiderung.

„Was würde sie übermorgen nach Eurer Trauung sagen, wenn übermorgen neue Wechsel kämen? Jede Post aus Amerika kann sie bringen. Er selbst stand nicht dafür ein."

„O, Onkel, geben wir ihm das Geld!" bat Natalie noch einmal.

Und noch einmal sagte der strenge Mann:

„Nein! Es ist gegen Dein Glück, gegen meine Pflicht, der Dein Glück anvertraut ist."

Und dann fuhr er fort:

„Und es wird mir schwer, Dir das Letzte zu

sagen, Natalie, und doch wird es mir wieder leichter, nachdem ich Dein Herz kenne — ich habe dem Herrn Murschel erklärt, daß Deine Verlobung mit ihm aufgehoben sei, unwiderruflich. Dabei muß es bleiben."

Natalie verhüllte ihr Gesicht.

Der Oberst schwieg, er ehrte ihr Gefühl.

Sie saßen lange stumm beisammen.

„Willst Du nicht zu der Tante gehen?" fragte der Oberst dann.

Der brave Mann fühlte ihr Bedürfniß, ihren Schmerz, ihr Unglück einem mütterlichen, einem weiblichen Herzen anzuvertrauen.

Und Natalie war sehr unglücklich. Sie erhob sich, um zu gehen.

Die Thür des Zimmers wurde geöffnet. Die Oberstin trat ein, mit bleichem Gesichte. Nanni folgte ihr, sie war bläßer als die Tante.

„In der Schlucht wird geschossen, Martin," sagte die Oberstin.

„In welcher Gegend?"

„Beim Schlößli, wie es scheint."

Der Oberst sprang auf.

„Und ich hatte es nicht beachtet. Ich trage die Schuld."

„Du trägst keine Schuld, Onkel," sagte Fräu-

lein Nanni. „Ich habe den langen Hauptmann gewarnt."

„So? Und wo?"

„Auf dem Felsberge."

„O, da warst Du mit ihm?"

„Und mit Natalie und —"

Nanni sprach mit einer so besondern Sicherheit, gar Keckheit.

Aber der Oberst achtete nicht weiter darauf.

„Gleichviel," sagte er. „Auch ich hätte ihn warnen sollen. Und sollte ich einen Ueberfall, einen frechen Raub fremder Söldlinge in unserem freien Lande dulden?"

Er riß ein Fenster auf.

Einen Augenblick horchte er hinaus.

Man hörte Schüsse in der Schlucht, sie kamen aus der Gegend des Schlößli.

„Daniel!" rief der Oberst in die dunkle Nacht.

„Herr Junker Oberst!" antwortete der alte Kutscher.

„Holt Eure Büchsen, alle Knechte, die da sind. Wir müssen hin. Macht schnell! Ich bin in drei Minuten bei Euch."

Seine Waffen hingen an der Wand.

Er umgürtete sich mit einem Säbel und nahm

zwei Pistolen. Er war nicht mehr unwohl, nicht mehr schwach, nicht mehr alt, der muthige, tapfere Greis! Seine Wangen glühten, seine Augen leuchteten. Er stürzte aus dem Zimmer.

Die Oberstin war auf einen Stuhl gesunken.

„Es wird sein Tod sein!“

Ihn zurückzuhalten, wo es Muth, Ehre, Rettung galt, die brave Frau hatte nicht daran gedacht.

Nanni hielt die weinende Natalie umfaßt.

„Ich habe Alles gehört, Natalie. Kann denn ein so edles Herz unglücklich werden?“

„Denken wir an den Onkel, an die Tante, Nanni!“

Sie horchten in lautloser Angst. Hinten in der Schlucht wurde noch geschossen.

Der Oberst war mit den Leuten fortgeeilt. Eine Zeit lang hörte man noch ihre Schritte, dann nur noch das Schießen. Der Oberst mit seinen Leuten konnte das Schlößli erreicht haben.

Noch fielen Schüsse. Auf einmal hörten sie auf; die tiefste Stille war ringsumher. Es war eine entsetzliche Stille in der dunklen Nacht, unmittelbar nach dem Kampfe.

Die drei Frauen in dem Gemache horchten athemlos hinein.

Es dauerte lange so, länger als eine Viertel-

stunde; es war eine so kurze und und eine so furchtbar lange Zeit.

Schritte wurden hörbar. Sie kamen aus der Schlucht, vom Schlößli her, und gingen langsam, schwer. Sie näherten sich der Weid.

Unten vor dem Hause standen, ebenso athemlos in die Dunkelheit und Stille der Nacht hineinlauschend, die weiblichen Dienstboten der Weid.

„Sie tragen Einen!“ rief die alte Christine.

„Es ist ein Todter!“ rief entsetzt eine andere Stimme.

„Mein Mann!“ brach die Oberstin zusammen. Der «Junker Oberst!» sagte sie nicht.

XV.

Der Hochzeitstag.

Am andern Morgen war die Oberstin schon früh auf.

Die alte Wirthschafterin Christine war noch früher rührig. Sie ging forschend und suchend im Hause umher, ob noch irgend ein Fleckchen oder Stäubchen zum Reinigen oder Abputzen zu entdecken sei. Gescheuert und geputzt wurde die ganze vorige Woche in dem ganzen Hause, es

konnte sich dennoch wieder etwas gefunden haben, das den Gästen, die heute erwartet wurden, nicht in das Auge fallen durfte.

Die Bewegungen der alten Dienerin waren so besonders leise. Auch die Oberstin wagte kaum aufzutreten. Ueberall im Hause herrschte die tiefste Stille; man hörte keinen Laut darin.

Die Wirthschafterin war oben im Hause beschäftigt, in dem Gange, an welchem die Schlafgemächer des Obersten und der Oberstin lagen. Bei dem ersten Schritte aus ihrem Schlafzimmer hatte die Oberstin sie getroffen.

„Habt Ihr nichts gehört, Christine?" fragte die Oberstin mit lauter Stimme.

„Noch nichts, Frau Oberst."

„Das wird heute eine schöne Hochzeit werden, Christine!"

Die Wirthschafterin antwortete auf die Bemerkung nicht.

Die Oberstin ging an eine Thür gegenüber, um daran zu horchen. In demselben Augenblicke wurde die Thür von innen geöffnet. Der Oberst stand darin, völlig angekleidet.

„Guten Morgen, Rose!"

„Bist Du schon auf, Martin?"

„Schon lange. Ich wollte Dich nicht wecken."

„Und ich Dich nicht."

„Was macht er, Rose?"

„Ich weiß es nicht. Auch die Christine hat noch nichts gehört."

„Es ist ein gutes Zeichen. Ich werde hinuntergehen und mich erkundigen."

„Thue das, Martin. Ich gehe unterdeß zu den Mädchen. Natalie hat doch noch Manches zu ihrem Ehrentage vorzubereiten, nnd die Gäste kommen schon um Zehn, die nächsten Verwandten noch früher."

„Hm, Rose," sagte der Oberst, „ich denke, Du läßt die Mädchen noch schlafen. Sie sind spät ins Bett gekommen."

„Nicht später als wir, Martin!"

„Aber sie sind jung und bedürfen des Schlafes mehr, als wir alten Leute."

Die Oberstin widersprach nicht mehr; sie war eine zu brave Hausfrau.

Der Oberst ging die Treppe hinunter. Die Oberstin ging in tiefem Sinnen in das Zimmer ihres Eheherrn; sie sah auch dort nach jedem Stäubchen, und es that wohl mehr noth, als irgend anderswo im Hause.

Nach zehn Minuten kam der Oberst zurück.

„Wie geht es ihm, Martin?"

„Er hat eine bessere Nacht gehabt, als der Arzt erwartet hatte. Er hat, wenn auch mit Unterbrechungen, ein paar Stunden geschlafen."

„Und jetzt?"

„Das Fieber ist gegen Morgen wieder heftiger geworden. Es war aber vorauszusehen; der Arzt hat keine Besorgniß deshalb."

„Er giebt also noch immer Hoffnung?"

„Bei völliger Ruhe, und wenn keine unvorhergesehenen Umstände eintreten."

„Und wir haben diese geräuschvolle Hochzeit hier im Hause."

„Hm, Rose, über die Hochzeit muß ich noch mit Dir reden. Gestern Abends hatte ich keine Zeit mehr dazu, ich mußte vorher mit der Natalie sprechen; dann kam die unglückliche Schlößligeschichte und —"

„Wie hätte man auch bei der Noth und Angst von Hochzeit sprechen können, Martin?"

„Ja, Rose, und ich wollte Dir auch nicht noch mehr Angst und Noth für die Nacht machen. Abzuändern war ohnehin an dem späten Abend nichts mehr."

„Was sprichst Du da, Martin?"

„Wir werden heute keine Hochzeit haben, Rose!"

„Was —?"

Die Oberstin zitterte heftig am ganzen Körper.

„Setze Dich, Rose," sagte der Oberst.

Er führte sie zu seinem Sopha.

„Was sagtest Du, Martin?" fragte sie mit bebender Stimme.

„Natalie ist keine Verlobte mehr! Wir haben daher heute keine Hochzeit. Es thut mir leid für Dich, Rose."

Sie konnte ihm leid thun, die alte, brave Frau. Sie lag wie eine Leiche auf dem Sopha.

„Und die Gäste sind nicht abbestellt?" konnte sie noch mit matter Stimme fragen.

„Es war nicht möglich."

Sie fiel ganz zurück. Die Augen schlossen sich ihr. Sie lag unbeweglich.

Der Oberst wußte, daß sie eine starke, kräftige Frau war.

Nach einer Weile rührte sie sich; sie schlug die Augen wieder auf und konnte wieder sprechen.

„Und die Gäste kommen alle, Martin?"

„Ich denke."

„Und was werden sie sagen?"

„Allerlei, denke ich."

„Und was werden wir ihnen sagen?"

„Ich denke, die Wahrheit. Es wird das Beste sein."

„Ich lasse mich nicht vor ihnen sehen, Martin. Ich lege mich zu Bett. Ich lasse mich vor keinem Menschen wieder sehen, in meinem Leben nicht. Wie könnte ich auch noch leben? Das ist der Nagel zu meinem Sarge; es ist mein Sarg selbst, mein Grab. Das ist noch nie in unserer Familie passirt, in Deiner nicht, in meiner nicht. Das hat man im ganzen Canton noch nicht erlebt! Das ist eine Schmach, die nimmer auszulöschen ist!“

Der Oberst unterbrach ihre Klagen nicht. Als sie schwieg, sagte er:

„Heute wirst Du doch noch wohl die Honneurs des Hauses machen müssen, liebe Rose. Die Nanni möchte es nicht verstehen und für die Natalie schickt es sich unter solchen Umständen nicht.“

„Nein!“ rief die Oberstin. „Es schickt sich nicht für sie.“

Der Gedanke richtete sie auf, gab ihr die volle Kraft zurück.

„Und nun erzähle mir, Martin! Was ist geschehen? Was ist der Grund von dem Allen?“

„Daß Natalie nicht unglücklich werden darf, Rose. Der Herr Murschel ist nicht nur fallit, er ist ein Schwindler, der sich mit Schwindlern ein-

gelassen hat, um durch sie reich zu werden. Er selbst wurde zuletzt der Betrogene und denkt nun das jenseits des Meeres verunglückte Geschäft mit desto mehr Erfolg hier fortzusetzen. Die arme Natalie sollte sein erstes Opfer werden. Ich durchschaute ihn; er mußte sich selbst mir verrathen. Ich konnte Natalie retten."

„Und Du mußtest es, Martin. Aber ein schweres Unglück ist es doch. Keine Hochzeit, und alle die Gäste!"

„Und die arme Natalie!" sagte der Oberst.

„Ja, auch die arme Natalie!"

Die Oberstin stand auf.

„Ich will sie trösten!"

Der Oberst hielt sie zurück.

„Ein paar Worte vorher, Rose, Du mußt Alles wissen."

„Es ist noch mehr?"

„Hattest Du schon früher von dem Baron Alten gehört, Rose?"

„Dem Verwundeten da unten?"

„Ihn meinte ich."

„Wir sprachen vorgestern bei Tische von ihm. Es war das erste Mal, als ich den Namen hörte."

„Ich erinnere mich. Nun, Natalie liebt ihn."

„Den Fremden?" sagte die Oberstin.

Sie schüttelte ungläubig den Kopf.

„Den Fremden, Rose! Und ich fürchte, es ist keine gewöhnliche Liebe, keine, die vorübergeht.“

„Martin, ich hoffe nicht!“

„Ich fürchte desto mehr, Rose. Ich fürchte, das Leben des Mädchens ist mit dieser Liebe verwachsen.“

„Martin —!“

„Sie war mit ihm verlobt, heimlich. Sie zerriß das Band, aus Gehorsam gegen mich, um dem Herrn Murschel ihre Hand zu geben. Es hätte freilich ihr Tod sein können, und ich leugne nicht, daß es mir leichter wurde, ihre Verlobung mit dem Herrn Murschel zu trennen. Aber nun liegt der Freiherr hier im Hause verwundet auf den Tod. Und er hatte sich so wahrhaft ritterlich gehalten; er war so muthig! Und Natalie weiß das Alles, und — Rose — es ist ein großes Unglück!“

Der Oberstin war noch einmal der Schreck heftig in die Glieder gefahren. Sie hatte sich wieder setzen müssen.

„Das ist ein Unglückstag!“ jammerte sie.

Aber dann sprang sie auf.

„Ein Unglück, sagst Du, Martin? Es wäre mehr; es wäre — ich mag es nicht aussprechen.

Natalie die Frau des Fremden, des Flüchtlings? des —? Natalie die Frau eines Menschen, der ihr das brave Herz verrückt hat, um ihre Millionen zu bekommen? Da nehme sie noch lieber den Murschel, wenn er auch ebenfalls nichts hat! Höre, Martin, ich gönne Niemandem Böses, und der Mensch liegt in unserm eigenen Hause; aber ich wollte —"

„Rose, sprich das Wort nicht aus!"

„Soll unser Kind unglücklich werden? Sie ist unsere, Deine Nichte. Aber haben wir sie nicht immer geliebt, als wenn sie unser eigenes Kind wäre? Lieben wir sie nicht noch so? Und sie soll die Frau des fremden Abenteurers werden?"

„Rose, woher weißt Du, daß er ein Abenteurer ist? Du wußtest ja nichts von ihm!"

„Was kann er anders sein? Wie hätte er sich sonst in das Herz des Kindes gestohlen?"

Die Oberstin war auf einmal eine ganz andere Frau. So war sie wohl in ihrem Leben nicht gewesen.

„Rose," sagte der Oberst, „die Königin hatte sich ihm anvertraut, und er setzte sein Leben für sie ein. Thut das ein Abenteurer?"

„Gleichviel —"

„Er hat sich wie ein edler Mann gezeigt. Aber gleichviel! wie Du sagst. Sei er, wer er wolle,

den Gedanken, daß der arme, verwundete, krank auf den Tod unter unserm Dache liegende Mensch —"

„Sprich es nicht aus! Sprich es nicht aus!" rief die Oberstin. „Es wäre ein sündhafter Gedanke. Vergebe Gott mir ihn! Vergieb Du mir ihn!"

Sie fiel weinend dem Mann um den Hals.

„Du bist ja meine brave Rose! Und in Deinem Herzen hat Gott den Gedanken nicht gesehen!"

„Wir haben ohnehin Unglück genug, Martin."

„Ja, liebe Rose, und dieses letzte ist ein schweres Unglück. Ich kenne Natalie. Sie hat das weiche Herz, das nur in dem stillen, ruhigen, friedlichen und zufriedenen Familienleben unserer Heimath gedeihen und leben kann. Das Leben in der Fremde — es ist ein größeres, es mag den Menschen auf höhere Standpunkte heben; aber es ist dafür ein unruhigeres, es fehlt ihm der stille innere Friede, es faßt die Herzen mit rauherer Hand an. Unsere Natalie ist nicht dafür geschaffen."

„Und sie würde darin zu Grunde gehen, Martin. Sie kann nur leben in unserer theuren Heimath. An ihr hängt ihr Herz. In ihr, in unserem Leben wurzelt es, wie der Baum in seinem Boden. Wird er herausgerissen, so stirbt er ab. Natalie darf nicht die Frau des Fremden werden."

„Sie darf nicht, Rose!"

Sie waren Beide darüber einverstanden.

„Aber sage ihr heute nichts, Rose!" bat der Oberst. Der Tag ist ihr schon schwer genug."

„Sie soll nur Trost von mir hören."

Damit ging die prächtige Frau.

Sie ging leise, kaum hörbar, die Treppe hinunter, um die Ruhe des Schwerverwundeten nicht zu stören, der in ihrem Hause Aufnahme gefunden hatte.

Der Kranke lag unten, in einem der „Gastzimmer" des Hauses, die alle für die heute zur Hochzeit erwarteten Gäste doppelt sorgfältig und bequem aufgeputzt und eingerichtet waren. Die Oberstin war die Erste gewesen, die das Zimmer geöffnet hatte, als der Verwundete in das Haus getragen wurde; es war das nächste, das ruhigste, das bequemste. Die Gäste freilich, für die es bestimmt war? Sie dachte wohl nur erst jetzt daran. Oder sie wollte daran denken.

Sie vernahm ein leises Flüstern unten im Gange, in der Nähe des Krankenzimmers. Sie ging leiser. An der Biegung der Treppe konnte sie die Flüsternden sehen. Es waren Nanni und der lange Hauptmann v. Hachenberg.

Der Hauptmann war mit dabei gewesen, als

gestern Abends der Verwundete hergebracht wurde. Er hatte mit dem Arzte bei ihm gewacht. Nanni stand mit ihm sehr ungenirt in der dunklen Ecke des Ganges. Die Oberstin wollte die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen.

„Auch die? Sie hat freilich nur halbes Schweizerblut in ihren Adern. Aber am frühen Morgeu mit dem Mann da allein zu stehen! Einem wildfremden Menschen! Und als wenn sie schon längst mit ihm bekannt wäre! Und — wahrhaftig! Was ist denn das?"

Sie lauschte.

„Sie verzeihen mir also wirklich, mein Fräulein? Es ist nicht eine banale Phrase?"

„Hatten Sie schon banale Phrasen von mir gehört, mein Herr?"

„Nein, nein! Und auch Ihre Cousine wird mir verzeihen!"

„Sie hat Ihnen verziehen."

„Sie nehmen mir einen Stein vom Herzen, mein Fräulein. Ich bin zuweilen roh —"

„Nur zuweilen?"

„Ihr Vorwurf ist ein berechtigter, ich hatte ihn verschuldet, ich wußte es. Um so schwerer drückte mich mein Benehmen gegen Sie."

„Sprechen Sie die Wahrheit, Herr von Hachenberg?"

„Bei Gott!"

„So hören Sie auch von mir die Wahrheit. Meine Cousine und ich haben Ihnen seit gestern Abend Alles und gern verziehen. Unser braver Onkel — Sie haben bei ihm auch einen Stein im Brette gewonnen — hat uns erzählt, wie muthig Sie die arme Königin vertheidigt, wie Sie dann, ohne Beachtung des eigenen Lebens, so treu den Freund beschützt haben. Das wird Ihnen Gott lohnen. Entschuldigen Sie, daß ich Sie so lange von dem Verwundeten zurückhielt."

Sie wandte sich.

Der Hauptmann kehrte in das Krankenzimmer zurück.

Fräulein Nanni ging zu der Treppe. An dieser trat ihr die Oberstin entgegen.

„Was hattest Du mit dem fremden Menschen?"

„Du hast ja wohl Alles gehört, Tante!"

„Ja, und ich will wissen —"

„O weh!" flog es durch Nanni's Kopf. „Und ihre Laune wird heute nicht die beste sein! Keine Hochzeit, da werde ich büßen müssen."

Aber das kleine Fräulein wußte sich immer zu helfen.

„Du willst wissen, was ich hier machte, Tante?“

„Ja, das will ich wissen.“

„Natalie hatte mich geschickt.“

„Zu dem fremden Hauptmann?“

„Zu ihm, um ihn zu fragen, wie der verwundete Freiherr geschlafen habe.“

„Darf ein ehrbares Mädchen danach fragen?“

„Er ist sterbenskrank, Tante!“

„Freilich, und wie geht es ihm?“

„Der Arzt sei vollkommen zufrieden, sagte mir der Hauptmann.“

„Ja, ja. Aber es schickte sich dennoch nicht für Natalie.“

„Sie ist ja keine Braut mehr, Tante.“

Fräulein Nanni sagte es triumphirend, jubilirend. Es hatte ihr schon wohl das Herz abdrücken wollen, daß sie es nicht gleich anfangs sagen konnte.

Das Herz der Tante wollte sich entsetzen.

„Und darüber freust Du Dich?“

„Ja, Tante! Ja!“

„Unglückskind!“ rief die Tante wieder, wie gestern.

„Und ich freue mich über noch mehr, Tante!“

„Es wird hoffentlich etwas Besseres sein.“

„Ja, ja! Ueber den Kranken dort, Tante!

Ueber die tiefe Schußwunde, die er in der Brust hat!“

„Was? Was?“

„Und ich werde den Hauptmann um die Kugel bitten, die sie herausgezogen haben!“

„Unterstehe Dich!“

„Für Natalie, Tante!“

„Für sie noch weniger.“

„Pah, liebe Tante —“

Die Oberstin wurde sehr ernst.

„Höre, Nanni! Wir haben schon Unglück genug im Hause. Trage Du nicht dazu bei, daß es noch größer wird.“

„Unglück, Tante! Daß die Hochzeit nicht ist?“

„Ist das nicht genug? Und da fällt mir ein, daß ich nun noch die schwere Aufgabe habe, es den Dienstboten zu verkünden, damit wir nicht noch mehr blamirt werden. Die Ehrenpforten müssen fort, die Guirlanden, die Kränze. Ich möchte in die Erde versinken, Nanni.“

„Hm, Tante, ich wüßte ein Mittel!“

„Wie?“

„Wenn wir doch im Hause Hochzeit machten!“

„Was schwatzest Du da?“

„Die Natalie mit dem verwundeten Freiherrn!“

„Großer Gott —! Aber was kann man

anders erwarten von der fremden Erziehung, dem fremden —?“

Auch Fräulein Nanni wurde ernsthaft.

„Tante! Wir sind vor der Thür! Die arme Natalie ist wahrhaftig sehr unglücklich.“

Sie standen vor dem Kämmerlein der beiden Cousinen.

„Noch Eins, Nanni! Was hattest Du mit dem Hauptmann? Was solltest Du ihm verzeihen?“

„Das ist eine lange Geschichte, Tante.“

Damit öffnete das kleine Fräulein die Thür. Sie traten in das Gemach. Natalie saß mit verweinten Augen am Fenster. Sie hatte die ganze Nacht geweint, sie weinte noch. Nanni nahm sie in ihre Arme und flüsterte ihr zu:

„Er ist außer Gefahr! Der Arzt steht für ihn ein. Beruhige Dich, Du wirst glücklich werden.“

Die Tante hörte die leisen Flüsterworte nicht; aber sie sah das weinende Mädchen, sie mußte sie trösten.

„Es ist hart für Dich, Natalie. Aber Gott hat es doch so am besten gefügt. Wenn das Unglück nun zwei Tage später gekommen wäre! Welches Elend wäre über uns Alle hereingebro-

chen! Und seine Frau wärst Du einmal gewesen, und hier hättet Ihr nicht bleiben können; Ihr hättet doch nach Amerika hinüber müssen! Jetzt soll Dich nichts mehr von uns trennen, Du gutes Kind. Und was den heutigen Tag betrifft — die Gäste kommen nun einmal — sie waren nicht mehr abzubestellen — der Junker Oberst hätte es mir auch wohl früher sagen können — aber es ist vorbei, indeß, Du sollst nicht darunter leiden, Du sollst den ganzen Tag in Deinem Stübchen bleiben, und ich werde dafür sorgen, daß Niemand zu Dir kommt. Und nun weine auch nicht mehr."

Das weiche Herz Nataliens mußte um so mehr weinen.

Das brave Herz der Tante mußte um so mehr trösten.

„Mit dem Verwundeten da unten geht es ja auch besser. Wir brauchen uns nicht um ihn zu ängstigen."

„Wir freuen uns über ihn, Tante!" rief Fräulein Nanni.

„Nun, nun, das wüßte ich eben auch nicht."

„Wir sind sogar stolz auf ihn. Mit welcher Freude sprach der Onkel von ihm! Der alte, brave Junker Oberst wurde wieder jung, als er von dem jungen Helden erzählte, wie er dem

plötzlichen hinterlistigen Ueberfall, den sie vielleicht erst später in der Nacht erwartet, auf den sie sich hatten vorbereiten wollen, sich entgegengeworfen; wie er allein, nur mit seinem Dolche bewaffnet, sich vor die Thür der Königin gestellt, gegen sechs, acht bis an die Zähne bewaffnete Menschen gekämpft, um den Anderen Zeit zu verschaffen, mit der Königin zu entfliehen — sie hatte an die Weid gedacht, wenn die Ausgänge der Schlucht versperrt seien, — wie er zuletzt überwältigt worden, wie sie ihn verwundet, blutend niedergeworfen, über ihn hin in das Gemach der Königin gedrungen seien, wie es aber dem Prinzen und dem Hauptmann wirklich unterdeß gelungen sei, mit der Königin durch eine andere Thür zu entkommen; wie die Bande ihnen nachgesetzt sei, wie wacker der junge, muthige Freiherr sich wieder aufgerafft, ein verlorenes Gewehr ergriffen, sie verfolgt, sie eingeholt, mit dem Hauptmann und der Dienerschaft vereint einen neuen Kampf gegen sie begonnen habe. Es war vergebens gewesen. Sie waren noch einmal von der Menge überwältigt, niedergeworfen worden, den Freiherrn hatte ein Schuß zu Boden gestreckt, die Königin war ergriffen, ein Theil der Räuber eilte mit ihr davon; der Hauptmann war nur noch übrig geblieben,

den Freiherrn gegen die Wuth der Anderen zu schützen, die den jungen Helden, dessen Tapferkeit ihnen den Sieg so schwer gemacht, vollends hatten niederstechen wollen. Er hätte unterliegen müssen, da war der brave Onkel, der alte Held, mit den Leuten der Weid gekommen. Die Wüthenden waren ihren Kameraden gefolgt, hatten, wie zum Hohn, noch einmal ihr Gewehr abgeschossen, waren in der Nacht verschwunden. Der Prinz und die Oberhofmeisterin hatten die Königin nicht verlassen wollen, waren mitgenommen. — Und da sollten wir nicht stolz sein, Tante? Wir Alle! Auch Du! Du auf den alten Helden, auf den wir stolz mit sind, und auf den anderen —! Ach, liebe Tante, Du sprachst eben von dem Unglück, daß nun heute die Hochzeit nicht sein soll, und ich erwiderte Dir, dem sei abzuhelfen, es könne immerhin heute Hochzeit im Hause sein, wahrhaftig, Tante, sieh —"

„Nanni!" rief entsetzt die Tante.

„Ja, sieh, Tante, wenn der Freiherr wollte — wenn ich Natalie wäre, ich ließe mich auf der Stelle mit ihm trauen, an dem Krankenbette, und wahrhaftig, ich gehe sofort zu dem Onkel und sage ihm: Lieber, bester Onkel, die gute Tante ist so unglücklich, daß heute keine Hochzeit sein soll, erlaube Du —"

„Es ist nun genug des Scherzes, Nanni," sagte die Oberstin.

„Aber sprechen dürfen wir von ihm, Tante —"

Ein Wagen fuhr auf den Hof. Die Tante sprang auf.

„Allmächtiger Gott, da kamen schon die ersten Gäste. Es ist mein Tod!"

Nanni war an das Fenster getreten.

„Es ist der Vetter Gustav."

In den Augen der Tante leuchtete die helle Freude.

„Kinder! Wenn er gute Nachrichten brächte? Wenn die Sache des Herrn Murschel arrangirt wäre! Wenn neue, gute Nachrichten aus Newyork eingetroffen wären! Jeder Tag bringt ja eine Post von da. Es wäre doch noch heute die Hochzeit! Wie sieht der Gustav aus, Nanni? Ist er vergnügt?"

„Er ist schon im Hause, Tante."

„Ich muß es wissen!"

Die Tante wollte aus der Thür stürzen.

Natalie war leichenblaß geworden.

„Wie sah er aus, Nanni?" fragte auch sie.

„Er sah wirklich vergnügt aus."

„Wenn er die Nachricht brächte!"

„Ich kratzte ihm die Augen aus."

Was wäre der armen Natalie damit geholfen? Die Oberstin war an der Thür aufgehalten. Der Vetter Gustav Becker aus St. Gallen trat ein. Der runde junge Mann trat so recht innerlich vergnügt ein, sein frisches rothes Gesicht strahlte.

„Frau Tante, Jungfer Basen, ich wünsche Ihnen allerseits einen guten Morgen!“

„Guten Morgen, Herr Vetter! Was bringen Sie so früh?“

„Ich bitte ab, Frau Tante, daß ich schon so früh komme; es schickt sich wohl nicht — die Frauenzimmer sind auch noch im Negligé —“

„Was bringen Sie, Herr Vetter?“

„Hoffentlich eine Nachricht, mit der die Frau Tante und die Frauenzimmer alle zufrieden sein werden, und das allein kann mich entschuldigen, wenn ich —“

„Aber was ist es, das Sie uns bringen?“

„Ich komme direct von Zürich — ich war noch gestern Abends mit dem letzten Zuge hierher gefahren, und mit dem ersten Zuge komme ich jetzt zurück — und nach St. Gallen habe ich telegraphirt.“

Natalie war einer Ohnmacht nahe.

„Soll man dem Menschen nicht die Augen auskratzen?“ flüsterte Nanni ihr zu.

„Herr Vetter," sagte die Oberstin, ich denke, Sie kommen endlich mit Ihrer Nachricht heraus."

„Ich habe die sämmtlichen Hochzeitsgäste abbestellt, Frau Tante, in Zürich und in St. Gallen. Ich dachte, unter obwaltenden Umständen müßte es Ihnen unangenehm sein, das Haus voll Gäste und keine Hochzeit darin zu haben."

Das Gesicht der Tante war ein wenig lang geworden.

Nanni aber stürzte auf den Vetter zu.

„Lieber Vetter Gustav, dafür muß ich Sie küssen."

Sie küßte ihn.

„Ach, ach, Jungfer Base! Liebe, beste Nanni, wie machen Sie mich glücklich!"

„Sie sind ein Goldmensch, lieber Vetter! Sie haben der Tante eine schwere Sorge vom Herzen genommen."

„Ja, ja, Herr Vetter!" sagte die Oberstin.

Nach dem ersten Augenblick der Enttäuschung war ihr das Herz doch sehr leicht geworden.

„Aber die arme Base Natalie?" flüsterte der Vetter Gustav seiner lieben Base Nanni zu.

„Sie findet sich christlich."

Aber auf einmal erschrak die Tante.

„Mein Gott, wo hatte ich denn meine Ge-

danken? Herr Vetter, das schickt sich ja nicht. Sie hier in der Stube der jungen Frauenzimmer und gar am frühen Morgen! Ach, das kommt von all' dem Unglück! Folgen Sie mir geschwind in das Wohnzimmer!"

XVI.

Eine Hochzeit ohne Hochzeit.

Acht Wochen später — es waren genau acht Wochen, wieder an einem Montage — „Montag wird nicht Wochen alt," sagt ein deutsches Sprichwort, und man unternimmt am Montag nichts, was gelingen oder von Bestand bleiben soll, zum Beispiel keine Reise, am wenigsten würde man an dem Tage seine Hochzeit halten; — in der Schweiz ist es anders; hier ist der Montag gerade der eigentliche Tag der Hochzeiten; selten werden sie auch am Dienstag gefeiert.

Acht Wochen später waren des Morgens noch ziemlich früh in dem kleinen Salon der Weid, der zum Wohngemach diente, wenn Gäste da waren, die beiden Cousinen Natalie von Wildegg und Nanni Leuzinger, und bei ihnen war der Freiherr Hermann v. Alten vom und zum Altenstein.

Der junge Freiherr war von seinen Wunden völlig wieder hergestellt, er sah nur noch etwas blaß aus.

Die schöne, feine, blonde Natalie blühte wie eine frische Rose.

Die Beiden saßen auf dem Sopha neben einander. Fräulein Nanni saß am Fenster, sah sehr langweilig aus, grade wie ein junges Fräulein, das bei einem Liebespaare die Ehrendame machen muß, und schaute, um sich die Langeweile zu vertreiben, aus dem Fenster. Sie hatte auch wohl noch einen andern Zweck.

Das Fenster stand offen. Es war schon im October, aber der Morgen war klar und hell, und die ersten Strahlen der Sonne, die über den Berg in die Schlucht und auf die Weid fielen, waren erwärmend und erquickend.

In dem kleinen Salon war Alles einfach wie sonst; auch das Haus zeigte in seinem Aeußeren nichts Besonderes; es sah aus, wie jeden Tag in der Woche. Dennoch gewahrte man bald, daß der Tag für die Weid ein ungewöhnlicher sein müsse. Im Hause, in den Nebengebäuden, in den Höfen und Gärten, überall herrschte ein tiefe, feierliche Stille; man sah nur selten einen der Bewohner des Hauses, und wen man sah, der

hatte gleichfalls ein feierliches Aussehen, war schon sonntagsmäßig gekleidet und schlenderte sonntagsmäßig müßig umher.

Selbst Fräulein Nanni zeigte in ihrer Langeweile den Ausdruck von etwas Feierlichem, trotzdem, daß sie sich dessen sogar bewußt sein mußte.

„Die arme Tante," sagte sie für sich. „Für sie allein ist heute kein Feier- und kein Ehrentag. Aber ihr Herz ist doch dabei, und gewiß in stiller, seliger Freude. Ihr Kummer ist ja nur, daß es eine Hochzeit ohne Hochzeit sein muß, und — das wollte sie gerade selbst."

Dann sah Fräulein Nanni wieder aus dem Fenster, und zwar mit einer gewissen Sehnsucht. Wartete sie auf Befreiung aus ihrer Langeweile?

Das Paar auf dem Sopha saß freilich still genug beisammen. Man hörte kein Wort von ihnen, leises Geflüster schwebte wohl zu Nanni herüber, aber sie achtete nicht darauf, so unbedeutend und gleichgültig mußte es ihr sein.

Doch endlich wurden auf dem Sopha auch vernehmliche Worte laut.

Die große Hausuhr im Flur schlug Neun.

„Er wird erst mit dem späteren Zuge kommen," sagte der junge Freiherr. „Wie meinst Du,

Natalie, wenn wir jetzt unsere Abschiedspromenade machten? Wir möchten später nicht mehr die rechte Zeit dazu finden."

„Wie Du willst, Hermann," sagte Natalie.

„Und Du, Jungfer Nanni?" fragte der Freiherr.

„Wie unser gestrenger Herr befiehlt."

Natalie war flüchtig roth geworden. Sie standen Alle auf. Shawls und Hüte für die beiden Damen lagen schon bereit. Zwei Minuten nachher waren sie vor dem Hause.

„Ei, wohin so früh?" rief ihnen eine Stimme entgegen.

„Du bist also doch da, Freund Hachenberg?"

„Wie Du siehst! Unterthänigster Diener, meine Damen!"

Der lange krumme Hauptmann v. Hachenberg kam auf das Haus zu. Er kam aus der Schlucht von Bubikon her, bis wohin er auf der Eisenbahn gefahren sein mußte. Ein Diener der Eisenbahn trug ihm seine Sachen nach.

„Kehren wir in das Haus zurück?" sah Natalie fragend den jungen Freiherrn an.

„Wohin wollten die Herrschaften?" wiederholte aber der Hauptmann.

„Zum Felsberge."

„Ah, um Abschied zu nehmen?“

„Nur für ein Jahr — kaum. Zum Sommer sind wir wieder hier.“

Der Herr v. Alten sah Natalie zärtlich an. Sie antwortete ihm mit einem freundlichen Lächeln; aber es lag doch etwas Schmerzliches darin.

„Darf ich Sie begleiten?“ fragte der Hauptmann.

„Sie werden zu müde sein,“ meinte Natalie.

„Und der Herr Hauptmann haben noch keinen Kaffee getrunken,“ warf Fräulein Nanni herausfordernd ihre frischen Lippen auf.

Auch der Hauptmann ward ein wenig roth.

„Wenn es nun doch der Fall wäre, mein gnädiges Fräulein?“

„So würde ich Ihre Tapferkeit bewundern, mein Herr Hauptmann.“

„Und wie das, mein Fräulein?“

„Früher trank der Soldat Schnapps, wenn es in die Feldschlacht ging — er konnte allerlei Auslegungen finden; jetzt nimmt er seinen Kaffee mit. Ich sehe nun freilich keine Feldschlacht hier.“

„Aber ich, meine Gnädige.“

„Und wo?“

„In ihren Augen brennt noch immer Kampfesgroll gegen mich.“

„Ah, Ihr Bewußtsein, daß Sie ihn verdient hatten, sieht ihn wohl.“

„Zum wievielten Male muß man um Verzeihung bitten?“

„Bis ich versöhnt bin.“

„Und wann wird das sein?“

„Wenn Sie das verdient haben.“

„Darf ich Sie um Ihren Arm bitten, mein Fräulein?“

„Sie wollen mich eine steile Höhe hinaufführen?“

„Wir lassen die Beiden vorangehen, und dann möchte ich mir allerlei Fragen an Sie erlauben.“

Sie hatten den Weg zu dem Feldberge fortgesetzt. Sie stiegen ihn hinan.

„Vorab eine Frage meinerseits,“ sagte Fräulein Nanni. „Welche Nachrichten bringen Sie von der Königin?“

„Sie durfte die Reise zu den Ihrigen fortsetzen,“ sagte der Hauptmann; „aber nur für wenige Wochen. Sie ist wieder an ihrem Hofe.“

Die Nachricht ergriff sie Alle. Sie gingen eine Zeitlang schweigend.

„Sie hatte doch die Heimath wiedergesehen,“ sagte Natalie dann.

„Und nun meine Fragen!“ bat der Hauptmann.

„Fragen Sie!“ sagte Fräulein Nanni.

„Wie hat sich das mit den Beiden da gemacht?“

„Ahnten Sie es nicht, als Sie abreisten?“

„Es war schon am achten Tage. Sie hatten sich damals noch nicht einmal gesehen.“

„Aber der Onkel hatte jeden Tag und jede Stunde von dem Muthe des jungen, verwundeten Freiherrn gesprochen — freilich auch von Ihnen, mein Herr — aber Ihr junger Freund war doch sein Abgott geworden, und als er nun vollends den Namen v. Altenstein hörte — er hatte ihn bisher nur als Freiherrn v. Alten gekannt — da war der «edle junge Mann» ihm ganz ins Herz gewachsen. Mein braver Onkel hatte auf der Insel Java mit einem westfälischen Edelmanne gedient, mit dem er befreundet gewesen war, von dem er in späterer Zeit oft erzählte, dessen Namen er aber verloren hatte, weil die westfälischen Edelleute oft drei bis vier Namen führten, und man da den einen über den anderen vergesse. Da hörte er zufällig, daß unser Verwundeter Freiherr v. Alten zum Altenstein heiße, und nun fiel ihm auf einmal der Name seines westfälischen Freundes wieder ein, der sich v. Altenstein genannt hatte, und es kam dann

gar heraus, daß das ein Verwandter, ein Großonkel des jungen Freiherrn gewesen, der bald nach seiner Rückkehr von Java gestorben war. Nun, was dann geschah, brauche ich Ihnen kaum zu erzählen. Als der Verwundete zum ersten Male sein Zimmer verlassen durfte, holte der Onkel selbst ihn ab, um ihn feierlich der ganzen Familie vorzustellen, auch Natalien; und der Tante gefiel diese Feierlichkeit so, und noch mehr die stille Bescheidenheit — ja, ja, mein Herr — die stille, liebenswürdige Bescheidenheit des Fremden, daß sie sogar zu Natalie sagte, es sei schade, daß er kein Schweizer sei. Das war nur noch ihr Bedenken und blieb es lange, und ist es auch wohl noch. Die Fremde, die Fremde! Es wird nicht gut thun mit dem Kinde in dem fremden Lande, unter den fremden Leuten; eine Schweizerin ist nur für die Schweiz, für das Schweizerleben geboren. Der Onkel sagte es auch noch eine Zeitlang. Aber da gewahrten sie, daß Natalie Tag für Tag mehr verfiel, und bei dem Verwundeten stellten sich gar schleichende Fieber ein, und ich legte mich ins Mittel und stellte dem Onkel vor, daß schleichende Fieber eine sehr gefährliche Sache seien, und die Auszehrung eines jungen Mädchens eine noch gefährlichere, und

der Onkel stellte es der Tante vor, und — die gute Tante hatte nun nur noch Ein oder ließ vielmehr nur noch Ein Bedenken laut werden: man könne doch nach der ersten verunglückten nicht so bald eine zweite Hochzeit halten, und ohne Hochzeit heirathen, das gehe gar nicht an. Dem hätte sich nun freilich abhelfen lassen; die jungen Leute konnten warten. Allein mein braver Onkel zählt seine achtundsiebzig Jahre und denkt an seinen Tod, zwar mit der ganzen Freudigkeit eines tüchtigen Mannes und guten Christen, aber auch mit aller Vorsicht eines Familienvaters. Ich könnte plötzlich sterben, sagte er einmal zu mir ganz allein, und dann würde ein Anderer Vormund über Natalie, und der könnte gegen die Verbindung sein, und es würde nichts daraus. — So sind unsere Verhältnisse hier, mein Herr. — Und da zog der vorsichtige und pflichtgetreue Vormund zuerst sichere Erkundigungen über den Freiherrn ein, und erfuhr, daß er einen Prozeß gegen seine Mutter gewonnen habe, den auch vorsichtige und pflichtgetreue Vormünder geführt hatten, und daß er dadurch wieder der Herr großer und reicher Güter geworden sei, und da hatte der Freiherr seinen alten Onkel hieher verschrieben, und der alte Herr kam, und war von

so altem Adel und dazu ein General und eine Excellenz, was Alles uns immerhin imponirt, wenn wir auch gute Republikaner sind, und dabei war er so anspruchslos und einfach, und wußte mit der Tante über Küche und Keller zu sprechen, indem er im Schloß Altenstein das Wirthschafts-Departement besorge, und er fragte nach der Milcherei und Käserei, und bat die Tante sogar um Rath über das Einmachen der Gemüse. Zudem hatte er einen so ehrbaren rothhaarigen Mann mitgebracht, sie nannten ihn Messehörer; mit dem unterhielt die Tante sich lange, und er mußte ihr von Allem in seiner Heimath erzählen, und auch von der Religion. Die katholische Religion des Freiherrn war für die Tante ein nicht geringer Uebelstand gewesen; als sie aber mit dem Messehörer gesprochen hatte, meinte sie, es sei doch so schlimm nicht mit den Katholiken, es müsse schon mit und unter ihnen auszukommen sein, und so viel ist ihr jedenfalls klar geworden, daß es in Preußen sich besser katholisch als protestantisch leben lasse. Freilich kamen wieder andere Seufzer. Der alte Freiherr hatte der Tante auch von dem vornehmen Leben des alten Adels in Westfalen erzählt; wie er in stolzer Zurückgezogenheit nur unter sich lebe, mit keinem Bür-

gerlichen Umgang habe, nicht einmal mit dem neuen preußischen Adel. Er hätte das nicht sagen sollen. Wie wird das Kind es unter den hochmüthigen Menschen aushalten? bemerkte sie. Dazu ist sie nicht erzogen; das ist ihrer Natur zuwider. Aber auch über das kam sie hinweg. So ergab sie sich, mit schwerem Herzen allerdings, und das Herz ist ihr auch wohl noch schwer. Aber der Onkel versprach ihr, daß keine Hochzeit, sondern nur eine einfache Trauung sein solle, und das machte ihr das Herz leichter, wenn auch manchmal noch schwere Augenblicke über sie kommen. So, mein Herr, haben Sie Alles bis heute, und was heute hinzukommen wird, ist Folgendes: Wir fahren nach dem benachbarten Dorfe Wald zur Trauung, sind zur Mittagszeit wieder hier und setzen uns zu einem einfachen Mahle nieder; um drei Uhr fährt das junge Ehepaar ab nach der westfälischen Heimath, und — wir sind fertig. Zugegen werden sein: der Onkel, die Tante, der Onkel des Freiherrn und der Messehörer, Sie, mein Herr, als Brautführer, ich als Brautjungfer. Die Leute der Weid haben einen Feiertag."

„Und der Herr Murschel?" fragte der Hauptmann noch.

„Ist nach Amerika zurückgekehrt."

Sie hatten die Höhe des Berges erreicht.

Der See und seine Ufer und alle die Berge rings umher lagen in der klaren Morgensonne so schön vor ihnen.

Nataliens Augen wurden feucht.

Der Freiherr schloß die Geliebte in seine Arme.

„Du siehst sie wieder, Natalie."

Sie konnte ihm freundlich zulächeln.

Dann traten ihr doch helle Thränen in die Augen, und um sie dem Geliebten zu verbergen, warf sie sich an die Brust der Freundin.

„Du siehst sie ja wieder," sagte auch Nanni.

„Aber glücklich?" fragte leise die Braut.

„Um Gotteswillen, welch' ein Gedanke!"

„O Nanni, das Herz ist mir so schwer! Ich gehöre nicht in das fremde Land —"

„Verläßt Dich denn nimmer der thörichte Gedanke? Komm, singen wir:

O theure Heimath, o wonniges Land!
Innig bleib immer mein Herz dir zugewandt —"

Sie sang es leise nach der einfachen, rührenden und wieder aufjauchzenden Volksweise.

Natalie sang es leise und weinend mit ihr.

„Und nun, Natalie, gieb dem unglücklichen

Gedanken den Abschied für immer. Quäle Dich nimmer wieder mit ihm, und nimmer Deinen künftigen Gatten. Versprich es Dir, versprich es mir."

Natalie drückte der Freundin schweigend die Hand. Dann kehrten sie, doch still, den Berg hinunter, zu der Weid zurück.

Hier waren unterdeß Gäste angekommen: der Onkel des Freiherrn mit seinem getreuen Messehörer. Sie saßen mit dem Obersten und der Oberstin im Salon beim Frühstück.

Der Oberst hatte sich bei der Excellenz nach der gegenwärtigen Verfassung der preußischen Armee erkundigen wollen. Aber —

„Ja, sehen Sie, Herr Oberst, darüber kann ich Ihnen wahrhaftig nichts sagen; ich bekümmere mich nicht darum."

„Aber Sie sind doch General."

„General der Armee, das heißt auf dem Papier. Gedient habe ich in der preußischen Armee keinen Tag. Ich hatte es ja nicht nöthig."

„Wie verstehe ich das?"

„Wissen Sie, bei uns dient nur der Adel, der davon leben muß."

„Hm, dann haben Sie vielen Adel, der davon leben muß!"

„Nicht in Westfalen, Herr Oberst.“

Damit wandte sich der alte Herr an die Oberstin.

„Darf ich fragen, gnädige Frau, ob die Bohnen gut gewachsen sind? Als ich zuletzt hier war, standen sie sehr gut.“

Die Frau Oberst dankte für die freundliche Nachfrage nach ihren Bohnen und revanchirte sich.

„Und wie steht es bei Ihnen, Excellenz?“

„Vortrefflich! Ich war so glücklich, vor meiner Abreise vom Hause die ganze Ernte in Keller und Scheune zu haben, sie war eine ausgezeichnete. Die Wirthschafterin läßt jetzt für den Winter einmachen; ich habe ihr doppelte Sorgfalt empfohlen, da ich nicht da bin, und ich hoffe, wir werden bei der jungen gnädigen Frau Ehre einlegen.“

„Natalie wird gewiß zufrieden sein; sie ist genügsam.“

„Aber eine desto feinere Kennerin wird sie unter der Anleitung einer so vortrefflichen Tante geworden sein.“

Die Oberstin wollte das abbitten; da traten die Rückkehrenden vom Felsberge ein.

Der Onkel Clemens begrüßte den Neffen

zärtlich, die neue Nichte mit dem ehrerbietigsten Handkuß.

Dann aber meinte die Tante, es sei die höchste Zeit, Toilette zu der Trauung zu machen, und sie begaben sich dazu alle in ihre Gemächer.

Der Messehörer hatte natürlich bei dem alten Freiherrn bleiben müssen.

„Hm, Kemper, meine künftige Cousine ist doch eine schöne Frau. Schöne Frauen haben zwar auf dem Altenstein nicht immer gutgethan — und ich glaube, sie thun überhaupt nicht gut; darum habe ich auch nicht geheirathet, denn eine häßliche wollte ich nicht — und wenn ich nun erst an meine durchlauchtige Schwägerin denke — hm, Kemper, die war doch wohl noch schöner."

„Aber ein ganz anderes Genre, Euer Gnaden."

„Gott Lob, Kemper. In Allem! Wie Engel und Teufel sind die Beiden verschieden."

„Gewiß, Euer Gnaden, und es ist bei der künftigen gnädigen Frau nur Eins zu bedauern."

„Das wäre, Kemper?"

„Das sie nicht katholisch ist."

Der alte Freiherr lächelte darauf fein.

„Ach, Messehörer, das sagt Ihr, weil sie als Protestantin Euch nichts zu verdienen giebt."

„Spotten Euer Gnaden nur. Wenn's zum Sterben geht, denkt der Mensch anders."

„Hört 'mal, Messehörer!"

Der alte Herr war ernst geworden. Vom Tode hörte er nicht gern sprechen.

Der alte Oberst Wildegg hatte sich so würdig auf seinen Tod vorbereitet. —

Die Toiletten waren beendigt. Die Wagen, die zur Kirche nach Wald fahren sollten, waren am Hause vorgefahren. Man versammelte sich im Saale, um von da gemeinschaftlich zu den Wagen zu gehen.

Die Ersten, die erschienen, waren der alte Freiherr und der Messehörer, dann kam der Oberst Wildegg, dann der Hauptmann v. Hachenberg; darauf der Bräutigam. Die Oberstin hatte ihn so darum gebeten; es schickte sich. Sie selbst mit der Braut und der Brautjungfer dürfen erst zuletzt kommen.

Der alte Freiherr nahm seinen Neffen auf die Seite.

„Hast Du Nachrichten von Deiner Mutter, Hermann?"

„Ich sah sie an demselben Tage, an dessen Abend ich verwundet wurde; Du weißt es. Seitdem habe ich nichts wieder von ihr erfahren."

„Auch sie nichts von Dir?"

„So viel ich weiß, nein."

„Es war Absicht von Deiner Seite?"

„Ja. Ich bat den Oberst, den Hauptmann, meinen Namen nicht zu nennen."

„Und warum, Hermann?"

„Es wäre jetzt zu weitläufig, wenn ich es Dir erzählen wollte."

„Sonst könntest Du es?"

„Ich denke, Onkel."

Der junge Freiherr mußte doch die Augen dabei niederschlagen.

„Der italienische Polizeibeamte hatte also nichts damit zu schaffen?" fragte der Freiherr.

„Zwischen meiner Mutter und mir war mit keiner Sylbe von ihm die Rede."

„Ich war diese Nacht in Zürich, Hermann."

„So!"

„Deine Mutter ist noch da, oder eigentlich wieder da, mit dem Marchese und seiner schönen Nichte. Sie sind ein paarmal verreist gewesen, jedesmal auf kurze Zeit. Kemper sagte es mir, der sich nach ihnen erkundigt hatte."

Sie mußten das Gespräch abbrechen; die Thür des Salons öffnete sich.

Der junge Freiherr war unruhig geworden.

Die Oberstin trat mit ihren beiden Nichten ein.

Die Braut war schön, ernsthaft wie ein Engel, und auch so sanft, so bescheiden, und — noch Eines müssen wir von ihr berichten, wenn es auch nur ihrem Anzuge gilt.

Ihr Brautanzug, der für die Trauung mit dem Herrn Murschel bestimmt war, war ein sehr kostbarer, dem Reichthum der Braut wie dem vermeintlichen des Bräutigams angemessener gewesen. Heute trug sie einen völlig vom Kopf bis zum Fuße neuen und noch reicheren.

„Das müßte ja vollends Unglück bringen," hatte die Tante zu Fräulein Nanni gesagt, „wenn sie auch nur eine einzige Nadel des früheren Brautstaates tragen würde. Er soll aber darum nicht verderben; er bleibt für Dich verwahrt, Nanni. Bei Dir wird sich kein Unglück daran setzen."

„Weil ich ein armes Mädchen bin!" sagte das kleine Fräulein leise für sich.

Sie fuhren zu der Kirche nach Wald; nur in zwei Wagen. Es sollte in keiner Weise mit der Hochzeit Aufsehen gemacht werden.

In dem einen Wagen saßen das Brautpaar, die Brautjungfer, der Brautführer; in dem zweiten

der Oberst und die Oberstin mit dem alten Freiherrn und dem Messehörer, der von den einfachen Schweizern nicht als ein Diener, sondern als zu der Familie gehörig betrachtet wurde.

Die Trauung war kurz, ohne Gepränge, in der prunklosen Dorfkirche.

Die Oberstin seufzte wohl schwer darüber. Es war gut für sie, da gewahrte sie Anderes nicht, was ihr erst auffiel, als sie wieder in der Weid ankamen.

„Nanni, wie ist Natalie bleich!“

„Ich meine, das müsse man bei der Trauung sein, Tante.“

„Ja, es schickt sich wohl. Aber Natalie sieht mir so besonders blaß und unglücklich aus.“

„Unglücklich nicht, Tante —“

„Wie das kommende Unglück, Nanni! Und so muß das arme Kind zu den fremden Menschen.“

„Tante, Du wolltest nicht mehr davon sprechen.“

„Du hast Recht, Kind.“

Und die brave Frau sprach nicht mehr davon und zeigte der Braut, die in wenigen Stunden scheiden sollte, das schöne alte Matronengesicht nur verklärt von der stillen, milden, mütterlichen Liebe ihres Herzens. Und so blieb sie, obwohl sie gleich darauf noch einen Stich in das Herz be-

kommen sollte, der auch Fräulein Nanni traf, diese vielleicht noch mehr, als die Tante.

Die Thür des Salons öffnete sich, und herein trat mit seinem ganzen vergnügten und zufriedenen, runden und rothen Gesichte der Herr Vetter Gustav Becker aus St. Gallen.

Er wurde doch verlegen, als er die festlich geputzte Gesellschaft, Natalie im Brautanzuge, sah. Er war seit jenem verunglückten Hochzeitstage nicht wieder in der Weid gewesen.

Die Verlobung Nataliens hatte auf den dringenden Wunsch der Oberstin auch den Verwandten nicht angezeigt werden dürfen; erst nach der Trauung und der Abreise des Paares sollten sie benachrichtigt werden.

Da kam er wieder an einem Hochzeitstage.

„Er ist ein Unglücksmensch!“ sagte, als sie ihn sah, die erschrockene Tante zu Nanni.

„Tante, Du wolltest heute nichts mehr von Unglück sprechen!“

„Nein, nein! Aber hat der Schreck Dir nicht selbst das Blut aus dem Gesicht gejagt?“

„Das ist etwas Anderes, Tante!“

Sie sagte es zweideutig.

Der Vetter Gustav hatte einen so eigenthümlich forschenden und fast zornigen Blick auf den

langen Hauptmann geworfen, der neben Nanni stand, und dann wieder auf Nanni, und der lange Hauptmann hatte es bemerkt, und er hatte nun seinerseits den Zorn in dem rothen Gesicht des Vetters mit einem so eigenthümlichen Hohne gemessen, und Fräulein Nanni meinte, ein wenig von diesem Hohn sei auch nach ihr herübergeglitten.

Aber das kleine Fräulein wußte sich immer zu fassen. Sie schritt mit ihrer liebenswürdigsten Freundlichkeit auf den Vetter zu.

„Sie kommen ja wie gerufen, Vetter Gustav. Wir feiern Hochzeit. Gratuliren Sie dem jungen Ehepaare, Ihre Cousine, jetzt Freifrau v. Alten vom und zum Altenstein, Erb- und Gerichtsherrin zu — und so weiter und so weiter —“

Und über das Weitere half die alte Wirthschafterin Christine hinweg, die mit der Meldung kam, daß das Mittagsmahl aufgetragen sei.

Für die Oberstin trat zwar ein neuer Schreck ein.

„Es ist nicht für ihn gedeckt, Nanni!“

Ein Wink Nanni's an Christine hatte aber schon früher Abhülfe getroffen, ehe sie in den Speisesaal eintrat.

Christine hatte das Gedeck für den Vetter neben Fräulein Nanni besorgt. An der anderen Seite des kleinen Fräuleins saß der Hauptmann.

„Ich bin ja von meinen Anbetern umgeben," flüsterte sie der Braut zu; aber sie konnte dieser kein Lächeln abgewinnen.

„Und der Bräutigam," sagte sie für sich, „sitzt gar so mit einer inneren Unruhe da, als wenn er das Unglück, das über die arme Natalie erst später kommen soll, schon jetzt, schon heute, noch hier am Tische erwarte. Muß es denn wirklich über sie kommen und hat Natalie das Fatum oder die Nemesis zu einem schweren, tragischen Kampfe gegen sich herausgefordert durch eine sittliche Schuld gegen Herrn Murschel? Oder durch einen Conflikt mit den altmütterlichen Pflichten der Sitten der Heimath? Und was hat denn der Freiherr so Schweres auf dem Herzen, das ihm den tragischen Untergang droht?"

Wie das Brautpaar, so saßen auch die Anderen still an der Tafel, und wie Fräulein Nanni sie beleben wollte, da hatte sie es noch schlimmer gemacht.

„Kommen Sie direkt von St. Gallen, Vetter Gustav?" fragte sie.

„Ich komme von Zürich. Ich hatte Geschäfte dort."

„Immer Geschäfte, Vetter."

„Man muß etwas vor sich zu bringen suchen, Base Nanni, damit —"

Er stockte, indem er es wagte, verstohlen einen zärtlichen Seitenblick auf sie zu werfen.

„Sie haben also noch einen andern Zweck, als reich zu werden?“ fragte das Fräulein.

„O, Base Nanni —“

Fräulein Nanni mochte es doch gerathen finden, zu etwas Anderem überzugehen.

„Was bringen Sie Neues mit, Herr Vetter?“

„Aus St. Gallen nichts; da leben wir immer still dahin.“

„Aber aus Zürich?“

„Ja, in Zürich hört man immer etwas Neues.“

„Zürich ist auf dem Wege zu einer Weltstadt, Vetter.“

„O, in St. Gallen haben wir auch reiche Häuser, Base Nanni, und an die Millionen Basels reicht Zürich noch lange nicht.“

„Macht denn der Reichthum die Welt, Vetter Gustav?“

„Hm, was ist man in der Welt ohne Reichthum?“

„Was hörten Sie Neues in Zürich?“

„Allerlei, und diesmal nicht viel Gutes. Am meisten wurde von einer geheimnißvollen Geschichte gesprochen.“

„Ah, geheimnißvolle Geschichten liebe ich.“

„Es war aber eine Mordgeschichte!“

„Um so besser. Erzählen Sie.“

„Es ist eine Geschichte von einer schönen Italienerin und einem jungen Deutschen.“

„Ah, und es wird eine Mordgeschichte daraus?“

„Der junge Deutsche soll vielleicht auch ein Russe gewesen sein!“

„Pfui! Ein junger Deutscher, der ein Russe sein will!“

„Der junge Herr und die schöne Italienerin haben sich geliebt. Aber die Dame war verheirathet; da hatten sie sich denn trennen müssen. Das soll schon im vorigen Jahre gewesen sein. In diesem Frühjahre aber hat der junge Mann die Dame wieder aufgesucht — die Liebe ist in seinem Herzen zu heftig gewesen, auch wohl in dem der jungen Frau. Ihr Mann war schon alt, mürrisch, kränklich. Plötzlich war er todt. Darauf war der Anbeter der Dame verschwunden, dann die Dame selbst, nachdem sie ihr Vermögen zu Gelde gemacht hatte. Und nun kamen erst die Behörden auf den Gedanken, daß der Mann ermordet sein möge, und sie ließen die Leiche ausgraben, und es fand sich richtig, er war mit Arsenik vergiftet. Und —“

„Das ist ja eine häßliche Geschichte, Vetter

Gustav," unterbrach Fräulein Nanni den Erzähler. „Sprechen wir lieber von Geschäften."

Das kleine Fräulein war blaß geworden; sie hatte eine plötzliche Bewegung des Bräutigams gesehen. Der junge Freiherr saß wie eine Leiche neben seiner Neuvermählten.

Da war auch Nanni erblaßt.

Großer Gott, was ist das? Habe ich denn sein Schicksal gegen ihn herausgerufen, als ich sagte, er sehe aus, als wenn es ihn schon hier am Tische erwarte?

„Gehen die Geschäfte gut, Vetter?"

Aber der Vetter Gustav war einmal im Erzählen und Alle hatten mit so gespannter Aufmerksamkeit jedem seiner Worte gelauscht. Wie hätte er aufhören können?"

„Von den Geschäften wollen wir gleich sprechen, Base Nanni. Lassen Sie mich weiter erzählen. Als der Mord entdeckt war, da wurden nun auch die Mörder verfolgt, und jetzt spielt die Geschichte in Zürich. Nach Zürich hin hatte man die Spur der Verbrecher verfolgt; da aber war sie verloren. Von der Frau hat man gar nichts wiedergesehen. Der junge Mann aber soll einmal in Zürich gesehen worden sein, das war wohl schon vor zwei Monaten, dann sei auch er plötzlich verschwunden,

und zwar auf eine unbegreifliche Weise. Die italienischen Polizeispione haben ihn nach allen Seiten hin verfolgt; die reichen Verwandten des Ermordeten haben eine große Belohnung auf Ergreifung der Verbrecher gesetzt. Nirgends ist aber auch von dem jungen Manne eine Spur gefunden. Die Spione waren daher nach Zürich zurückgekehrt und behaupteten, die Gesuchten müßten sich noch in der Schweiz befinden. Und auf einmal war gestern in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß sie sich wirklich verborgen in der Nähe von Zürich aufhielten. Vielleicht," schloß der Vetter Gustav seine Erzählung, „hat die Polizei sie gerade in diesem Augenblicke entdeckt."

Die Thür des Zimmers öffnete sich.

Nanni mußte mit Gewalt einen lauten Schrei unterdrücken.

Der Freiherr wandte unwillkürlich das blasse Gesicht um.

Die alte Christine war eingetreten. Sie hatte der Oberstin ein paar gleichgiltige Worte zu sagen. Weiter war es nichts.

Die Anderen hatten den Erzähler angesehen.

„Wie heißen die Mörder?" wurde der Vetter Gustav gefragt.

Der Name der Frau wurde genannt. Benelli

oder Benetti soll sie heißen. Den Namen des jungen Mannes kennt man eben nicht. In Italien soll er den Namen Karl Brand geführt haben; das sei aber nicht sein rechter Name. Auch eine unrichtige Heimath habe er angegeben: Dresden, wie Einige sagten, oder Königsberg, wie Andere meinten. Man vermuthet freilich, daß er ein Norddeutscher sei, wahrscheinlich aus den russischen Ostseeprovinzen."

Aus den russischen Ostseeprovinzen! Wer hätte an den Freiherrn aus dem Westfalenlande denken können, wenn man auch sein bleiches Gesicht, seine fast erloschenen Augen sah?

Nur Nanni konnte sich trotz alledem des Gedankens nicht erwehren:

Er ist es! Arme, arme Natalie! An einen Mörder gefesselt! Aber ist er es denn? Aber wie könnte ein Mensch so erschrecken, wenn nicht eine Schuld auf ihm lastete? Konnte die Kunde nicht die paar Stunden früher kommen? Ich hätte ihm die Frage in's Gesicht gesagt! Thue ich es nicht noch? Muß ich es nicht? Und wenn er es nicht wäre? Und wenn er es ist? Ich kann, ich darf es nicht. Sie mögen reisen! Ach, wären sie schon fort! Wenn nur noch einmal die Thür sich öffnete, und ich käme nicht wieder mit dem bloßen Schreck davon,

ich nicht, er nicht! Ueber uns Alle bräche das Unglück, das Elend herein. Ein Mörder sitzt an deiner Seite, ist seit einer Stunde dir angetraut! Ein Mörder in dieser edlen Familie, in diesem Hause, das noch nie einen Verbrecher sah! O Gott! o gütiger Gott, allmächtiger Gott, laß es an uns vorübergehen!

Man hörte einen Wagen in der Schlucht fahren.

Der Messehörer saß mit dem Gesicht nach dem Fenster, er hatte gern seine Augen überall. Er hatte den Wagen gesehen, auch wer darin saß, und wurde verlegen. Er flüsterte dem alten Freiherrn ein Wort zu.

Auch der alte Herr wurde verlegen. Er sah unschlüssig seinen Neffen an; dann stand er auf, ging zu ihm und sagte ihm leise in's Ohr:

„Deine Mutter!"

Der junge Freiherr erschrak von Neuem.

„Hier?"

„In dem Wagen, der da kommt."

Einen Augenblick war auch der junge Freiherr unfähig, einen Entschluß zu fassen; dann erhob er sich. Seine Gesichtszüge waren fest, sein Auge war klar; über seinem Wesen lag eine sichere Ruhe. So wandte er sich an seine junge Gattin:

„Meine Mutter ist hier, Natalie! Ich wußte nicht, wo sie war; ich hatte sie daher von unserer Hochzeit nicht benachrichtigen können. Ein Zufall hatte sie dennoch hierher geführt. Gehen wir ihr entgegen, sie zu begrüßen."

Die junge Frau stand auf. Er gab ihr seinen Arm. Sie verließen das Zimmer.

Die Oberstin, die höfliche Frau des Hauses, hatte ihnen folgen wollen. Ein Wink des Obersten hielt sie zurück. Sie blieben Alle an der Tafel; aber eine eigenthümliche, erwartungsvolle, peinliche Stille herrschte unter ihnen Allen.

Draußen war die schöne, stolze, majestätische Gestalt der Freifrau v. Alten dem Wagen entstiegen. Der ernste, würdige Prälat hatte ihr geholfen. Die Beiden waren allein gekommen. Der junge Freiherr und seine Gattin traten ihnen aus dem Hause entgegen. Mutter und Sohn sahen sich. Der Sohn breitete doch seine Arme nach der Mutter aus, und die Mutter schloß mit ihren Armen den Sohn an ihr Herz.

„Du warst am Rande des Grabes, Hermann! Ich erfuhr es erst heute, mit Deinem Aufenthalt. Ich eilte sofort hieher.

„Und Sie kommen zugleich zu einem Freudentage, Mutter."

Der Freiherr wandte sich zu seiner jungen Gattin.

Die Mutter sah die Dame an der Seite des Sohnes.

Hatte sie die schöne junge Frau bisher nicht gesehen oder nicht sehen wollen? Sie maß sie mit einem verwunderten, ahnenden, stolzen Blicke.

Die junge Frau stand ihr so bescheiden, so demüthig, fast furchtsam gegenüber.

Sie waren Beide schön.

Der alte Freiherr Clemens hatte gemeint, seine durchlauchtige Schwägerin sei doch wohl die Schönere gewesen; sie war es vielleicht noch, obwohl sie die Mutter der Anderen sein konnte, obwohl es ihre Schwiegertochter war, der sie gegenüberstand. Aber der Messehörer hatte dem alten Herrn erwidert, es sei doch eine andere Schönheit, die dieser Anderen, es sei die Schönheit eines Engels, und so war es.

„Mutter, meine Frau!“ sagte der junge Freiherr. „Wir kommen in dieser Stunde vom Traualtar.“

Die junge Frau nahte sich mit ihrer kindlichen Bescheidenheit der Schwiegermutter. Sie wollte in ihrer einfachen, treuherzigen Schweizerweise ihr die Hand reichen. Ein heftiges Zucken durchflog den ganzen Körper der stolzen Dame.

Ein unsäglich feindlicher Blick folgte; er war auf den Sohn gerichtet. Die dargebotene Hand wies sie mit Verachtung zurück.

„Ah, meine gnädige Frau!“ sagte sie mit tödtlichem Hohn. „Ich bringe Ihnen meine Glückwünsche dar!“

Zu dem Sohne aber sagte sie:

„Elender!“

Und zu seinem Ohre hingebeugt, fügte sie mit leiserer Stimme hinzu:

„Mörder!“

Dann wandte sie sich an den geistlichen Herrn:

„Darf ich bitten?“

Sie hatte jedes Wort mit der eisigsten, schneidendsten Kälte gesprochen. Ruhig und gemessen war jede ihrer Bewegungen. War sie in Wuth, so konnte diese Frau auch ihre Wuth beherrschen. Und eine furchtbare Wuth kochte in ihrem Innern.

Der Prälat führte sie zum Wagen zurück, hob sie hinein, setzte sich zu ihr. Der Wagen fuhr davon. Sie hatte sich kein einziges Mal umgesehen.

In den Augen der jungen Frau standen Thränen; es waren vielleicht die ersten bitteren Thränen, die sie weinte, sie mußte sie in der ersten Stunde ihres Ehestandes vergießen.

„Hermann, was war das?"

Der Gatte konnte ihr nicht antworten. Er stand geisterbleich, zitternd an allen Gliedern.

Die Oberstin kam zu ihnen.

Der Wagen war schon wieder weggefahren; die jungen Leute kehrten nicht in den Saal zurück. Sie mußte sehen, was da war. Sie sah die weinende Frau, den geisterbleichen Mann.

„Was ist hier vorgefallen, Natalie? Was hat man Dir gethan?"

Sie erhielt keine Antwort.

Nanni war ihr gefolgt.

„Nanni, sagte ich es nicht?"

Aber auch der alte Freiherr Clemens war herbeigekommen. Er mußte doch wissen, was seine durchlauchtige Schwägerin gewollt habe. Und es war gut, daß er gekommen war.

„Ah, ah, meine durchlauchtige Schwägerin war hier! Wo die war, da bleiben Spuren zurück. Darüber ängstigen Sie sich nicht, gnädige Frau Oberstin! Und auch Sie nicht, meine liebe, gnädige Cousine. Auf den Altenstein kommt die in ihrem Leben nicht wieder."

Es war auch noch ein Anderes gut.

Es fuhr wiederum ein Wagen an dem Hause vor. Dieser kam aus einer Remise der Weid.

Es war der Wagen, der das junge Paar zu der Eisenbahnstation nach Bubikon bringen sollte. Von dort wollten sie auf der Eisenbahn weiterfahren.

Die jungen Leute mußten Abschied nehmen: Natalie von Allem, von den Verwandten, von der Weid, von der Schweiz.

„Es ist ja nicht vom Leben, Natalie!“ flüsterte die weinende Nanni der Weinenden zu.

„Ich empfange Sie in der neuen Heimath!“ sagte der alte Freiherr. „Junge Eheleute reisen langsam. Ich bin in acht Tagen dort!“

Die Tante aber sagte, und es war ihr unter den schmerzlich strömenden Thränen unmöglich, leise zu sprechen:

„Du hast immer Deine Heimath hier, Natalie!“

Der Wagen fuhr mit dem jungen Paare dahin.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Leipzig, Druck von A. Edelmann.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Temme, Jodocus Donatus Hubertus,

Die Heimath ein Schweizer Roman

Bd.: 1

Leipzig (1868)
P.o.germ. 1941 c-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10127542-6